

Predigtarchiv

Gunther Schendel

Predigt zum Sonntag Reminiscere
Nikodemuskirche Hannover, 5.3.2023 Röm. 5,1-5

Liebe Gemeinde,

draußen wird es wieder Frühling. Die Krokusse schieben mutig ihre Köpfe aus der Erde. Präsentieren ihre Blüten, auch wenn nebenan die Autos vorbeidonnern und ein kalter Wind durch die Straße weht.

Frühling 2023. Die Tage werden wieder länger. Den Kältewinter haben wir überstanden. Die meisten Wohnungen waren warm, Gott sei Dank. Und trotzdem will keine richtige Freude aufkommen. Die Nachrichten sind ernüchternd genug. Der Krieg in der Ukraine geht weiter, ein Jahr schon. Und ein Ende scheint nicht in Sicht.

Ich merke, wie sich eine Müdigkeit breitmacht. Viele, mit denen ich spreche, sind ausgelaugt. Manche planen Fernreisen, wollen nach den Coronajahren ein Stück Normalität nachholen. Andere planen gar nicht, graben sich in ihren Alltag und in ihre Arbeit ein. Und ich höre von manchen, die die Schreckensnachrichten einfach nicht mehr sehen können. Die abschalten, weil sie sich sonst zuviel Sorgen machen.

Auf diese Stimmung trifft unser heutiger Predigttext. Einige Sätze, die Paulus an die Gemeinde in Rom geschrieben hat. Er traut sich, vom Frieden zu sprechen. Und von der Hoffnung. Aber hören Sie selbst!

Da wir nun gerecht geworden sind durch den Glauben, haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesus Christus. Durch ihn haben wir auch den Zugang im Glauben zu dieser Gnade, in der wir stehen, und rühmen uns der Hoffnung auf die Herrlichkeit, die Gott geben wird. Nicht allein aber das, sondern wir rühmen uns auch der Bedrängnisse, weil wir wissen, dass Bedrängnis Geduld bringt, Geduld aber Bewährung, Bewährung aber Hoffnung, Hoffnung aber lässt nicht zuschanden werden; denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsre Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist.

Soweit diese Zeilen an die Gemeinde in Rom. Wahrscheinlich war es nur eine kleine Schar von Christinnen und Christen, die diese Zeilen zum ersten Mal gelesen hat. Nicht mehr als sechzig Leute, hat mir mal jemand in einer der ersten Hauskirchen erklärt. Die Bedrängnis, von der sie jetzt lesen, ist ganz real. Nur ein kleiner Schritt, und sie werden als Reichsfeinde verfolgt.

Bei uns ist das Gott sei dank anders. Wir haben Religionsfreiheit. Wir müssen uns als Christinnen und Christen nicht verstecken. Und trotzdem tut es mir gut, diese Worte vom Frieden und von der Hoffnung zu hören.

„Wir haben Frieden mit Gott“. Diese Worte leuchten mich an, obwohl sie verrückt und egoistisch klingen. Wie können wir vom Frieden reden, wenn 1.500 Kilometer im Osten Krieg ist? Und was bringt es, wenn wir unseren persönlichen Frieden mit Gott haben, während anderen die Raketen um die Ohren fliegen?

Trotzdem leuchten mich diese Worte an: „Wir haben Frieden mit Gott“. Und ich überlege, was diese Worte für mich so attraktiv macht. Vielleicht spüre ich einfach, dass sie der Seele gut tun. So gut, wie es ist, diese mutigen Krokusse auf einer Verkehrsinsel in Hannover zu sehen.

Diese Krokusse, die kann ich nicht machen. Die sind eine Überraschung, ein Geschenk. Und so ist es wohl auch mit dem Frieden, der mir aus dem Predigttext entgegenleuchtet. Wenn ich Paulus ernstnehme, dann geht's da nicht um unsere Leistungen, nicht um unseren guten Willen. Sondern dann geht's darum, dass etwas Gutes auf uns zukommt, dass wir beschenkt werden, dass Gott zu uns sagt: Friede sei mit dir!

Wir wissen nicht, wie die Christinnen und Christen in Rom diese Worte gehört haben. Ich kann nur von mir selbst reden. Ich merke, dass ich diesen Frieden brauche, um die Ungewissheit unserer Zeit besser ertragen zu können. Wie geht dieser Krieg weiter? Wieviele Menschen werden noch sterben? Welchen Weg gibt es, um den Angriff auf wehrlose Städte zu stoppen? Es tut mir in der Seele weh, die Kriegsbilder aus dem zerbombten Charkiw zu sehen. Vor acht Jahren habe ich hier noch ein Gebet für den Frieden erlebt.

Wie sieht das Friedensangebot Gottes aus? Im Evangelium begegnet uns ein gefolterter Mensch, der die Arme trotz allem zur Vergebung ausstreckt. Wir merken sofort: Das ist kein

naiver Frieden, der die Opfer überspringt, die Gequälten vergisst. Gottes Frieden geht nicht an den Opfern vorbei.

Im Anschluss daran möchte ich beides zusammenhalten: die manchmal auch zornige Erinnerung an die Opfer – und das Leben aus dem Frieden, den Gott uns anbietet. Wir sollen nicht vergessen. Aber wir dürfen leben, auch wenn nebenan Krieg ist. Gerade in dieser Zeit brauchen wir unseren Humor, unsere Solidarität, offene Arme für die Geflüchteten, viel Kraft für den Alltag. Und wir brauchen viel Geduld miteinander, wenn wir über die richtigen Wege diskutieren.

Schließen möchte ich mit einem weiteren Zitat aus unserem Predigttext: „Hoffnung lässt nicht zuschanden werden.“ Wenn ich auf den kleinen Krokus schaue, dann leuchtet mir dieser Satz sofort ein: Dieser Keimling wusste mehr, als er sah. In der dunklen Erde konnte er den Himmel nicht sehen. Und trotzdem ließ er sich vom Dunkel nicht abschrecken, sondern suchte den Weg ins Licht. Es ist gut, wenn wir genauso an der Hoffnung dranbleiben. Denn Gott hat den längeren Atem.

Und der Friede Gottes ...

**Morgenandacht auf einem wissenschaftlichen Symposium
im Augustinerkloster Erfurt
24.3.2022**

Der Krieg begann am Donnerstag; wann beginnt der Frieden?

Aber eigentlich begann der Krieg schon viel früher. Bereits vor sechs Jahren beschrieb Serhij Zhadan, ein ukrainische Autor und Rockmusiker, wie sich der Krieg in den Alltag hineinfrisst:

„Was ändert der Krieg? [...] Der Krieg bringt seine eigenen Wörter hervor. Sie klingen scharf und kalt, sie bezeichnen nie kriegsferne Dinge, obwohl sie ins zivile Leben eindringen und tiefe Spuren hinterlassen. [...] Der Krieg ist wie Giftmüll im Fluss – er erreicht jeden, der in Flussnähe wohnt. Du musst auf die neuen Substantive und Verben reagieren, du gewöhnst dich an sie, sie werden dir vertraut. Plötzlich finden sich unter deinen Bekannten Einberufene, Verwundete und Gefangene. [...] Der Tod kommt dir so nahe, dass du viele Dinge mit

ihm abstimmen musst. Zudem verändert der Krieg die Farben. Für viele Menschen verschwinden ein für alle Mal die Schattierungen, plötzlich ist die Welt schwarz-weiß, fest umrissen, streng konturiert.“

Diese Zeilen sind sechs Jahre alt, geschrieben unter dem Einfluss des Krieges in der Ostukraine. Seit vier Wochen steht Charkiw jetzt unter Beschuss, der Wohnort des Autors. Vor dem Krieg hatte Zhadan seiner Stadt einen liebevollen und lebensprallen Roman gewidmet, „Zweistromland“. Er war bevölkert von Menschen, die sich durchschlagen, ihr Leben leben, von denen manche ein fast mythisches Format bekommen. Ich las diesen Roman nach einem Besuch in der Stadt. Damals waren die Flüchtlinge aus der Ostukraine noch im Stadtbild präsent. Jedenfalls dann, wenn du genau hinsahst. Und sehr beeindruckend waren die örtlichen Netzwerke, die sich für die Geflüchteten einsetzten.

Und jetzt stehen die Raketenwerfer vor der Stadt. Der zentrale Unabhängigkeitsplatz, auf dem damals ein Friedensgebet stattfand, geriet gleich in der ersten Kriegswoche unter Beschuss. Viele Wohnhäuser auch. Der Krieg begann am Donnerstag. Wann beginnt der Frieden?

Die Menschen in Zhadans Romanen und Aufzeichnungen sind keine geborenen Gläubigen. Für viele von ihnen sind die Worte und Rituale der Religion fremd. „Gebete kennt keiner“, wie auch im postsowjetischen Raum? Und trotzdem schildert der Autor, dass am Tag vor der Weihnacht „alle“ in die Kirche gehen und die Worte des Pfarrers nachsprechen. Soll das heißen, dass die Not das Beten lehrt?

In einem der Gedichte finden wir dann auch eine Art von Gebet, verortet in einer Stadt, die gerade erobert worden ist:

Gedenk unser, eines jeden einzeln,
gedenke der nächtlichen Stunden,
gedenke dieser üblen Zeiten,
gedenk der Gerüchte und Kunde,

gedenke dieser seltsamen Welt
- beinah bereit, beinah vollendet.
Nie wieder Kummer, nie wieder Schmerz.
Gedenke ihrer, gedenke.

In diesen einfachen Worten geht es nicht um den Frieden. Oder wenn, dann nur sehr indirekt. Das Leitmotiv ist die Bitte um das Gedenken. Eine eindringlich, mehrfach wiederholte Bitte.

Die Gleichgültigkeit soll nicht das letzte Wort haben. Jemand soll es sehen, sich zu Herzen nehmen, nicht daran vorbeischaun. Gedenke.

Wir wissen, dass solche Gebete das Handeln nicht ersetzen können. Und trotzdem spricht mir dies „Gedenke“ jetzt aus der Seele. Gott soll hinsehen, trösten, mitleiden. Der zerrissene Gott. Er soll bei den Geflüchteten sein und bei denen, die ihnen helfen. Er soll die Menschen umarmen, die in Charkiw im Metroschacht sitzen. Und uns soll er stark machen, damit wir uns nicht an den Krieg gewöhnen. Gedenke.

Die zitierten Texte stammen aus dem Band von Serhij Zhadan: Warum ich nicht im Netz bin. Gedichte und Prosa aus dem Krieg, Berlin 2016.

„Überzähliges Dasein / entspringt mir im Herzen“

Impulse aus Rilkes Duineser Elegien

Morgenandachten für NDR Kultur und NDR Info, 21.-26.2.2022, KW 08

Montag, 21.2.2022, Resonanz

„*Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel Ordnungen?*“ Mit dieser Frage beginnt der Dichter Rainer Maria Rilke eine seiner großen Gedichtsammlungen. Mehr als hundert Jahre ist das her, eine ganz andere Zeit. Aber die Frage ist aktuell: Wer hört mich eigentlich? Wer versteht mich? Für wen bin ich wichtig? Heute nennen wir das, worum es hier geht, Resonanz. Die Welt soll nicht stumm sein. Sie soll klingen und antworten. Ich möchte mich als lebendig erfahren. Möchte lebendig sein in den Beziehungen, in denen ich lebe. Und wenn es mir schlecht geht, soll Gott mich hören.

Resonanz – das ist das große Thema der Duineser Elegien. Ihren Namen hat diese Gedichtsammlung nach dem Schloss Duino, einer Felsenburg hoch über der Adria. Dorthin zog Rilke sich zurück, als schwere Schreibblockaden ihn quälten. Und dort oben, so lautet die Legende, soll ihm der Sturmwind diese Frage ins Ohr gepustet haben: „*Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel Ordnungen?*“¹

¹ Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe nach: Romano Guardini, Rilkes Deutung des Daseins, München 1953, S. 27.

Es ist egal, ob die Geschichte mit dem Sturmwind stimmt oder nicht. In jedem Fall nimmt Rilke diese Frage auf, macht sie zur Grundfrage seiner Gedichte. In alle Richtungen fragt er weiter, und sein Ergebnis fällt erst einmal ernüchternd aus. Selbst wenn der Engel wirklichinhört, ist der Abstand zu uns Menschen doch viel zu groß: „[...] und gesetzt selbst, es nähme einer mich plötzlich ans Herz: ich verginge von seinem stärkeren Dasein“. Die Engel sind keine harmlosen Flügelwesen, sondern sie spielen in einer anderen Liga.

Aber so ist das mit vielem, was Rilke beschreibt. Auch der Draht zu den Tieren ist massiv gestört: „[...] die findigen Tiere merken es schon, dass wir nicht sehr verlässlich zu Haus sind in der gedeuteten Welt“. Keine Idylle zwischen Mensch und Tier, sondern auch hier wieder eine Kluft. Denn anders als die Tiere sind wir nicht durch Instinkte gesichert; wir *müssen* die Welt deuten und gestalten.

Aber Rilkes Frage ist, *wie* wir das machen. Ob wir in alles unser eigenes Interesse hineinlegen müssen. Oder ob wir es schaffen, die Welt auch ohne dieses Eigeninteresse wahrzunehmen. Der Dichter erinnert an den „Frühling“, der uns tatsächlich „brauchen“ könnte, die „Sterne“, die von uns „gespürt“ sein wollen, und an die „Geige“, die sich uns „hingibt“. Resonanz, so lerne ich in Rilkes erster Elegie, lässt sich nicht erzwingen. Sie *geschieht* aber. Bestimmt auch heute, an diesem Tag im Februar.

Dienstag, 22.2.2022, Gott und die Engel

Es gibt Menschen, die sagen: Ich bin „religiös unmusikalisch“. Was sie damit meinen, ist: Religion ist meine Sache nicht. Ich habe einfach kein Ohr dafür. Der Dichter Rainer Maria Rilke war vieles, aber bestimmt nicht „religiös unmusikalisch“. Als Sohn einer frommen Katholikin hat ihn die Religion lebenslang beschäftigt, auch wenn seine Haltung zur Kirche immer distanzierter und kritischer wurde. Seine wichtigste Gedichtsammlung, die Duineser Elegien, zeigt beides, die Kritik und die bleibende Bedeutung der Religion. Für Rilke ist es ein abschreckendes Bild, wenn ein Kirchengebäude einfach so dasteht, „reinlich und zu und enttäuscht wie ein Postamt am Sonntag“.² Für ihn gehört zu einer Kirche, dass sie nicht enttäuscht, sondern offen ist und einlädt. Eine Welt, die „Tempel“ einfach als „Verschwendung“ einspart, stößt auf seine Kritik.³

2 10. Elegie.

3 7. Elegie.

Aber der Dichter ist ein Kind der Moderne. Ihm fällt es schwer, einfach die alten Sätze über Gott und die Engel nachzusprechen. Er macht sich seine eigenen Gedanken, kommt zu eigenen Sätzen und Bildern. Von Gott spricht er in seinem Spätwerk nur selten. Die Wirklichkeit Gottes ist für ihn viel zu groß: „Nicht, dass du *Gottes* erträgest die Stimme, bei weitem.“⁴ Rilke geht es wie den Propheten der Bibel, denen der große Unterschied zwischen Gott und uns Menschen völlig bewusst ist.

Darum spricht der Dichter viel häufiger von den *Engeln*. Auch sie haben etwas Fremdes, Gefährliches. Die Zeiten, als sie noch selbstverständlich bei den Menschen vorbeischaute, sind für Rilke vergangen. Und trotzdem kommt er von den Engeln einfach nicht los. Er will sie „ansingen“,⁵ herbeirufen, weil sie einen Vorsprung vor uns Menschen haben: Sie stehen für die „Verwandlung des Sichtbaren in Unsichtbares“⁶. Und nach Rilke ist genau das unsere eigentliche Aufgabe: „Verwandler der Erde“ zu sein.⁷ Nicht in dem Sinn, dass wir die Welt einfach zubetonieren, sondern so, dass wir die Welt innerlich verarbeiten. Das gilt für das Schöne genauso wie für das Schmerzhaftes. Bleibende Reiseerinnerungen zählen für Rilke genauso dazu wie die „Flüge und Stürze unserer Liebe“⁸. Oder wie ein Abschied, der uns bis heute sehr wehtut.

Es ist leicht, diesen Weg der Verwandlung als Flucht ins Innerliche zu kritisieren. Aber Rilke hat dieser Weg geholfen, genauer hinzusehen. Das Hinsehen, so könnten wir sagen, ist hier der Anfang der Religion.

Mittwoch, 23.2.2022, Die Liebenden

Letzte Woche hatten wir den Valentinstag. Den Tag der Liebenden und der romantischen Liebe. Viele Menschen haben sich Rosen geschenkt. Oder sie haben sich auf andere Weise gezeigt, was sie füreinander bedeuten. Die Liebenden stehen auch im Mittelpunkt der Duineser Elegien, einer Gedichtsammlung von Rainer Maria Rilke. Aber das Merkwürdige ist: Diese Gedichte sind alles andere als das Hohelied der romantischen Liebe. In ihnen geht es auch um die Spannungen und Enttäuschungen der Liebe. Da geht es ums schmerzvolle

4 1. Elegie.

5 2. Elegie.

6 Brief an Witold von Hulewicz, 13.11.1925.

7 Ebd.

8 Ebd.

Verlassenwerden, um den freiwilligen Verzicht auf den geliebten Menschen: „*Denn Bleiben ist nirgends.*“⁹

Eine weitere Frage, die Rilke anspricht: Kann ich lieben, oder ist das eigene Leben dafür zu voll? Beim Dichter hört sich das so an: „*Wo willst du sie bergen*“, die Geliebte, „*da doch die großen fremden Gedanken bei dir / aus und ein gehn und öfters bleiben bei Nacht?*“¹⁰ Hier hören wir von jemandem, der viel zu viel im Kopf hat, der keinen Platz hat für die Liebe, den geliebten Menschen.

Und trotzdem kommt der Dichter immer wieder auf die Liebe zurück, umkreist dieses Thema, weil er nicht davon lassen kann: „*Liebende, euch, ihr in einander Genügten, frag ich nach uns*“. Er fragt sie, weil er bei ihnen eine bestimmte Dauer, gar Ewigkeit vermutet: „*So versprecht ihr euch Ewigkeit fast / von der Umarmung*“.¹¹ Wer liebt, kann die Zeit anhalten – auch wenn sonst alles im Fluss ist. Die Liebe als „Seinsgarantie“, so haben die Philosophin Hannah Arendt und ihr damaliger Mann diese Gedichtstellen auf den Punkt gebracht.¹²

Für Rilke ist die Liebe, die wir hier erleben, das Vorspiel einer himmlischen Vollendung:

*Dort „zeigten die Liebenden, die’s hier
bis zum Können nie bringen, ihre kühnen
hohen Figuren des Herzschwungs,
ihre Türme aus Lust, ihre
längst, wo Boden nie war, nur aneinander
lehnenden Leitern, bebend, - und könntens.“*¹³

Die Liebenden sehen wir hier als himmlische Akrobaten. Wir sind und bleiben Übende, wenn wir lieben. Aber das Wichtigste ist doch nicht die Perfektion. Sondern der Mensch, mit dem wir jetzt ein Stück Ewigkeit finden.

Donnerstag, 24.2.2022, Kindheit

Wenn wir über unsere Kindheit sprechen, dann sprechen wir oft über eine besonders wichtige Zeit unseres Lebens. „Es gibt kein Alter, in dem alles so irrsinnig intensiv erlebt wird wie in

9 1. Elegie.

10 Ebd.

11 2. Elegie.

12 Hannah Arendt / Günther Stern (= Günther Anders): Rilkes „Duineser Elegien“, in: Neue Schweizer Rundschau / Wissen und Leben Nr. 23, 1930, S. 867.

13 5. Elegie.

der Kindheit.“ Dieser Satz stammt von der Kinderbuchautorin Astrid Lindgren.¹⁴ Und er stimmt im Guten, aber leider auch im Bösen. Wir kennen Menschen, die aus ihrer Kindheit unendliche Kraft schöpfen, auch als Erwachsene noch. Und wir kennen andere, die bis heute schwer an Erfahrungen ihrer Kindheit zu tragen haben.

Beim Dichter Rainer Maria Rilke war das Trauma seiner Kindheit die Militärkarriere. Sein Vater, selbst ein verhinderter Offizier, schickte seinen Sohn mit zehn Jahren auf eine Militärschule. Der junge René wäre viel lieber seiner künstlerischen Neigung nachgegangen. Und so verfolgt ihn das Bild seines Vaters noch Jahrzehnte später, auch lange, nachdem dieser schon gestorben ist. Ein Gedicht aus der Sammlung der Duineser Elegien zeigt diese Auseinandersetzung, aber auch den Selbstbehauptungswillen des Sohnes. Der Vater ist nach wie vor präsent, sein prüfender Blick, seine „Angst“ um den Sohn, die Art, wie er dessen Leben und inneres „Müssen“ gleichsam vorkostet:

*„Du, der um mich so bitter
das Leben schmeckte, meines kostend, Vater,
den ersten trüben Aufguß meines Müssens,
da ich heranwuchs, immer wieder kostend
und, mit dem Nachgeschmack so fremder Zukunft
beschäftigt, prüftest mein beschlagnes Aufschaun.“¹⁵*

Diesem prüfenden Blick setzt der Sohn gleich zweimal die eigene Frage entgegen: „Hab ich nicht recht?“ Er möchte und muss sich behaupten, so wie auch wir unser eigenes Leben finden und leben müssen. Nicht gegen andere, aber auf eigenes Risiko. Ob uns die eigene Kindheit dabei hilft? Für Rilke birgt sie trotz allem eine unzerstörbare Erfahrung. Nämlich die Erfahrung einer tiefen Gegenwart, die bei ihm fast eine religiöse Dichte annimmt. Vielleicht denkt er an das selbstvergessene Spielen ohne die Erwachsenen, wenn er schreibt:

*„Und waren doch, in unserem Alleingehn,
mit Dauerndem vergnügt und standen da
im Zwischenraume zwischen Welt und Spielzeug,
an einer Stelle, die seit Anbeginn
gegründet war für einen reinen Vorgang.“¹⁶*

14 <https://www.geo.de/geolino/17799-rtkl-zitate-die-schoensten-zitate-von-astrid-lindgren>

15 4. Elegie.

16 Ebd.

Wie können wir etwas von dieser Selbstvergessenheit auch als Erwachsene erleben? Kein Ausweichen vor der Verantwortung. Aber vielleicht ein anderer Blick auf die Schwerpunkte, die wir heute setzen wollen ...

Freitag, 25.2.2022, Vergänglichkeit

„Wir [...] ziehen [an] allem vorbei wie ein luftiger Austausch“: Diese Zeile lese ich beim Dichter Rainer Maria Rilke.¹⁷ In seinen Duineser Elegien ist die Vergänglichkeit ein zentrales Thema. Wir sind auf dem Weg. Wir ziehen an den Dingen vorbei. Wir sind verletzlich, sterblich, können geliebte Menschen nicht festhalten. Kurz bevor Rilke diese Gedichte abschloss, erfuhr er vom Tod einer Tänzerin, eine Freundin seiner Tochter. Mit neunzehn Jahren gestorben. Nicht zu verstehen, schwer zu ertragen.

Der Dichter weiß, dass wir Menschen die Vergänglichkeit am liebsten vergessen würden. Sein krassestes Bild dafür ist der „Jahrmarkt“, auf dem ein Bier mit dem Namen „Todlos“ ausgeschenkt wird. Das ist ein bitterer Trank, so schreibt er, der „den Trinkenden süß scheint, / wenn sie immer dazu frische Zerstreungen kaun“.¹⁸ Den Tod verdrängen, weil der Gedanke einfach zu schwer ist. Aber geht das auf Dauer?

Rilke versucht einen anderen Weg. Seine Art, sich mit dem Tod auseinanderzusetzen, hat fast etwas Aufdringliches. In manchen Gedichten kannst du der Vergänglichkeit kaum ausweichen: verlassene Geliebte, frisch Verstorbene, Grabdenkmäler, und immer wieder der Gedanke an den eigenen Tod: Was wird von uns bleiben? Was nehmen wir hinüber „in den anderen Bezug“?¹⁹

So fragt jemand, der nicht verdrängen möchte und für den die Toten nicht tot sind. Vorsichtig tastet er sich voran, fragt die alten Fragen noch einmal neu, stellt sich der Angst vor dem eigenen Verlöschen:

*„Schmeckt denn der Weltraum,
in den wir uns lösen, nach uns? Fangen die Engel
wirklich nur Ihriges auf, ihnen Entströmtes,
oder ist manchmal, wie aus Versehen, ein wenig*

17 2. Elegie.

18 10. Elegie.

19 9. Elegie.

unseres Wesens dabei? “²⁰

Das sind Fragen ohne die alten Gewissheiten der Religion. Auch wer sich von einer Religion getragen weiß, kann vom Ernst dieses Fragens nur lernen. Denn wir leben gemeinsam am Rand der Ewigkeit. Nach Rilke ist das übrigens ein anderes Wort für Gott.²¹

Samstag, 26.2.2022, Hiersein

„*Hiersein ist herrlich*“: Dieser Ausruf stammt vom Dichter Rainer Maria Rilke,²² und ich verstehe ihn sofort, wenn ich den Ort sehe, an dem er geschrieben wurde. Weinberge, das weite Tal der Rhone, darüber die Alpen, und am Hang das kleine Schloss, in dem Rilke leben und arbeiten kann. „*Hiersein ist herrlich*“: Dieser Ausruf erinnert an die Schönheit der Schöpfung, die den Dichter immer wieder tief ergriffen hat. Die Harmonie zwischen Himmel und Erde, der weite Blick, die kleinen und großen Überraschungen auf dem Weg über die Weinhänge: „*schönes, vollendetes Land!*“²³

Manche kennen solch ein Ergriffensein aus dem Urlaub. Aber oft genügt schon ein kleiner Spaziergang um die Ecke, um plötzlich ein neues Gefühl von Gegenwart zu bekommen. Rilke nennt das: „*Die Adern voll Dasein*“.²⁴ Dann sind wir vom Leben durchpulst. Dann sind wir ganz da. Dann sind wir mit allem innig verbunden. Der Alltag hat einen Riss bekommen. Manchmal passiert das mitten im traurigsten Alltag. Die euphorische, fast religiöse Erfahrung: „*Überzähliges Dasein / entspringt mir im Herzen.*“²⁵

Wir wissen, wie flüchtig solche Erfahrungen sind, wie schnell das Gewohnte uns wieder zurückholt. Umso wichtiger ist es nach Rilke, das „*Hiersein*“ zu bewahren, zu verteidigen. Denn „*wir vergessen so leicht, was der lachende Nachbar / uns nicht bestätigt oder beneidet.*“²⁶ Ja, manche Erfahrungen können wir andern nicht einfach so vorzeigen wie ein Urlaubsbild. Manches ist viel zu persönlich, zu innerlich.

20 2. Elegie.

21 8. Elegie.

22 7. Elegie.

23 Rainer Maria Rilke, Die Walliser Vierzeiler. Les Quatrains Valaisans, übertragen von Gerhard Falkner und Nora Matacza, Berlin 2019, Nr. 2, S. 7.

24 7. Elegie.

25 9. Elegie.

26 7. Elegie.

Aber der Dichter ist davon überzeugt: Genau für dieses Hiersein sind wir da. Nicht für den schnellen Konsum, sondern für den genauen und liebevollen Blick auf die Welt. Darum ermutigt er seine Leserinnen und Leser: „*Preise dem Engel die Welt, zeig ihm das Einfache [...] Sag ihm die Dinge. [Der Engel] wird staunender stehn; wie du standest bei dem Seiler in Rom, oder beim Töpfer am Nil.*“ Staunend leben, die Welt loben und die Armen nicht vergessen,²⁷ darum geht es nach Rilke, der heute vor hundert Jahren seine Duineser Elegien abgeschlossen hat. Wer diese Gedichte liest, lernt die Welt neu lieben. Auch in den Zeiten der Pandemie.

Predigt am 4. Advent

Lk. 1,39-45

Petrikirche Hannover

19.12.2021

Liebe Gemeinde,

vor einigen Wochen las ich in der Zeitung: „Zahl der Geburten in Deutschland in ersten acht Monaten 2021 gestiegen“. Und dann weiter: „Von Januar bis August 2021 sind in Deutschland nach vorläufigen Angaben des Statistischen Bundesamtes (Destatis) rund 524 000 Kinder zur Welt gekommen.

524.000 Kinder, eine stolze Zahl! Und während die Statistiker überlegen, inwiefern solchen Zahlen etwas mit den unterschiedlichen Coronawellen zu tun haben, versuche ich mir diese 524.000 Kinder vorzustellen: ihr erstes Robben auf dem Fußboden, das erste Umdrehen, die ersten Laute, die die Eltern tiefbewegt aufnehmen, weil sie wie eine ganz eigene Sprache.

Ja, überhaupt die Eltern, zusammen über eine Million Väter und Mütter. Haben sie sich auf das Kind gefreut? Kommen sie mit der neuen Rolle klar? Wie hat sich die Beziehung der Eltern verändert? Wie managen sie ihr Leben?

Vorhin haben wir von Maria gehört. Da kündigt sich auch eine Geburt an. Eine junge Frau, ein Engel, und dann diese ungewöhnliche Nachricht: „Du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären.“ Wir wissen, wie diese Geschichte weitergeht, um wen es in dieser Geschichte

²⁷ Ebd.

geht. Ich brauche diese Geschichte nicht nachzuerzählen, nicht zu bepredigen. Aber woran ich hängenbleibe, sind zwei kleine Worte aus dieser Geschichte, zwei ganz kurze Sätze.

Der erste Satz, über den ich stolpere, heißt: „**Maria erschrak über diese Rede.**“ Das ist ihre Reaktion, als da offensichtlich ein Engel zur Tür hereinkommt, aber jedenfalls jemand, den Maria nicht kennt. „Sie erschrak“. Ein solches Erschrecken soll ja manchmal dazugehören, wenn sich ein Kind ankündigt. Schaffe ich das? Passt das Kind in mein Leben? Kann ich die Verantwortung nehmen? Manche dieser Fragen haben vielleicht auch Maria beschäftigt, sind ihr durch den Kopf geschossen. Immerhin fragt sie ja ganz nüchtern: „Wie soll das zugehen, da ich doch von keinem Mann weiß.“ Verlobt, aber noch nicht zusammengewesen.

Aber bei Maria kommt das Erschrecken schon, als sie diese Worte hört: „Sei begrüßt, du Begnadete, der Herr ist mit dir!“ Sofort: ihr Erschrecken. Und wenn ich mir das Wort genauer anschau, „Erschrecken“, dann geht’s da im Urtext um mehr als um das Gruseln nach einer schlechten Überraschung. Nein, unter Maria wankt der Boden. Es zieht ihr den Teppich weg. Ihr Leben ist so durcheinander wie nach einem Hurrikan.

Was passiert da? Warum diese Reaktion? Der Engel hat doch nur gesagt: „Sei begrüßt, du bist beschenkt. Gott wendet sich dir zu.“ Aber irgendwie gerät da ihr ganzes Koordinatensystem durcheinander. Vom Kind weiß sie noch gar nichts. Vielleicht kann sie nicht fassen, dass sie plötzlich wichtig ist, dass da extra ein Engel kommt, dass Gott selbst sich für sie interessiert.

Wie steht es um uns – jetzt vor Weihnachten? Manche versuchen den Schrecken draußen zu halten, die Unsicherheit über die Corona-Lage. Viele hoffen, dass Weihnachten wenigstens die Familie gesund zusammenkommt. Andere können nicht mehr, weil sie seit fast zwei Jahren im Ausnahmezustand sind. Wie werden wir reagieren, wenn Gott uns seine Weihnachtsengel schickt wie alle Jahre wieder? Wie wird es uns gehen, wenn wir am Freitag wieder die Worte hören: „Fürchtet euch nicht, denn siehe, ich verkünde euch eine große Freude“. Werden wir erschrecken, werden wir uns freuen können?

Damit komme ich zu dem zweiten Wort, über das ich mit Ihnen noch kurz nachdenken möchte. Da geht es ums Hüpfen: **Das Kind hüpfte im Leib von Elisabeth.** Ganz kurz die Situation dazu: Maria hat sich nach der Engelsbotschaft auf den Weg gemacht, hin zu ihrer Verwandten Elisabeth, die ebenfalls schwanger ist. Ein frühes Beispiel für Frauensolidarität.

Und als Maria die ältere Verwandte Elisabeth grüßt, da kommt das Kind in ihrem Bauch in Bewegung. Wörtlich heißt es da: Das Kind sprang, es tanzte sogar. Die Freude des kleinen Johannes über das Jesuskind.

Dieser Tanz in der Enge, das ist es vielleicht, worum es in diesem Jahr zu Weihnachten gehen kann. Viele Wege sind uns verschlossen. Nicht alles, was uns sonst wichtig war, werden wir zu Weihnachten und in den Weihnachtsferien machen. Die Vorsicht hält uns in Bann, und das ist gut so. Aber vielleicht können wir ja auch auf engerem Raum hüpfen und tanzen. Und dabei die Welt, die sich genauso wie wir nach Licht und Glanz sehnt, in unser Herz hinein nehmen. Das Jesuskind ist tatsächlich auf dem Weg. Er ist sich nicht zu schade für unsere Coronawelt. Er will zu uns kommen, und zu unseren Nachbarn auch. Er kommt zu den Eltern und zu den Kindern. Wie steht es mit unserem Hüpfen?

Hüpfen

Horch auf das Kind
das im Bauch hüpf
hör das Hüpfen
den kleinen Sprung

Herzwärts geht dieser Tanz
in der Enge
immer höher
der Schwung

So zu tanzen
jetzt in der Enge
mitzuhüpfen
wenn das Kind da hüpf
in Elisabeths Bauch.

Und der Friede Gottes...

Predigt zum Buß- und Betttag
Petrikirche Hannover, 17.11.2021, EG 428

Liebe Gemeinde,

der Buß- und Betttag ist ein besonderer Feiertag. Bis eben noch Arbeit und Alltag, und jetzt die Ruhe hier in der Kirche. Was erwarten wir von diesem Tag? Vielleicht ist es schwer, das in Worte zu fassen. Und noch schwerer ist es, das anderen zu sagen, es ihnen verständlich zu machen. Büßen und Beten: Das klingt für viele irgendwie grau. Das klingt nach Selbstzerknirschung und Sich-Kleinmachen. Attraktiv ist anders.

Doch dann denke ich an die Klimakonferenz von Glasgow. In der vorigen Woche demonstrierten Zehntausende, hielten ihre Schilder in die Kameras: „Stop Climate Change now“ – „Stoppt den Klimawandel, und zwar jetzt“. Oder: „No more Blablabla“ – frei übersetzt: „Kein weiteres Rumgelaber mehr“.

Bunte Bilder, rhythmische Musik, und trotzdem geht es da um eine Form von Buße. Jedenfalls dann, wenn wir Buße so verstehen, wie Jesus sie gemeint hat: Buße gleich Umkehr, gleich Sinnes- und Verhaltensänderung.

Ja, der Bußtag ist ein besonderer Feiertag. Hier geht's nicht um Seelenzerknirschung, um die fromme Selbstbespiegelung eines armen Sünders. Fürsten früherer Zeiten haben die Bußtage eingeführt, um auf *öffentliche* Notlagen zu reagieren. Das konnte ein Krieg oder eine Seuche sein. Das Ziel dahinter: sich gemeinsam auf Gott auszurichten. Umkehr als Reaktion auf eine Krise.

Jetzt haben wir Gottseidank eine Demokratie. Die Zeit der Fürstenherrschaft liegt hinter uns. Aber den Gedanken des Buß- und Bettages finde ich nach wie vor aktuell. Anlässe zur Umkehr, zum Nachdenken gibt es genug. Die Schlagzeilen der Zeitungen sind voll: Der Klimawandel, die Pandemie, das Schicksal der Geflüchteten an den Außengrenzen Europas, siehe Weißrussland und Polen.

Aber bei jedem dieser Themen spüren wir auch: Die Umkehr ist kein leichtes Ding. Wir *wissen* in vielen Fällen, was gut ist. Doch das heißt noch lange nicht, dass wir das Gute dann auch *tun*. Das gilt für uns Einzelne. Aber das gilt vor allem für uns als Gesellschaft. Den Klimawandel stoppen: Ja, das möchten die meisten. Aber wenn wir näher hinschauen, geht es doch um unterschiedliche Interessen, um den Abschied von lieb gewordenen Gewohnheiten. Umkehr kein leichtes Ding.

Darum ist es vielleicht ganz gut, dass der heutige Feiertag auch ans *Beten* erinnert, nicht nur ans Tun. Die Grenzen unseres Tuns kennen wir ja zur Genüge. In dieser Situation rücken mir die Liedverse nahe, die wir in diesem Gottesdienst singen: „Komm in unsre stolze Welt /Herr, mit deiner Liebe Werben.“ Dieses Gesangbuchlied rührt mich immer wieder an. Schon die ersten Zeilen sind wie eine Einladung an Gott: Komm dazu, bring uns auf den Weg, lass uns die Umkehr wirklich anpacken. Der Lieddichter, Hans von Lehndorff, buchstabiert hier Vers um Vers durch, was das heißt: Beten und Umkehren.

Im ersten Vers kommt die Einladung in die Welt. Und dann geht es immer weiter: Die Einladung in unser Land, in unsre Stadt, in unser Haus, in unser Herz. Kein Wirklichkeitsbereich wird ausgespart. Alles soll von Gottes Liebeswerben erreicht werden. Oder von seinem Schweigen, von seiner Lichtfülle.

Das große Thema dieses Liedes ist die Veränderung der Welt. Kein Wunder, dass dies Lied im Revolutionsjahr 1968 geschrieben wurde. Das Besondere ist nur: Der Anstoß zur Veränderung wird von Gott erwartet: „Überwinde Macht und Geld, lass die Völker nicht verderben.“ In diesem Lied ist es Gott selbst, der die Umkehr der Welt ins Werk setzen soll: „Wende Hass und Feindessinn auf den Weg des Friedens“.

Damit fängt die Umkehr nicht bei uns an, sondern bei Gott. Er soll der Motor sein. Er soll beginnen, was wir nicht beginnen können: die heilsame Veränderung der Welt. Mir kommt es vor, als würde der Lieddichter den Buß- und Betttag vom Kopf auf die Füße stellen: keine Überforderung, die ohnehin nur zur Frustration führt, sondern der Appell an die heilende Gegenwart Gottes.

Es wundert mich nicht, dass dieses Lied von einem Arzt stammt. Wie ein guter Arzt schaut er auf die Kräfte, die heilen können. Als guter Arzt weiß er aber auch, dass es nicht ohne die Mitwirkung der Menschen geht. Die Umkehr ist kein Automatismus, darum betont der Dichter zweimal, dass es auf unser Mitmachen ankommt:

- „dass von Geiz und Unverstand unser Menschenherz erwache“
- „dass, wer keinen Mut mehr hat, sich von dir die Kraft erbitte.“

Aber dieses Mitmachen ist eben nichts Oberflächliches. Sondern es ist die Veränderung des Herzens, die Öffnung zu Gott, das Gebet. Auch wenn die Umkehr von Gott kommt, braucht sie unser Innerstes, um in dieser Welt eine Wirklichkeit zu werden.

Damit komme ich noch einmal auf die Art und Weise, wie der Lieddichter die Welt schildert. Auch hier zeigt sich der Arzt. Nüchtern spricht er die Pathologien, die Krankheiten seiner Zeit an: Macht und Geld – Geiz und Unverstand – Neid, Angst, Not und Schmerz – den Lärm, der vieles übertönt. All das klingt erschreckend aktuell, als würde das Lied *unserer* Zeit den Spiegel vorhalten.

Aber wie ich den Lieddichter verstehe, geht es nicht darum, uns noch einmal die Schlagzeilen um die Ohren zu hauen und uns damit alleine zu lassen. Nein, sondern die Grundbotschaft ist, dass Gott diese Welt und damit auch uns nicht im Stich lässt. Wir dürfen und sollen Gott in diese Welt einladen, weil er in dieser Welt längst zuhause ist.

Darum erinnert das Lied an das verwundbare Leben Jesu, der „nackt und ungeborgen“ in diese Welt kam. Es erinnert an den, der die „Armen und Schwachen“ liebt. Und am Schluss geht’s dann um des „Lichtes Fülle“, die unser Leben trotz allem „herrlich macht“. Ich verstehe diesen Schlussvers so: In Gottes Augen sind wir mehr, als wir von uns denken, mehr als die kleinen Lichter, die Versager, die Menschen mit dieser oder jener Schuld.

Hans von Lehndorff, der Liederdichter, hat an anderer Stelle einmal geschrieben, „dass es Gott nach wie vor gefällt, schwache, zerrissene und anfechtbare Menschen aus ihrer Isolierung herauszuholen, ihrem Leben einen Sinn zu geben und mit ihnen seine unvergängliche Kirche zu bauen.“²⁸ Der Buß- und Betttag ist also nicht ein Tag, an dem wir klein gemacht werden, sondern an dem Gott uns in sein Licht stellt. Das ist das erste. *Danach* kommt all das, was Lehndorff der Christenheit schon vor 50 Jahren ins Stammbuch geschrieben hat und worauf es heute immer noch ankommt: „die Suche nach neuen Lebens- und Gemeinschaftsformen, das Brückenbauen zwischen Menschen und Völkern, der Einsatz zur Linderung der Not in aller Welt.“

²⁸ Die Insterburger Jahre, 1969 / 1978, S. 98.

Aber welche Überforderung wäre das ohne diesen Ruf: „Komm in unsre stolze Welt,
Herr, mit deiner Liebe Werben“?

Und der Friede Gottes ...

Predigt am 13. Sonntag nach Trinitatis
EG 582 / Lukas 10,25-37 29. August 2021

„Zwischen Jericho und Jerusalem liegt der Weg der Barmherzigkeit“: Das ist ein starker Satz, liebe Gemeinde, den wir gerade vom Chor gehört haben. Er hakt sich bei mir fest, und bei Ihnen und Euch vielleicht auch. Da muss ich den realen Weg zwischen Jericho und Jerusalem gar nicht kennen. Diesen Weg am Rand der Wüste, 25 Kilometer Entfernung. Eintausend Meter Höhenunterschied zwischen dem grünen Jordantal und den kargen Bergen, die Jerusalem umgeben.

Hier soll der Weg der Barmherzigkeit liegen? Dieser Weg durch steinigtes Gelände ist zuallererst eins: erbarmungslos schwer, jedenfalls dann, wenn ich *nicht* im klimatisierten Reisebus unterwegs bin. Und trotzdem macht mich dieses Lied neugierig, weil es verspricht: Gerade hier, in diesem unwirtlichen Gelände, gibt es Barmherzigkeit.

Barmherzigkeit – ich weiß nicht, wie es Ihnen und Euch mit diesem Wort geht. In meinen Ohren klingt dieses Wort ein wenig altertümlich. In der gesprochenen Sprache höre ich es kaum. Und trotzdem zieht mich dieses Wort an, weil es viel Wärme enthält. Dieses Wort verspricht: Da hat jemand ein Herz mit den Armen. Und schon stehen mir die Bilder aus dem Fernsehen vor Augen. Der Flughafen von Kabul. Die Menschen, die flüchten wollen. Die großen Maschinen, die die Glücklichen, die durchkamen, in ihrem Innern wie in einem Bauch bergen. Die Angst der andern, die draußen vor den Flughafentoren warten. Dann der brutale Anschlag.

Dass zwischen Jericho und Jerusalem der Weg der Barmherzigkeit liegt, ist in vielen Fällen nur ein Gerücht. Im Lied hören wir von der Räuberbande, die über einen Reisenden herfällt. Der Liederdichter, Martin Gotthard Schneider, beschreibt diesen Raubüberfall ganz plastisch: Der Mann wird „umstellt und bedroht“, und dann liegt er am Straßenrand, „geschlagen, beraubt und halbtot“. So ist das, wenn die Erbarmungslosigkeit herrscht.

Und diese Erbarmungslosigkeit geht weiter, in dem Gleichnis, das Jesus erzählt, und im Lied von Martin Gotthard Schneider. Da kommen zwei respektable Leute, ein Priester und ein anderer Mann, der am Tempel zu tun hat. Bei Jesus heißt es nur: Sie gehen vorüber, lassen das Verbrechensopfer halbtot liegen. Aber der Lieddichter sorgt dafür, dass diese beiden Passanten ein Gesicht bekommen. Sie sind gar keinen herzlosen Leute; der Mann da am Straßenrand tut ihnen Leid. Aber darauf reimt sich eben auch, dass sie keine Zeit haben. Der Dienst ruft, und sie müssen weiter.

So gesehen rücken uns diese beiden ganz nahe. Ich denke an meine Wege durch die Innenstadt von Hannover. An den Blick auf die Obdachlosen, an das Mitleid, aber auch daran, dass ich mich nur selten von meinem Weg abbringen lasse. „Ich kann ja doch nichts tun“, denke ich dann. Auch wenn ich gelegentlich etwas in den Kaffeebecher werfe, der vor dem bettelnden Menschen liegt.

Und dann kommt der sprichwörtliche barmherzige Samariter. Im Lied wird gar nicht näher beschrieben, wie er hilft. Da heißt es nur kurz: „Er half gerne“. Dem Lieddichter kommt es nicht auf die Einzelheiten an, die wir im Gleichnis hören: Das Hingehen, das Waschen und Verbinden der Wunden, und dann der improvisierte Krankentransport zum nächsten Hotel. Dem Lieddichter ist etwas Anderes wichtig: dass es sich bei diesem Samariter um einen Außenseiter handelt. Er wird von vielen verlacht, weil er nicht zur eigenen Gruppe gehört. Als Helfenden, als Vorbild hat ihn niemand auf der Rechnung. Aber er ist derjenige, der die Barmherzigkeit wahrmacht. Und ich frage mich: Ist es gerade dieses Außenseiterschicksal, das ihn sensibel für die Not eines anderen macht?

Jedenfalls wird an diesem Samariter klar, was Barmherzigkeit wirklich ist. „Das geht mir an die Nieren“ – „Das zerreißt mir das Herz“: Das bedeuten die beiden Worte, die wir im griechischen Original unseres Gleichnisses lesen. Nicht wahr, diese Worte gehen mehr unter die Haut als unsere Begriffe „Mitleid“ und „Barmherzigkeit“? Da geht es darum, dass wir

fremdes Leid wirklich an uns heranlassen, dass wir uns nicht in Routinen oder Ausreden flüchten. Wie schwer das ist, wie unbequem und herausfordernd, darüber müssen wir nicht weiter sprechen. Wenn die Barmherzigkeit selbstverständlich wäre, dann müsste Jesus dieses Gleichnis nicht erzählen. Und dann bräuchte es auch nicht dieses Lied.

Aber wie ist es nun mit dem Weg der Barmherzigkeit? Wo verläuft er? Ich blicke auf den Schlussvers unseres Liedes. Hier wird deutlich: Dieser Weg ist nicht in einem fernen Land angesiedelt, sondern damals wie heute führt dieser Weg mitten durch unser Leben. Oder wie der Lieddichter sagt: „Zwischen Lebensanfang und –ende liegt der Weg der Barmherzigkeit“. Ob wir es wissen oder nicht: Dieser Weg der Barmherzigkeit, das ist unser Weg. Das ist der Weg, den Gott für uns vorgesehen hat. Heute, morgen und übermorgen sind wir auf diesem Weg unterwegs.

Ich weiß nicht, wie es Ihnen und Euch mit dieser Perspektive geht. Für mich klingt das ganz schön herausfordernd. Dieser sprichwörtliche Weg zwischen Jericho und Jerusalem ist also kein Sonderfall, sondern der Normalfall meines Lebens. Dafür sind wir von Gott geschaffen. Und unser Menschsein zeigt sich darin, *ob* wir diesen Weg gehen, *wie* wir ihn gehen. Genau genommen ist dieser Weg die einzige Karriere, auf die es ankommt. Nicht umsonst betont unser Lieddichter, dass der Samariter auf diesem Weg „schon weit“ war. In der Gamersprache gesprochen: Er hatte schon ein hohes Level erreicht. Nur dass es sich hier nicht um ein Spiel handelt, sondern um das Leben.

Ist dieser Weg der Barmherzigkeit damit eine Überforderung? Ich kann diesen Weg jedenfalls nur gehen, wenn ich weiß, dass Gott mit seiner Barmherzigkeit dabei ist. Und genau das ist es ja auch, was wir heute bei der Taufe hören. Dieses: „Siehe, ich bin bei euch!“

Gott bleibt auch dabei, wenn wir auf diesem Weg scheitern (und wir scheitern auf diesem Weg ja täglich, da müssen wir nicht nur an die fatale Entwicklung in Afghanistan denken). Und trotzdem können wir als Menschen unter Menschen diesem Weg der Barmherzigkeit nicht ausweichen. Einfach deshalb, weil wir Menschen zerbrechliche Wesen sind. Die andern sind genauso zerbrechlich wie ich. Wenn wir ein Kind im Arm halten, dann wird uns das unmittelbar deutlich. Aber es gilt eben für alle Menschen, die Nahen und die Fernen.

Damit komme ich zum Schluss noch einmal auf das Lied zurück. Am Ende spricht der Lieddichter dich und mich ganz direkt an: „Komm, sei bereit, geh den Weg der Barmherzigkeit!“ An dieser Stelle merke ich, dass das Lied sechzig Jahre alt ist und einen Optimismus ausströmt, der mir heute schwerfällt. Als wäre das so einfach, diesen Weg zu gehen, auch wenn es der Weg ist, dem wir nicht ausweichen können. Näher als eine solche Ermahnung sind die mir die leisen Worte des Gebets:²⁹

Jesus, Herr und Bruder,
du achtest unser einfaches Wort,
unsere unbedeutende Tat.
Mache du uns schlicht,
den Menschen zugewandt.
Der Geist der Liebe,
der dich mit dem Vater verbindet,
wirke unter uns
Freude an dir,
Hingabe an dich,
und Liebe zu den Menschen,
die uns brauchen
auf dem Weg der Barmherzigkeit.

Und der Friede Gottes...

Predigt
am 9. Sonntag nach Trin.
Lukaskirche Hannover, Matth. 7,24-27 **1. August 2021**

Liebe Gemeinde,

“Sandyland, don’t build your house on a sandyland”: Dieses Lied war der Hit, damals auf einer Konfirmandenfreizeit. Alle Jugendlichen sangen mit, wenn es zur Gitarre angestimmt wurde.

²⁹ Nach: Martin Süßer: Tief in meinem Herzen berühre mich. Gebete zu den Wochensprüchen des Kirchenjahres, Gütersloh 2008, S. 116.

Don't build your house on a sandyland:

Bau dein Haus nicht auf Sand,

bau es nicht zu nah am Strand.

Das sieht zwar gut aus,

aber du baust es zweimal, dein Haus.

Der Text war den Konfis wahrscheinlich gar nicht so wichtig. Was ihnen mehr gefiel, war der Rhythmus: Gitarre, und dann dreimal klatschen, wenn es hieß: „You better build your house upon a rock! Klüger ist es, wenn du dein Haus auf einen Felsen baust.“

Immer, wenn ich unseren heutigen Predigttext höre, muss an diesen Ohrwurm denken; ein Mitarbeiter hatte ihn zur Freizeit mitgebracht. Im Mittelpunkt dieses Lieds steht die Mahnung: Bau dein Haus auf das richtige Fundament. Sieh zu, dass du nicht auf Sand baust. Bau auf Gott und seinen Frieden.

Natürlich ist das nicht falsch, liebe Gemeinde. Aber es kommt mir doch sehr allgemein vor, gerade jetzt, da uns die Bilder der Flutkatastrophe immer noch lebendig vor Augen stehen. In den Katastrophenregionen in der Eifel und bei Köln, haben das ja viele Menschen buchstäblich so erlebt: dass Häuser und Straßen weggeschwemmt wurden, dass das Fundament nicht hielt, dass mit ihrem Besitz auch ein Teil ihres Lebens davongeschwommen ist. Und wir wissen von anderen, die nicht überlebt haben.

Die kölnische Kult- und Karnevalsband „Die Hühner“ hat diese traumatische Erfahrung in einem ganz frischen Lied zum Ausdruck gebracht. Sie blendet sich ein in den Überlebenskampf eines Paares. Der Refrain des Lieds ist wie Hilferuf:

Sag mir, dass wir das schaffen,

das Leben zieht an uns vorbei.

Es ist ein Krieg

Doch wir ham keine Waffen,

jetzt gibt es nur noch uns zwei.

Die Flut,

sie kam überraschend,

der kleine Fluss

groß wie ein Meer.

Dieses Lied, liebe Gemeinde, das geht mir unter die Haut. Diese einfachen Verse bringen das Unvorstellbare ein Stückchen näher. Einsamkeit, Angst, die Panik, wie im großen Meer zu versinken: Das sind Erfahrungen, die ich kenne, die Ihnen vielleicht auch nicht fremd sind. Der Unterschied ist nur: Diese Erfahrungen haben sich in dieser Flutnacht so bedrohlich verdichtet.

„Sag mir, dass wir das schaffen.“ So hämmert in diesem Lied immer wieder der Refrain. Das ist der Schrei nach Ermutigung. Das ist der Schrei nach anderen Menschen, mitten in der Flut oder am anderen Tag, wenn klar ist, was alles weggeschwommen, was alles zerstört ist.

Wie geht es weiter? Was trägt und hilft? Dazu äußert sich das Lied der „Höhner“ nicht, jedenfalls nicht direkt. Aber ein Lied muss auch nicht alles sagen. Ein wichtiges Stichwort ist sicherlich die Solidarität. Im Fernsehen konnten wir Bilder überwältigender Hilfsbereitschaft sehen. Ehrenamtliche, die sich auf den Weg machen. Viele, die phantasievoll zu helfen versuchen. Dazu kommt der Zusammenhalt vor Ort, die Nachbarschaftshilfe.

Wenn wir nach den Fundamenten fragen, die unser Leben auch in Krisenzeiten tragen können, dann ist dieser Zusammenhalt sicher ein ganz wichtiges Fundament. Das gilt auch in den kleineren Katastrophen unseres Lebens. Darum ist es wichtig, diesen Zusammenhalt zu pflegen. Und ihn gegebenenfalls auch gegen Leute zu verteidigen, die nur ins Krisengebiet fahren, um Falschinformationen zu verbreiten. „Denn alle Kreatur braucht Hilfe von allen“ (Brecht).

Solidarität als ein wichtiges Fundament, ganz bestimmt. Wir sind soziale und sozial bedürftige Wesen. Und gerade in einer Krise brauchen wir jemanden, der uns sagt und zeigt, dass wir das schaffen.

Aber im Lied der „Höhner“ ist dieser Ruf merkwürdig offen. „Sag mir, dass wir das schaffen“: Diese Zeile, die klingt fast wie ein Psalmvers. Sie könnte auch der Ruf nach Gott sein, dann aber nach einem Gott, der nicht über den Dingen schwebt, sondern der dabei ist, der mitzittert.

Ob dieser Glaube in der Krise hilft? Wenn ja, dann werden es keine lauten, gar vorlauten Worte sein, sondern leise, tastende. In unserem heutigen Predigttext sagt Jesus: „Wer diese

Worte hört und tut sie, der gleich einem klugen Menschen, der sein Haus auf Fels baute“. Was ist aber, wenn das Lebenshaus trotzdem zusammengestürzt ist, wie bei so vielen jetzt in der Überschwemmungsregion? Oder was ist, wenn ich mein Haus auf Sand gebaut habe und sich jetzt die Risse zeigen?

Rechthaberei hilft dann nicht. Auch nicht die Häme, dass es dieser oder jener falsch gemacht. Was vielleicht weiterhilft, sind die Worte, die wir genau in der Mitte der Bergpredigt finden – ich meine die Worte des Vaterunsers. Sie sind vielleicht kein Fundament, aber doch ein Anker, den wir in Richtung Gott auswerfen. Das Beten, das Schweigen: Bestimmt ist das kein Allheilmittel, aber es ist die Möglichkeit, selbst im Chaos die Mitte zu finden. Eine neue Lebensmöglichkeit, einen Halt, der nicht starrt ist.

„Sag mir, dass wir das schaffen“:

Ja, du gesellige Gottheit,

sei bei denen, die alles verloren haben.

Sieh die Verzagten, tröste die Trauernden,

schenke neuen Mut.

Stärke alle, die Gutes wollen und helfen.

Und schenke auch uns immer wieder festen Grund,

wenn wir den Boden unter den Füßen verlieren.

Du bist der Gott, der mitzittert und dabei ist.

Amen.

Predigt am 8. Sonntag nach Trinitatis
Mt. 5, 13-16 25. Juli 2021

Liebe Gemeinde,

kennen Sie den Blick vom Baumhochhaus in der Waldstation am Rand der Eilenriede? 32 Meter Höhe, ein faszinierender Rundblick. Kürzlich hatte ich Gelegenheit, von dort oben über ganz Hannover zu schauen. Eigentlich wollte ich ja gerne auch Kleefeld aus der Vogelperspektive sehen. Aber wenn ich meinen Blick in Richtung Kleefeld schweifen ließ,

dann sah ich nur Wald. Das einzige, was ich von unserem Stadtteil zu Gesicht bekam, war der steilaufgende Turm der Petrikerche. Die Kupferhaube, die goldene Krone.

Dieser Blick steht mir vor Augen, wenn ich auf unseren heutigen Predigttext schaue, die Worte aus der Bergpredigt Jesu über das Salz der Welt und das Licht der Erde. „Die Stadt, die auf einem Berg liegt, kann nicht verborgen sein“. Unwillkürlich schießt mir die Frage durch den Kopf: Ist das so? Stimmt dieser Satz noch, wenn wir ihn auf die Kirche beziehen? Die beiden großen Kirchen werden kleiner, das haben die jüngst veröffentlichten Mitgliederzahlen aus Niedersachsen noch einmal gezeigt. Als Christinnen und Christinnen sind wir auf dem Weg in die Minderheit. Da können unsere Kirchtürme noch so hoch in die Luft ragen.

Keine Frage, das tut allen, die in der Kirche Verantwortung tragen, weh. Da haben Kirchenvorsteherinnen und Kirchenvorsteher, da haben Ehrenamtliche und beruflich Beschäftigte über Jahre und Jahrzehnte ihr Bestes gegeben, da werden immer wieder neue Schritte gewagt und gute Ideen verwirklicht.

Und trotzdem scheint es manchmal wie verhext. Es ist so schwer, gegen die großen Entwicklungen anzukommen. Jedenfalls ist das der Eindruck, von dem ich oft aus anderen Gemeinden höre. Die Frage lautet dann oft: Wie können wir die Menschen erreichen, denen Kirche zunehmend fremd zu sein scheint, die gut ohne den Glauben auskommen? Welche Formen von Gemeindegemeinschaft sind jetzt, nach den Erfahrungen der Pandemie, dran? Wie geht es mit den Gruppen und Kreisen weiter?

Ich weiß, liebe Gemeinde: Das sind sehr *kirchliche* Fragen. Wenn wir in die Nachrichten schauen, sind andere Themen doch viel wichtiger: die Aufräumarbeiten nach der Hochwasserkatastrophe, die Hilfe für die Menschen, die dort alles verloren haben. Oder auch die Frage, wie es mit der Pandemie weitergeht, ob wir die vierte Welle verhindern können oder nicht?

Mitten in diese Nachrichten hinein kommt unser heutiger Predigttext: Ihr seid das Salz der Erde – ihr seid das Licht der Welt. Ich bin gewohnt, diese Worte als Auftrag zu hören: Ihr *sollt* das Salz, ihr *sollt* das Licht sein. So herum klingen diese Worte, die Jesus da am See Genezareth an seine Jünger gerichtet hat, wie eine einzige Überforderung. Wie sollen wir

Christenmenschen das heute schaffen? Nicht nur, weil wir weniger werden, sondern weil wir die Grenzen unserer Kraft und Möglichkeiten ziemlich gut kennen.

Aber wenn ich genauer hinschaue, dann sind diese Worte kein Auftrag, sondern eine Feststellung: Ihr *seid* das Salz der Erde – ihr *seid* das Licht der Welt. Merkwürdig, dass Jesus das zu einem kleinen Haufen von Jüngerinnen und Jüngern sagt. Was werden die anderen gedacht haben, die große Volksmenge, die bei der Bergpredigt dabei war? Haben sie spöttisch gelacht? Haben sie sich die Jüngerinnen und Jünger genauer angeschaut, bei ihnen nach etwas Besonderem gesucht? Was haben sie gesehen?

Salz der Erde – Licht der Welt: Das sind große Worte. Ohne Salz und Licht gibt es kein Leben; jede Biologin, jeder Arzt würde das bestätigen. Aber Salz und Licht, diese Worte stehen auch für das, was im weiteren Sinne lebensnotwendig ist. So wollten die Menschen in der Antike nicht ohne das attische Salz des Humors auskommen. Erst der Humor gibt dem Leben ja seine Würze. Und die ersten Christinnen und Christen ermunterten sich gegenseitig, ihre Rede solle „freundlich und mit Salz gewürzt“ sein (Kol. 4,6). Freundlichkeit ja, aber nicht unverbindlich. Und das Licht hatte damals, vor der Erfindung der Leuchtdiode, auch eine besondere Bedeutung. Licht für die Völker: das sollte das Volk Israel sein, ein Orientierungspunkt, ein Hoffnungszeichen. Und gleiches hören wir ja dann auch über Jesus, das Licht der Welt.

All das schwingt mit, wenn die Jüngerinnen und Jünger hier als Salz der Erde und Licht der Welt vorgestellt werden. Ohne sie, ohne diese paar Leute, würde der Welt etwas fehlen (genauso, wie ohne Jüdinnen und Juden der Welt etwas fehlen würde). Die Welt wäre fader, eintöniger und damit auch dunkler.

Hat die Volksmenge die Jüngerinnen und Jünger damals angesehen? Ich vermute, dass sie damals nichts Besonderes gesehen haben. Diese Leute in Jesu Gefolge sahen aus wie ihre Nachbarinnen und Nachbarn, und sie waren es auch. All das, was Jesus über sie gesagt hat, beruht nicht auf ihren besonderen Qualitäten. Wenn ihr Auftreten Ausstrahlung hatte, wenn ihre Worte gewürzt waren, wenn ihnen Humor und Freude nicht fremd waren (und das alles muss ja so gewesen sein), dann hatte das zuallererst mit diesem Jesus von Nazareth zu tun. Er gab ihnen ab, was er selber hatte, woraus er selber lebte: Licht und Klarheit und Freude.

Das erste ist also nicht die Forderung: Ihr müsst so und so sein! Vielmehr sollen und dürfen wir uns beschenken lassen. Was entdecken wir, wenn wir diese Worte auf uns beziehen: Salz der Erde – Licht der Welt? Gibt es Erfahrungen, in denen wir schon einmal den Unterschied gemacht haben, in denen wir Starres durch Humor auflockern, Dunkles durch Klarheit aufklären konnten? In den Augen Gottes sind wir mehr, als wir selber denken. Das gilt für uns einzelne, das gilt aber auch für unsere Gemeinden und ihre Rolle in der Gesellschaft.

Aber zugleich gilt eben auch, dass wir uns darauf nicht beruhigt ausruhen dürfen. Was ist, wenn das Salz nicht mehr salzt, wenn das Licht unter dem Scheffel bleibt? In unserem Predigttext klingt das wie eine Schreckensvorstellung, wie der worst case. Dahinter steckt die feste Überzeugung, dass der Welt dann etwas fehlt. Umso dringender ist die Aufforderung, wirklich Salz der Erde und Licht der Welt sein zu wollen: „Lasst euer Licht leuchten *vor den Menschen*“.

Wenn wir diese *Aufforderung* heute hören, dann geht es aus meiner Sicht nicht um eine *Überforderung*. Vielmehr höre ich hier den Hinweis, an uns einzelne und auch an die Kirche: Resigniert nicht. Zieht euch nicht zurück, igelt euch nicht ein, sondern blickt immer wieder über euren Horizont hinaus. Schaut dahin, wo ihr nötig seid. Vernetzt euch. Macht einen Unterschied.

Schließen möchte ich mit einer dazu passenden Meldung aus dem Live-Stream eines großen deutschen Nachrichtenmagazins. Da war am vergangenen Donnerstag unter den „Unwetter-News“ zu lesen:

Afrikanische Kirchen spenden mehr als 20.000 Euro für betroffene Gemeinden in Deutschland

Die vom Hochwasser betroffenen Kirchengemeinden der Evangelischen Kirche im Rheinland und der Evangelischen Kirche von Westfalen erhalten finanzielle Unterstützung aus Afrika. Wie die Vereinte Evangelische Mission (VEM) mitteilte, seien nach einem Spendenaufruf vom 19. Juli mehr als 45.000 Euro zusammengekommen, die nun als diakonische Soforthilfe an die Landeskirchen gehen sollen. Zu den größten Spendern mit über 20.000 Euro gehören 14 afrikanische VEM-Mitgliedskirchen aus Botswana, der Demokratischen Republik Kongo, Kamerun, Ruanda, Südafrika und Tansania.

(<https://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/unwetter-in-deutschland-menschen-aus-erftstadt-blessem-duerfen-kurz-in-ihre-haeuser-a-38eacb08-e548-4020-9940-9282e0755bdf>)

Und der Friede Gottes

Predigt am Sonntag Quasimodogeniti
Petrikirche Kleefeld, 11. April 2021, Joh. 21, 1-14

Ein Strand am See Genezareth. Wir müssen uns das früh am Morgen vorstellen. Es ist kurz vor Sonnenaufgang. Ganz still liegt die Wasseroberfläche da. Nur manchmal huscht ein Windstoß über den See, kräuselt das Wasser, greift in das Schilf. Und jetzt die Sonne: Immer heller wird das Licht, das sie über die Bergkette schickt. Bis sie dann selbst erscheint, alles verändert.

Der See Genezareth, liebe Gemeinde, ist perfekter Rahmen für eine perfekte Ostergeschichte. Wir haben diese Geschichte vorhin in der Lesung gehört. Wie Jesus da plötzlich am Ufer steht. Wie er den erfolglosen Jüngern Mut macht, es noch einmal mit dem Fischen zu probieren. Wie sie einen riesengroßen Fang machen. Und wie Jesus sie schließlich zum Essen einlädt. An den Strand, über dem das Licht immer heller wird.

Eine perfekte Ostergeschichte! Der Auferstandene ist mitten im Leben. Er ist dabei, wenn wir Neues wagen. Wenn wir von der Fülle nehmen, wenn wir das Brot und den Fisch teilen. Schöner lässt sich von Ostern wahrscheinlich gar nicht erzählen. Aber diese perfekte Ostergeschichte hat nur einen Haken: Jetzt, in den Zeiten von Corona, wirkt sie ein wenig unpassend, fremd. Das Gespräch zwischen Jesus und seinen Jüngern: Was ist da mit den Abstandsregeln? Der erfolgreiche Fischzug: Was ist mit denen, die jetzt keine Erfolgsgeschichte vorzuweisen haben, sondern die um ihr Geschäft oder ihre berufliche Zukunft bangen? Und dann das Grillfrühstück am Strand, eine Gruppe Arbeitskollegen und ein Fremder beim Teilen von Lebensmitteln: Was ist da mit den Hygieneregeln?

Vielleicht kennen sie das auch, liebe Gemeinde: Die Pandemie verändert den Blick. Alte Filme, alte Fotos aus der Vor-Corona-Zeit wirken plötzlich wie fremd. Menschen, die sich

doch tatsächlich die Hand schütteln, die ohne Maske und dazu noch in großer Menge auf die Straße gehen! Wir spüren einen Abstand. Aber vielleicht ist gerade dieser Abstand auch produktiv. Vielleicht hilft er uns, an den alten Bildern und Geschichten noch einmal Neues zu entdecken. Darum meine Frage: Was kommt in den Blick, wenn wir diese Ostergeschichte neu betrachten? Drei Punkte fallen mir auf.

Als erstes: Diese Ostergeschichte beginnt mit dem Alltag. Eine Gruppe von Fischern bei der Arbeit. Nichts Spektakuläres. Das Postkartenbild vom See Genezareth, das ich Ihnen eben präsentiert habe, haben diese Fischer bei der Arbeit bestimmt nicht gesehen. Ihnen geht es um ihre Boote, ihre Netze, den richtigen Fanggrund. Gar nicht vorzustellen, dass das dieselben Menschen sind, denen vor ein paar Tagen der Auferstandene schon einmal erschienen ist. Sein „Friede sei mit euch“ hatten sie damals gehört. Aber das war in Jerusalem. Jetzt ist wieder Alltag. So fängt auch für viele von uns spätestens morgen wieder der Alltag an. Diese Ostergeschichte macht Mut, Ostern tatsächlich im Alltag zu erwarten. Damit ist diese Geschichte coronafest: Ostern braucht nicht die perfekte Umgebung.

Damit komme ich zu meinem zweiten Punkt: Ostern ist hier kein lautes, sondern ein leises Wunder. Kein Triumphgeschrei, kein Jubel. Sondern am Anfang steht die alltägliche Frage: „Kinder, habt Ihr nicht etwas zu essen?“ Jesus mischt sich in den Alltag der Menschen ein. Er ist der Fremde, der dich um einen Gefallen bittet, der Nachbar, der dir einen guten Rat gibt. Er ist derjenige, der für dich den Tisch deckt.

Das Besondere an dieser Ostergeschichte ist, dass hier ganz viel passiert. Ganz viel Alltag, ganz viel Mit-Menschlichkeit. Der Auferstandene, von dem wir hören, der trumpft nicht auf. Keine Siegespose, und auch keine Belehrung, wie wir Ostern „richtig“ zu verstehen haben, wie das mit dem leeren Grab „wirklich“ ist. Stattdessen diese Alltagsfrage: „Habt ihr nicht etwas zu essen?“ Jesus ist hier ganz auf Augenhöhe und stellt die anderen ins Licht.

Ja, die Jünger erleben ein Wunder: die vielen Fische, das übervolle Netz. Aber keiner jubelt, keiner kommentiert. Das alles geschieht einfach, und die Jünger lassen es einfach geschehen. Keiner, der das Wunder zerredet. Alle spüren, dass es Jesus ist. Aber niemand fragt nach.

Vielleicht ist das die leise Art, Ostern zu feiern, die jetzt in unseren Alltag und in unsere Pandemiezeit passt. All die Toten, die wir hier auch in unserer Stadt zu beklagen haben,

verbieten uns jede Vollmundigkeit, jede allzu einfache Rede vom Sieg des Lebens über den Tod. Und trotzdem bleibt die Ermutigung, die in den Ostergeschichten steckt: Auch in den beschädigten Alltag kann neues Leben kommen. Sehen wir hin!

Damit bin ich bei meinem dritten und letzten Punkt: Ostern wirft ein Schlaglicht auf unser Miteinander. Wenn wir genauer hinschauen, liebe Gemeinde, dann begegnen wir in unserer Ostergeschichte einer Überlebensgemeinschaft. Sieben Jünger, die sich auf dem Land in Sicherheit gebracht haben, fernab von der gefährlichen Stadt. Sieben Jünger, die wieder in ihren alten Beruf zurückkehren. Ein Neuanfang nach der Katastrophe.

Diese Überlebensgemeinschaft hält zusammen. So erleben wir das ja jetzt auch in vielen Familien, Freundeskreisen und Nachbarschaften – Gott sei Dank! Diese Jünger, sie arbeiten zusammen, gehen gemeinsam fischen. Einer ist für den anderen da. Gut, wenn eine solche Solidarität in der Krise hält!

Aber wirklich bemerkenswert finde ich noch etwas anderes, nämlich dass die Jünger nicht nur auf sich selbst fokussiert sind. Sie könnten den Fremden ja auch wegschicken, als er sie nach Essen fragt. Aber sie sind offen für das Gespräch, damit auch offen für das Wunder, das ohne diese Begegnung gar nicht in Gang gekommen wäre. Gerade jetzt brauchen wir diese Offenheit, die den Tunnelblick hinter sich lässt. Es ist leicht, sich in seiner eigenen Überlebensgemeinschaft einzurichten. Aber was unsere Quartiere lebenswert macht, ist der Blick über den Tunnelblick hinaus. Wer sind die, die sonst aus dem Netz herausfallen – weil sie auf der Straße leben, weil sie nicht mehr aus der Wohnung herauskommen?

Zu dieser Offenheit gehört übrigens auch, dass der eine Jünger dem anderen seine Ahnung nicht vorenthält: „Mensch, dieser Fremde, das ist doch der Herr!“ Einer ahnt es und traut sich das zu sagen. Und ich denke, auch das können wir jetzt füreinander tun: dass wir uns unseren Glauben und unsere Hoffnung nicht vorenthalten. Ostern, so haben wir gesehen, ist kein lautes, sondern ein leises Wunder. Aber mir scheint: Gerade so passt es für unseren Alltag.

Und der Friede Gottes

Predigt

zum 1. Sonntag nach Epiphania

10. Januar 2021, Petrikirche Kleefeld

EG 70,1.3.4

Liebe Gemeinde,

das Lied, das wir gerade gehört haben, geht mitten ins Herz. „Wie schön leuchtet der Morgenstern“, einer der Klassiker in unserem Gesangbuch. Am liebsten hätten wir wahrscheinlich alle gerne mitgesungen, sich hineingesungen in den Tanzrhythmus, zu dem die Melodie uns einlädt: „lieblich – freundlich – schön und herrlich – groß und ehrlich - reich an Gaben – hoch und sehr prächtig erhaben“.

Aber das Mitsingen geht jetzt nicht. Es ist schon ein großes Privileg, dass wir heute einen Chor haben und den schönen Stimmen lauschen dürfen. Und es ist ein Privileg, hier in der Kirche noch den Weihnachtsschmuck zu sehen: die Sterne, die Krippe, die Heiligen drei Könige. Licht und schöne Melodien, das tut gut in diesen dunklen Tagen der Pandemie, in denen sich viele fragen: Wie kommen wir gut hindurch? Wie lange reicht die Kraft? Wie können wir die Schwächsten schützen?

Diese Fragen, die kannte auch der Dichter unseres Liedes, Philipp Nicolai. Er kannte sie mehr als genug. 1597 war er Pastor in Unna, als dort die Pest ausbrach. Angst und Elend grassierten. Es gab Tage, das musste Philipp Nicolai bis zu dreißig Pesttote beerdigen. Am Ende der Seuche hatte die Kleinstadt jeden zweiten Menschen verloren. Unvorstellbar, wie die Krankheit in das Leben der Menschen hineingriff! Und damals gab es keine Aussicht auf Impfung, keine fortgeschrittene Medizin.

Unser Lied ist in dieser schweren Zeit entstanden – vielleicht während, vielleicht nach der Pest. Dem Lied, seiner tänzerischen Melodie, ist das alles nicht anzuhören. Es klingt zeitlos, wie unbeschwert. Und doch zeigt es, was einem Menschen damals Kraft gab. Lassen Sie uns genauer hinhören, genauer hinschauen!

„Wie schön leuchtet der Morgenstern“: Das Lied beginnt mit einer Erinnerung an ein Bild aus der Bibel. „Ich bin der helle Morgenstern“: So heißt es im Buch der Offenbarung. Jesus stellt sich da so vor. So ist das ganze Lied ein einziges Lied auf Jesus. Philipp Nicolai versammelt

hier fast alle Bilder und Hinweise, die er in seiner Bibel für Jesus findet: „Sohn Davids“, „Wurzel Jesse“, „wahr Gottes und Marien Sohn“, „hochgeborner König“.

Auf mich wirkt das erst einmal so, als würde er im Dunkeln alle Kerzen anzünden, die er finden kann. Hauptsache, es wird hell! Hauptsache, es wird Licht gegen die Angst. Allerdings lohnt es sich, genauer hinzuschauen. Denn in der ersten Druckfassung unseres Liedes steht ganz zu Beginn eine Frage: „Wie schön leuchtet der Morgenstern / voll Gnad und Wahrheit von dem HERRN, die süße Wurzel Jesse?“ – Fragezeichen! Zu Beginn dieses Liedes ist nicht klar, wie schön der Morgenstern denn leuchtet. Da kann noch so viel in der Bibel stehen, da kann noch so viel Weihnachtsschmuck in der Kirche sein ... Wenn das Herz und die Sinne das nicht spüren, dann ist es so dunkel wie zuvor.

Darum setzt Nicolai in seinem Lied noch einmal an, und er wechselt dabei in die Anrede an ein Du: „Du Sohn Davids aus Jakobs Stamm, mein König und mein Bräutigam, hast mir mein Herz besessen ...“ Wir merken vielleicht, was der Autor hier macht: Er wechselt in die Sprache der Liebe. Wie ein Verliebter spricht er vom „Morgenstern“, vom „Bräutigam“, vom wertvollsten Schatz, den er im Originaltext mit einem „hellen Jaspis“ und einem „Rubin“ vergleicht.

Für unsere heutigen Ohren ist diese Liebessprache ungewohnt; wir reden heute anders von Jesus, nüchterner. Philipp Nicolai leiht sich diese Sprachform aus der Brautmystik des Mittelalters, in der es darum ging, eine intensive Nähe zu Jesus auszudrücken. Und genau darum geht es auch Nicolai, wenn er dieses Lied schreibt. Jetzt, in der Krise, sucht er nach der *einen* Achse, die ihn und seine Gemeinde hält, und das ist für ihn diese Beziehung zu Jesus, die er gar nicht dicht genug ausmalen kann.

In unserem Gesangbuch finden wir eine gereinigte, eine protestantisch entschärfte Fassung des Liedes. In der Originalfassung fällt manches noch intensiver, noch unfrischer aus. Da bedient er sich hemmungslos in einem lateinischen Marienlied, um ein Stück Marienlob auf Jesus zu übertragen („gratiosa caeli rosa“, das heißt: „du edle Himmelsblume“). Dann spricht er wie ein Liebeskranker von Jesus („mein Hertz / durch Liebe verwundet“). Und dann möchte er sich ganz kreatürlich bei Jesus wärmen („Nimm mich / freundlich / in dein Arme / dass ich warme / werd von Gnaden / auf dein Wort komm ich geladen“). Wir merken, liebe Gemeinde: Das klingt schon ziemlich anders als der Schluss der 4. Strophe, wo abstrakt vom Erbarmen die Rede ist - und nicht konkret von der Wärme: „dass ich warme / werd von Gnaden.“

Hier, in diesen Liedversen, wird die Liebe ganz konkret. Für uns ist es vielleicht ungewohnt, so von Jesus zu denken und erst recht: so von ihm zu sprechen. Aber wenn wir auf die Weihnachtsgeschichte schauen, dann ist diese Sprechweise doch gar nicht so ungewöhnlich. Denn was bedeutet das Kind in der Krippe anderes als das, dass Gott in der Welt ganz konkret wird? In diesem Kind, das die Drei aus dem Morgenland besuchen, und in dem jungen Mann, der im Jordan getauft wird, mischt sich Gott unsere Welt ein. Er zeigt uns sein menschliches Gesicht, macht uns eine Liebeserklärung, um es mit Philipp Nicolai zu sagen.

Damit komme ich noch einmal auf die Pandemie zurück. Zu den größten Schwierigkeiten dieser Zeit gehört wahrscheinlich, dass wir zu anderen Menschen Distanz halten müssen, obwohl wir die größte Sehnsucht nach Nähe haben. Für die seelische Widerstandsfähigkeit, die Resistenz, sind tragende Beziehungen entscheidend. Umso tragischer, dass wir jetzt Abstand halten müssen, vielleicht nur zoomen oder telefonieren können. Und manche von uns sind jetzt vielleicht auch ganz von den entscheidenden Kontakten abgeschnitten.

Das tut weh, und ich frage mich, ob uns an dieser Stelle das Lied von Philipp Nicolai weiterhilft. Es kann ja sein, dass uns seine Sprache hilft, wieder eine eigene Sprache für den Glauben zu finden. Bei Philipp Nicolai ist der Glaube ganz handfest-konkret. Da gibt es Sehnsucht, da gibt es Staunen, da gibt es das Gebet. Nicht, dass schon alles perfekt wäre – ganz und gar nicht! Aber da hat Gott offene Arme, die mich einladen: „dass ich warme werd von Gnaden“.

Diese wirklich „warmen“ Worte verstehe ich heute so: Die Welt muss nicht kalt bleiben, Angst und Gleichgültigkeit müssen nicht die Oberhand gewinnen. Wie ist es, wenn uns „von Gnaden warm wird“ und wir diese Wärme nicht für uns behalten?

Und der Friede Gottes ...

**Predigt am Vorletzten Sonntag des Kirchenjahres
15.11.2020, Nikodemus-Kirche Hannover, Lk. 16, 1-8**

Wie passt diese Gaunergeschichte auf die Kanzel, liebe Gemeinde? Da hören wir von einem Menschen, dem es an krimineller Energie nicht zu mangeln scheint. Erst muss er sich den Vorwurf anhören, dass er das Vermögen seines Chefs verschleudert. Alles sieht nach Veruntreuung aus. Der Verwalter wird zur Rede gestellt und entlassen.

Und dann geht die Geschichte genauso kriminell weiter; aber vielleicht wird sie jetzt überhaupt erst zum Krimi. Denn der entlassene Verwalter hört mit dem Veruntreuen nicht auf, sondern fängt jetzt erst richtig an. Als letzte Amtshandlung, so können wir uns das vorstellen, bestellt er die Schuldner seines Chefs zu sich. Teilerlass der Schulden, darum geht es jetzt. Dass das mit einer Fälschung der Schuldscheine einhergeht, geschenkt! Und dass der Chef nichts davon weiß: ebenfalls egal! Hauptsache, er kann die Schuldner auf seine Seite ziehen. Sich Freunde machen für die Zeit nach seiner Entlassung. Frei nach dem Motto: Eine Hand wäscht die andere!

Das ist eine echte Gaunergeschichte, liebe Gemeinde. Sie lässt sich gut erzählen. Sie lädt vielleicht auch zum Schmunzeln ein. Aber wie passt sie auf die Kanzel? Was können wir mit ihr anfangen? Jetzt in der Corona-Pandemie. Und heute am Volkstrauertag, an dem wir uns an die Opfer von Krieg und Gewalt erinnern.

Ich möchte unsere Aufmerksamkeit auf den Schluss dieser Geschichte lenken. Da heißt es lapidar: „Und der Herr lobte den ungetreuen Verwalter, weil er klug gehandelt hatte“. Beim ersten Hören klingt das wie eine glatte Provokation. Ein Lob für diesen Betrüger! Da ist es ganz egal, ob diese Worte aus dem Mund Jesu kommen, oder aus dem Mund des betrogenen Chefs. Wie kann dieser Betrüger auch noch mit einem Lob davonkommen? Zu unserem landläufigen Rechtsempfinden passt das jedenfalls nicht.

Aber lassen Sie uns genauer hinschauen, liebe Gemeinde. Meine Aufmerksamkeit bleibt an diesem kleinen Wort „klug“ hängen. Was könnte klug sein am Handeln dieses Verwalters?

Mal ganz positiv gesagt ist dieser Verwalter ein *Meister der Improvisation*. Er trauert dem Vergangenen nicht lange hinterher, sondern er hat die Gabe, sich schnell auf das Neue einzustellen. Wenn wir an unsere ersten Erfahrungen mit der Corona-Pandemie zurückdenken, dann spüren wir vielleicht, wie wichtig diese Haltung ist. Sich nicht am Alten

festklammern, an der alten Normalität, an den alten Gewohnheiten, an dem was bisher schön war. Sondern die neue Lage zu sehen und darauf zu reagieren.

Für viele von uns war das bestimmt ganz schön anstrengend in den letzten Monaten. Die Unsicherheit, wie es weitergeht. Die Umstellung unseres Lebens, die kleinen oder großen Routinen, die wir neu entwickeln mussten. Maske tragen – Abstand halten. Vieles ist jetzt anders, wenn die gewohnten Treffpunkte fehlen, wenn die Sorge um die Zukunft mitläuft. Aber all das ist besser, denke ich, als den Kopf in den Sand zu stecken und die aktuelle Pandemie zu leugnen. Unser Verwalter jedenfalls, der hat sich nichts vorgemacht. Sondern er hat begonnen zu improvisieren. Einen Plan B zu entwickeln.

Damit bin ich beim Zweiten, was mir an diesem Verwalter auffällt. Er ist irgendwie auch ein *Held der Vorsorge*, indem er radikal und ziemlich egoistisch an die eigene Zukunft denkt. Er möchte auch morgen noch gut leben. Darum die Fälschungsaktion mit den Schuldscheinen. Darum dieser Kauf neuer Freunde.

Ich weiß, liebe Gemeinde, dass ein solcher Egoismus in der Kirche keinen guten Ruf hat. Und es stimmt ja, wir können unser Leben nicht gegen andere sichern. So verstehe ich auch die Kritik, die im Frühjahr an den Hamster-Käufen geübt wurde. Wir können nicht ohne die anderen leben, sondern nur mit ihnen. Und wenn wir genauer hinschauen, dann versucht unser Verwalter ja genau das: Er möchte sich ein neues soziales Netz schaffen, auch wenn er dafür ziemlich krumme Wege geht.

Zum Vorbild taugen diese krummen Wege nicht. Darüber sind wir uns wahrscheinlich einig. Aber stellen wir uns einmal für eine Minute vor, alle Menschen hätten diesen Überlebensinstinkt des Verwalters, und sie würden ihm genauso klar und entschieden folgen. Ich denke schon, dass das etwas ändern würde. Das gilt nicht nur für die Corona-Pandemie, in der viele von uns eine neue Vorsicht gelernt haben. Sondern das gilt auch für die anderen großen Fragen, die Klima-Krise und das Streben nach Frieden. Hier müsste uns schon allein unser Überlebensinstinkt wachrütteln, wenn es nicht die Liebe zu unseren Mitmenschen und der Blick auf die kommenden Generationen schafft.

Jesus jedenfalls hat solchen Instinkten eine Menge zugetraut. Denken wir an seine Geschichte von der wertvollen Perle, für die der Händler alles andere verkauft. Da zeigt sich dieselbe Entschlossenheit, wenn auch ohne die kriminelle Energie unseres Verwalters.

Aber manchmal, so scheint es, können wir eben auch von einem Kriminellen etwas lernen. Wahrscheinlich schauen viele von uns nicht umsonst gerne Krimis. Oder besser noch: Filme aus der Schwarzen Serie, die alten Streifen mit Alain Delon oder Lino Ventura. Der Überlebensinstinkt, der sich in diesen Filmen zeigt, ist ganz sicher nicht alles. Aber manchmal, da brauchen wir diese Energie.

Wir brauchen sie jetzt, um in den Corona-Zeiten durchzuhalten. Wir brauchen sie, um die großen Themen nicht aus dem Blick zu verlieren, die Klimafrage und den Frieden. Oder den Zusammenhalt in der Gesellschaft, der bei uns in der Nachbarschaften anfängt.

Und ich kann mir vorstellen, dass wir diese Energie manchmal auch in unserem ganz persönlichen Leben brauchen. Um innerlich weiterzukommen. Um die Mitte nicht zu verlieren. Um einen neuen Schritt gehen zu können.

Einmal ganz provokativ gefragt: Warum soll nur der kriminelle Verwalter klug sein?

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre und Herzen und Sinne in Jesus Christus, unserm Herrn!

Predigt
9. Sonntag n. Trin. Jer. 1,4-10
Petrikirche Kleefeld 9.8.2020

„*Sage nicht, ich bin zu jung*“: Ich erinnere mich noch genau, wo ich diese Worte zum ersten Mal hörte. Es war bei den christlichen Pfadfindern, die ich während meiner Ausbildung näher kennenlernen konnte. Mehr als fünfzig Jugendliche, vom Konfirmationsalter aufwärts. Hier hatten diese Worte ihren festen Platz: „*Sage nicht, ich bin zu jung. Sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende, und predigen alles, was ich dir gebiete.*“

Jedes Mal, wenn ein „Pfadi“ aufgenommen wurde oder eine Gruppenleiterin nachrückte, wurden diese Worte vorgelesen. Das war dann ein feierlicher Augenblick, z. B. auf einer Fahrt. Die ganze Gruppe stand zusammen und sah zu, wie die neuen Pfadis oder eine neue Gruppenleiterin nach vorne traten. Und ich erinnere mich noch sehr genau, wie manche damals ein Schlucken nicht unterdrücken konnten. Denn bei dieser kleinen Zeremonie wurde deutlich: Jetzt beginnt etwas Neues. Ein neuer Schritt im Leben, eine neue Verantwortung. Denn die Gruppenleiterin, die war jetzt nicht nur für die Gruppe verantwortlich. Sondern von ihr wurde auch erwartet, dass sie sich in der Kirchengemeinde und im Dorf engagiert: „Allzeit bereit!“ (Ich erinnere mich noch lebhaft, wie wir zusammen mit den Pfadis 1992 zur großen Lichterkette gegen Rassismus hierher nach Hannover gefahren sind.)

Das alles liegt nun fast dreißig Jahre zurück, aus den Jugendlichen von damals sind längst Erwachsene geworden. Aber ich überlege jetzt, wie die Jugendlichen von damals diese Worte wohl verstanden haben: „*Sage nicht, ich bin zu jung!*“ Haben sie die Ermutigung gehört, die in diesen Worten steckt: „Hab keine Angst, trau dich, geh los.“ Oder klangen diese Worte eher wie eine leise Kritik: „Komm schon, versteck dich nicht hinter deiner Angst!“

Hier geht es um die Grundfrage nach den Neuanfängen in unserem Leben. Hannah Arendt, die Philosophin aus Hannover, hat einmal geschrieben, dass die Neuanfänge ganz wesentlich zum menschlichen Leben dazugehören. Aber solche Neuanfänge haben oft auch etwas Zweideutiges; nicht immer schreien wir sofort laut und vernehmlich „Ja“.

So ist es ja auch bei Jeremia. Als er die Stimme hört: „Ich habe dich zum Propheten für die Völker bestellt“, da würde er sich am liebsten ganz klein machen. Franz Werfel hat das in seinem Jeremia-Roman schön beschrieben. Lustvoll malt er die Szene aus: „*Mit vollem Wissen um die Unzulänglichkeit seiner Begründung stammelt er im quengelnden Gebetslaut von Kindern: „Herr, Herr, ich taue nicht ... Ich bin zu jung ...“*“ Und dann kommentiert Werfel trocken: „*Wie matt ist diese Ausflucht für einen Aufgerufenen, der älter als zwanzig Jahre ist.*“ (Jeremia, 40)

Das klingt humorvoll, ohne Zweifel. Aber mir bleibt das Lachen im Hals stecken, weil ich überlege, welche Ausflüchte ich wohl parat habe, wenn es um diesen oder jenen Schritt in meinem Leben geht: die Gewohnheit, das Alter, der volle Terminkalender?

Zum Glück belässt es Franz Werfel nicht bei dieser etwas beschämenden Szene. Vielmehr schildert er auch, wie der junge Jeremia immer mehr Mut und Vertrauen gewinnt. Bis dann schließlich sogar von Begeisterung die Rede ist: *„Zu dem Mut seiner Seele tritt eine neue, schluchzende Begeisterung. Adonai festzuhalten, ihm anzugehören für immer. Mit brustzersprengender Dankbarkeit erkennt er: dies hier ist nicht Täuschung, nicht Traum, nicht Zauberei, sondern so nah und wahr und wirklich wie er selbst.“* (41)

Angst, Vertrauen, Begeisterung – wie reagieren wir wenn es um die Neuanfänge in unserem Leben geht? – Wir hören eine Zwischenmusik!

- Orgelzwischenstück -

Liebe Gemeinde,

in der alten Sprache heißt das, was Jeremia passiert ist: Berufung. Dieses Wort kennen wir heute meist in der Bedeutung: „Mir macht meine Arbeit Spaß. Sie erfüllt mich.“ So sagte uns einmal ein Friseurmeister, als wir ihn nach seinem Beruf fragten: *„Meine Arbeit ist eine Berufung für mich. Ich freue mich jeden Tag, wenn ich hier bin. Also, ich könnte mir nichts anderes vorstellen. Es ist wirklich eine große Erfüllung.“* (Füser / Schendel / Schönwitz, 51).

In diesen Sätzen klingt nach, was Menschen wie Jeremia als Berufung erlebt haben. Der Kern solcher Berufung ist: „Ich könnte mir nichts anderes vorstellen.“ Und dann sagt jemand wie dieser Friseurmeister: Das ist genau die Arbeit, die zu mir passt. Und der Prophet Jeremia würde vielleicht tatsächlich so wie bei Franz Werfel sagen: Ja, das ist keine Selbsttäuschung, das ist der Höchste selbst.

Wenn Menschen so von ihrer Berufung reden, dann klingt das häufig sehr klar und entschieden. Sie haben etwas entdeckt, was jetzt gar nicht mehr anders sein kann. Es ist verständlich, dass wir dann manchmal humorvoll oder auch kritisch nachfassen: Bist du dir sicher? Ist das wirklich der einzige, der richtige Weg für dich?

Aber ich finde es wirklich beeindruckend, wenn jemand wie der Friseurmeister voller Leidenschaft an seine Arbeit geht. Und ich wünsche mir, dass ihn diese Leidenschaft auch

durch die schweren Wochen des Shutdowns getragen hat, als die Salons wegen der Coronawelle mehrere Wochen lang nicht öffnen konnten.

Und was sollen wir erst zu dem Weg der jüdischen Philosophin Edith Stein sagen? Sie, die heute vor 78 Jahren in Auschwitz ermordet wurde, hatte als Wissenschaftlerin den Weg zum katholischen Glauben gefunden. Bemerkenswert tief war ihr Vertrauen auf den Gott der beiden Testamente. Sie sah sich als „Stein“ in Gottes großem „Mosaik“ und hatte die Zuversicht, dass er sie schon „an die rechte Stelle legen“ würde. Eines ihrer Gebete geht wie folgt:

*„Ohne Vorbehalt und ohne Sorgen
leg ich meinen Tag in deine Hand.
Sei mein Heute, sei mein gläubig Morgen,
sei mein Gestern, das ich überwand.
Frag mich nicht nach meinen Sehnsuchtswegen,
bin aus deinem Mosaik ein Stein,
wirst mich an die rechte Stelle legen
- deinen Händen bette ich mich ein.“*

An dieser Stelle frage ich ganz offen: Können, wollen wir uns so aus der Hand geben? Ist das zu kindlich? Oder halten wir das für die passende Art, auf Gottes Anruf zu antworten?

Die schönste Schilderung von dem, was Berufung sein kann, habe ich jedoch nicht bei einer blitzgescheiterten Philosophin und auch nicht bei einem engagierten Friseurmeister gefunden. Vielmehr stammt er von einer Tänzerin, der hier in Hannover geborenen Mary Wigman, einer Vorreiterin des Ausdruckstanzes. Sie beschreibt ihren Durchbruch nicht als äußeren Erfolg, sondern als die Entdeckung: Ich *bin* Tänzerin.

Die Vorbereitung des Tanzabends, so lesen wir in ihren Lebenserinnerungen, war aufregend gewesen. Die Noten waren auf der Fahrt verschwunden, mussten in aller Eile rekonstruiert werden. Aber dann beginnt der Abend, und sie spürt sofort die Resonanz des Publikums. *„Es war ein bedingungsloses Ja-Sagen. Alles fiel von mir ab, was übersteigerter Ehrgeiz und ein fanatischer Wille zur Selbstbehauptung wie einen Panzer um mich gelegt hatte. Ich glaube, in diesem Augenblick wurde die Tänzerin M. W. erst wirklich geboren. Denn jetzt KONNTE ich tanzen, frei, sicher, gelöst und selbstvergessen.“* (Fritsch-Vivié, 57)

Was die Tänzerin hier beschreibt, würde man heute wohl als „Flow“ bezeichnen: ein Fließen, mit dem ich mit mir, meinem Tun und der Welt ganz eins bin. Alles Alte und Verkrampfte fällt von mir ab. Um es mit Jeremias Beispiel zu sagen: Es ist ganz egal, wie jung oder wie alt ich bin. Hauptsache, ich höre die Stimme: „*Fürchte dich nicht.*“

Und der Friede Gottes

Gruß aus der Kirchengemeinde

Palmsonntag, 5. April 2020, Petri Nikodemus Hannover

Palmsonntag

Jesus kommt in die Stadt: Darum geht es heute, an Palmsonntag. Aus Freude reißen die Menschen Palmwedel von den Bäumen. Nach ausgelassener Freude ist vielen von uns wahrscheinlich nicht zumute. Zu ernst sind die Nachrichten jetzt in den Zeiten von Corona. Dazu kommen die Ausgangsbeschränkungen, die unser Alltagsleben in ganz ungewohnter Weise verändern und einengen. Wie können wir trotzdem Weite erfahren? Darum geht es in den Texten und Liedern dieses Sonntages.

Ein schönes Lied für diesen Sonntag erzählt die Geschichte, wie Jesus in die Stadt einzieht:

„Jesus zieht in Jerusalem ein“ (Ev. Gesangbuch, 314). Hier können Sie die ersten Strophen nachhören: https://www.youtube.com/watch?v=HnEu_wv4LVY

Und hier finden Sie den gesamten Text:

<https://www.kirchenchorverband-baden.de/Liederkalender2011/3%20Jesus%20zieht%20in%20Jerusalem%20ein.pdf>

Gedanken zum Palmsonntag

Es ist ein eindrückliches Bild: Jesus reitet auf dem Esel in die Stadt. Eine mittelalterliche Handschriftenmalerei zeigt das sehr plastisch: vor ihm das Stadttor, hinter ihm seine Freunde, und ihn herum die Menschen, die seinen Einzug neugierig verfolgen. Einer ist in die Knie gegangen und breitet einen Mantel wie den sprichwörtlichen roten Teppich aus. Ein Kind winkt ihm zu. Ein anderer ist dem Palmbaum geklettert. Will er besser sehen? Oder sucht er nach einem Palmzweig, mit dem er Jesus zuwinken kann?



https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/4/42/Melisende-Psalter_f5v.jpg (Bild gemeinfrei)

Diese unbeschwerete Bild hat mit unserer aktuellen Situation ganz wenig zu tun. So scheint es jedenfalls auf dem ersten Blick. Aber was mich aufhorchen lässt, ist der Ruf der Menschen da am Stadttor von Jerusalem. Sie schreien nicht nur: „Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn“. Sondern vorher rufen sie mindestens genauso laut: „Hosianna! Hilf uns doch!“ (Johannes 12,13). Mit diesen Worten lassen sich viele der Gebete zusammenfassen, die Menschen jetzt in diesen Zeiten von Corona formulieren. Wenn wir auf die Gebetsplattform „Coronagebet“ gehen (<https://coronagebet.evangelisch.de/>), dann geht es immer wieder um diese Bitte: „Hilf doch!“. Hilf den Ärztinnen und Ärzten! Hilf den Menschen, die erkrankt sind. Hilf denen, die jetzt besonders gefährdet. Sei bei den Sterbenden.

Aber das Wort Hosianna meint mehr als das allgemeine „Hilf doch!“ Wörtlich bedeutet es: „Mach das Enge weit! Löse den Riegel der Angst“. Damit rückt dieser Ruf ganz nah an uns und die heutige Situation heran. Viele haben Sorge um ihre Liebsten, die sie jetzt nicht besuchen können, Angst um die eigene berufliche Zukunft. Anderen ist es ganz wörtlich „zu eng“ in ihren eigenen vier Wänden. Sie merken vielleicht, dass sie immer nur um sich und ihre eigenen Gedanken kreisen.

Mach das Enge weit! Paradoxerweise beginnt mit der Karwoche eine Zeit, in der Jesus immer mehr Enge und Angst auf sich nimmt. Eben noch hat er mit seinen Freundinnen und Freunden draußen im Dorf Betanien beim Essen zusammengesessen, und jetzt begibt er sich in die Enge der Stadt. Hier lauern seine Gegner. Hier wartet auf ihn der Tod. Am Ende wird er neben zwei anderen Menschen gekreuzigt – Jesus ganz an der Seite der Menschen.

In dieser Woche versuchen wir zu verstehen, wie Jesus gerade so das Enge weit gemacht hat und die Angst mitträgt. Am Ende der Woche feiern wir das offene Grab, den weggerollten Stein; dieser Stein konnte dem Leben einfach nicht im Weg stehen. Vielleicht spüren wir dann, wie unser Herz wieder weit wird und wir auch die Enge unserer Wohnung mit Gottes Weite füllen können. Diese Weite möge uns ausdauernd und erfinderisch machen. Vielleicht so erfinderisch wie die Frau, die Jesus in Betanien mit ihrer Großzügigkeit überrascht hat (hier die Lesung des Ehrenamtlichen aus der Gemeinde verlinken)

Hier finden Sie ein passendes Lied darüber, wie das Enge weit wird: Meine engen Grenzen.

Den Text und die Noten finden Sie hier:

http://www.habakuk-musik.de/pdf/Meine_engen_Grenzen.pdf. Und hier können Sie sich das

Lied anhören: https://www.youtube.com/watch?v=Z18Aadf_tgo

Gebet:

Jetzt ist es schwer, du Herr, bist mehr,
du sagst, es fällt ein Korn tief in die Erde,
damit es groß und blühend werde.
Jetzt ist es schwer, du Herr, bist mehr,
du sagst, ich bin bei euch, weil ich jetzt gehe,
ich will, dass ich euch wiedersehe.
Jetzt ist es schwer, du Herr, bist mehr,
du sagst, ich bin im Geist an allen Orten,
ich bin bei euren neuen Worten.

Gertrud-Marianne Schendel, <http://gertrud-schendel.de/9.html>

Predigt
am Sonntag Estomihi

Lk. 18,31-43

Lukaskirche Hannover

23.2.2020

Liebe Gemeinde,

in diesen Tagen steht vieles dicht nebeneinander: Wir hören die Nachrichten vom zehnfachen Mordanschlag in Hanau, und gleichzeitig flimmern die Bilder vom Karneval über den Bildschirm. Krasser könnten die Gegensätze nicht sein: Auf der einen Seite die Ausgelassenheit der Jecken, und auf der anderen die tiefe Sorge um den Zusammenhalt unserer Gesellschaft, um die Sicherheit all der Menschen, die dem Klischee der Menschenfeinde und Rassisten nicht entsprechen. Vorgestern, bei der großen Demonstration vor der Marktkirche, war diese Sorge mit Händen zu greifen.

Auch in unserem heutigen Predigttext steht vieles dicht nebeneinander, und ich frage mich, wie das wohl zusammengehört. Da hören wir von Leid und Verrat: Jesus kündigt seinen Weg ans Kreuz an, und obwohl er das zum dritten Mal tut, verstehen ihn seine Freunde, die Jünger, nicht. Direkt danach die wunderbare Geschichte von einer Heilung: Jesus sorgt dafür, dass ein Blinder wieder sehen kann. Am Ende steht das Happy End: Der Blinde folgt Jesus nach, und das ganze Volk bricht in Jubel aus.

Das Heilwerden und der Weg in das Leid, das Sehen und das Nichtsehen: All das steht hier ganz dicht beieinander. Und ich frage mich, was Lukas, der Evangelienschreiber, sich dabei gedacht hat. Und ich frage mich auch, was diese alten Geschichten für heute bedeuten...

Mein erster Einfall zu unserem Predigttext ist: Hier bekommen die Jünger mal so richtig etwas ab! Sie, die Insider, stehen auf dem Schlauch, während ein Blinder und die Volksmenge Jesus auf Anhieb verstehen! Besonders peinlich für die Jünger ist ja: Kurz zuvor hatten sie noch nach dem Lohn gefragt, den sie für ihren Weg mit Jesus bekommen: „Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt ...“ Ihr Eindruck ist: Wir haben vollen Einsatz gebracht; dafür können wir auch eine Belohnung erwarten! Aber direkt danach kommt der Aussetzer: Als Jesus von seinem Leidensweg spricht, da kommen sie nicht mehr mit, da wollen oder können sie ihn nicht mehr verstehen.

Ich frage mich, was hier los ist: Haben sie die bisherigen Leidensankündigungen überhört? Sind sie geschockt, dass es jetzt wirklich losgeht, dass der Weg nach Jerusalem jetzt beginnt? „Seht, wir gehen hinauf nach Jerusalem ...“ Die Jünger als Meister im Verdrängen?

Aber es wäre zu leicht, mit dem Finger nur auf die Jünger zu zeigen. Schließlich geht das Nichtverstehen weiter und bekommt in unserem Predigttext sogar ein regelrecht aggressives Gesicht. Als der blinde Bettler am Wegrand nach Jesus schreit, da wollen sie ihn zum Schweigen bringen, da fahren sie ihn an. Und wer diese „sie“ sind, das ist hier gar nicht ausdrücklich gesagt. Das sind einfach nur Leute, die wollen, dass die Ordnung gewahrt bleibt, dass Jesus und seine Jünger ungestört in die Stadt einziehen können. Der Bettler, der da am Wegrand sitzt und laut wird, der stört.

Damit, liebe Gemeinde, rückt uns dieser alte Lukastext schon näher. Er fragt nach uns nach unseren Vorstellungen, die wir vom Miteinander haben, fragt uns nach unseren Selbstverständlichkeiten. Wie viel Vielfalt, wie viel vermeintliche „Unordnung“ vertragen wir? Und dass es bei dieser Frage wirklich um etwas geht, das zeigt uns der Lukastext ja auch. Stellen wir uns einmal vor, die Schimpfer hätten sich durchgesetzt, sie hätten den Bettler tatsächlich zum Schweigen gebracht. Dann wäre es möglicherweise mit der Heilung nichts geworden, dann hätte Jesus den Blinden möglicherweise gar nicht zu sich gerufen. Gott sei Dank ließ sich der Blinde nicht einschüchtern, schrie nach der Zurechtweisung nur umso lauter ...

Damit wir uns recht verstehen, liebe Gemeinde: Ich plädiere nicht dafür, dass wir jedes Verhalten in der Öffentlichkeit akzeptieren. Aber unser Lukastext, der erinnert uns noch einmal eindrücklich an das Recht und an die Würde jedes Menschen. Es ist so leicht und verführerisch, die eigenen Ordnungsvorstellungen durchsetzen zu wollen: „Sauberkeit first“, „die eigene Gruppe first“, „das eigene Volk first“. Aber wie problematisch das ist, zeigt nicht erst die Terrorserie von Hanau. Das zeigt auch schon der Blick auf den Blinden, der einfach nur geheilt werden will.

Aber Gott sei Dank zieht sich durch unseren Predigttext auch noch eine zweite Spur. Da hören wir nicht nur von Unverständnis und Ignoranz. Sondern da hören wir immer wieder auch vom Sehen. Der blinde Mann „sieht“ Jesus, obwohl seine Augen noch gar nicht sehen können; Jesus nennt das nachher „Glauben“ – „Dein Glaube hat dir geholfen“. Und Jesus „sieht“ den blinden Mann, besser gesagt: er überhört ihn nicht, als der mit allen Kräften schreit.

Der Gipfelpunkt dieses Sehens ist für mich die Frage: „Was willst du, das ich für dich tun soll?“ Mit dieser Frage macht Jesus etwas ganz Besonderes: Er streckt sich dem Blinden ganz weit entgegen, soweit, dass er sein Ich verlässt und sich ganz auf das Du einstellt. Das ist der komplette Gegensatz zu denen, die den Blinden eben gerade noch maßregeln und zum Schweigen bringen wollten. Jesus macht diesen Blinden nicht klein, sondern groß.

„Was willst du, das ich für dich tun soll?“ Diese Frage bringt vielleicht am deutlichsten auf den Punkt, wie Jesus „tickt“, wie er denkt und liebt und handelt. Jesus macht nicht mit beim Wettstreit um das größte Ego, um das größte Stück vom Kuchen, um den besten Platz an der Sonne. Seine Mission ist nicht, dass er „sein Ding macht“, sondern dass er nach uns fragt. Er besteht nicht darauf, sein eigener Herr zu sein, sondern er macht sich für uns Menschen porös.

Damit verstehen wir vielleicht auch den Weg, den Jesus jetzt nach Jerusalem einschlägt. Mit diesem Weg macht er sich verletzbar. Er stellt sich an die Seite der Verratenen und

Verspotteten, der Opfer von Willkür und Gewalt. Wir erleben es ja oft als eine Überforderung, all die Krisenregionen unserer Welt präsent zu haben und an die Opfer zu denken. Idlib, Jemen, jetzt Hanau. Es ist schwer genug, aber auch so wichtig, die Gesichter und Namen der Ermordeten von Hanau einmal wirklich an sich heranzulassen und auszuhalten, damit wir sie als Einzelmenschen und nicht nur als Nachricht wahrnehmen.

Schließen möchte ich mit dem Halbsatz, mit dem auch Jesus seine Leidensweissagung abgeschlossen hat: „Und am dritten Tage wird der Menschensohn auferstehen“. Das lässt uns immer wieder sagen, wenn Mord und Hass uns den Lebensmut rauben und den Zusammenhalt unserer freien Gesellschaft angreifen wollen. Am Ende siegt nicht der Hass, sondern die Liebe. Und zwar nicht eine Liebe, der alles egal ist, sondern diese parteiische Liebe Jesu, die den blinden Bettler fragt: Was willst du, dass ich für dich tun soll.“

Und der Friede Gottes ...

Predigt
am 2. Sonntag nach dem Christfest
5. Januar 2020 Nikodemus Hannover
Jes. 61, 1-3.7-10

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,

Sind Sie schon im neuen Jahr angekommen? Oder befinden Sie sich immer noch irgendwie dazwischen? Zwischen Weihnachten und dem Alltag, zwischen Tannenbaum, Neujahrsfeuerwerk und der alltäglichen Arbeit?

Wenn wir so dazwischen sind, dann sind wir ganz besonders offen. Jedenfalls geht mir das so. Ich bin ganz besonders offen für die Musik, die ich jetzt viel öfter höre als sonst. Das Weihnachtsoratorium rauf und runter! Ich bin aber auch offener für die Nachrichten. Sie erreichen mich viel tiefer als sonst, weil ich weniger abgelenkt und beschäftigt bin. Und leider sind es gerade die schlechten Nachrichten, die sich bei mir festhaken. Die verschärfte Krise im Nahen Osten, die Morddrohungen gegen den Ratsvorsitzenden der EKD – das sind nur zwei von den vielen Nachrichten, die ich jetzt schwer abschütteln kann.

Was bringt uns in dieser Zeit „zwischen den Jahren“ weiter? Vor einigen Wochen fiel mir eine Zeitungsbeilage in die Hand, die sich mit dem *Zuendebringen* beschäftigt. „Wie man die Dinge zu einem guten Ende bringt – und einen Neuanfang wagt“. Hier ging es darum, den Jahreswechsel dazu zu nutzen, um einen Punkt zu setzen. Ich las von bewussten Abschieden, den Beenden von Beziehungen, gelungenen Übergängen nach dem Berufsleben.

Auch wenn all dies gerade nicht unser Thema sein sollte – mit der Frage: Abschied und Neuanfang haben in diesen Wochen wahrscheinlich viele von uns zu tun. Ich denke dabei an die guten Vorsätze, die vielen von uns wahrscheinlich nicht fremd sein dürften. Wir wissen,

dass wir sie nur im seltensten Fall durchhalten. Und trotzdem habe ich mich auch in diesem Jahr wieder dabei ertappt, mir ganz fest vorzunehmen: Diese Gewohnheit willst du lassen – und das und jenes willst du neu anfangen? Um es ganz kurz zu sagen: Früher aufgestanden und früher Schlafen gegangen bin ich trotzdem nicht!

Was hilft uns also beim Start in das neue Jahr? Ich denke an die Lesung aus dem Prophetenbuch Jesaja, die wir vorhin gehört haben. In diesen Worten geht es nicht um das Alte und wie ich es möglichst gut zu Ende bringe. Sondern da geht es um einen geschenkten Neuanfang: Wie ist es, wenn ich das Leben noch einmal neu geschenkt bekomme? Aber lassen Sie uns diese Worte noch einmal selbst hören! Ich lese zunächst die ersten Verse:

1 Der Geist Gottes des HERRN ist auf mir, weil der HERR mich gesalbt hat. Er hat mich gesandt, den Elenden gute Botschaft zu bringen, die zerbrochenen Herzen zu verbinden, zu verkündigen den Gefangenen die Freiheit, den Gebundenen, dass sie frei und ledig sein sollen; 2 zu verkündigen ein gnädiges Jahr des HERRN und einen Tag der Rache unsres Gottes, zu trösten alle Trauernden, 3 zu schaffen den Trauernden zu Zion, dass ihnen Schmuck statt Asche, Freudenöl statt Trauer, schöne Kleider statt eines betrübten Geistes gegeben werden, dass sie genannt werden »Bäume der Gerechtigkeit«, »Pflanzung des HERRN«, ihm zum Preise.

Diese Verse aus dem Jesajabuch führen uns ins fünfte Jahrhundert. Das Volk Israel ist aus der Verbannung wieder zurück. Eigentlich könnte jetzt aufgebaut werden. Eigentlich könnte jetzt alles besser werden. Aber es ist ähnlich, wie wir das jetzt, 30 Jahre nach der Wiedervereinigung, erleben. Lähmung, Unzufriedenheit und der Geist der Spaltung liegen über dem Land. Die Kluft zwischen den Reichen und Armen wird größer. Nicht umsonst ist hier von „Elenden“, von „Gefangenen“, von „Gebundenen“ die Rede. Auch in der neuen Zeit ist nicht alles Gold, was glänzt. Und es gibt ja auch eine innere Unfreiheit, die lähmt und nicht weiterführt. Heute fragen wir uns vielleicht, wie es mit der Demokratie und unserem Gemeinwesen weitergeht. Damals ging es um den Aufbau des Tempels, diesem Zeichen für die Gegenwart Gottes.

In dieser Situation, liebe Gemeinde, tritt der Prophet auf. Und was macht er? Er überspringt alle Sorgen, all die schlechten Nachrichten. Was er stattdessen ausruft, ist ein radikaler Neuanfang: „den Elenden gute Botschaft“, „den Gefangenen die Freiheit“, allen im Land ein Gnadenjahr Gottes.

Was bringen diese Worte? Äußerlich hat sich nichts geändert. Und so können wir diese Worte nur für Schall und Rauch halten, für weiße Salbe. Vielleicht war das auch damals eine der ersten Reaktionen, wer weiß?

Es ist leicht, diese Worte skeptisch beiseitezulegen. Aber mein Vorschlag wäre: Geben wir diesen Worte eine Chance! Denn sie sind ja, um es ganz schlicht zu sagen, „typisch Gott“. Gott ist ein Serientäter, was neue Anfänge angeht. Das Kind in der Krippe, über das wir uns zu Weihnachten gefreut haben. Der zwölfjährige Jesus, der die Lehrer im Tempel zum Staunen bringt. Und nicht zuletzt der junge Mann aus Nazareth, der sich genau mit diesen Prophetenworten in seiner Heimatstadt vorstellt: „Der Geist des Herrn ist auf mir, damit ich den Armen das Evangelium verkündige, damit ich den Gefangenen predige, dass sie frei sein sollen...“

Ich weiß nicht, wie es Ihnen mit diesen Worten geht. Aber mir tun solche Worte gut, alle Skepsis hin und her. Denn mir kommt es vor, als würden solche Worte eine neue Tür öffnen, einen neuen Raum voller Möglichkeiten.

Damit komme ich zum zweiten Teil unseres Predigttextes. Hier hören wir nicht mehr den Propheten selbst, sondern eine andere Stimme. Wahrscheinlich soll ein Mensch zu Wort kommen, der auf seine Weise auf den Propheten reagiert. Ich lese diese Antwort noch einmal vor:

10 Ich freue mich im HERRN, und meine Seele ist fröhlich in meinem Gott; denn er hat mir die Kleider des Heils angezogen und mich mit dem Mantel der Gerechtigkeit gekleidet, wie einen Bräutigam mit priesterlichem Kopfschmuck geziert und wie eine Braut, die in ihrem Geschmeide prangt.

Überschwänglicher kann eine Antwort wohl kaum ausfallen. Hier ist von einer Freude die Rede, die einen Menschen ganz erfüllt, die ihn wirklich laut werden lässt. Luther hat das norddeutsch-zurückhaltend übersetzt. Eigentlich heißt das: „Voller Freude freu ich mich im Höchsten. Und meine ganze Seele schreit ihre Freude hinaus.“

Wann haben Sie das letzte Mal so geschrien? Ich erinnere mich, dass ich genauso schreiend durch das Haus lief, als ich vor ein paar Jahren tatsächlich meine Traumstelle bekam, auf die ich ziemlich verwegen eine Bewerbung geschrieben hatte. Da war ich auch nur Freude, tagelang, weil ich wusste, dass mein Leben noch einmal eine neue Richtung bekommt. Aber vielleicht fallen Ihnen ganz andere Situationen ein: die Freude über eine Liebe, die Freude über die Geburt eines Kindes. Wenn solche Neuanfänge in unserer Leben kommen, dann verändert sich nicht nur etwas. Sondern dann verändert sich unser ganzes Leben. Jedenfalls ist das gefühlt so. Was uns bislang Sorgen gemacht hat, wird kleiner. Altes wird ganz automatisch unwichtiger. Einfach deshalb, weil jetzt etwas Neues da ist.

Die Offenheit für Neues gehört unausrottbar zu uns Menschen dazu. Niemand hat das deutlicher gesagt als Hannah Arendt, die in Hannover (bzw. Linden) geborene Philosophin. Sie schrieb davon, dass mit jeder Geburt ein Neubeginn in die Welt kommt. Wir haben die Fähigkeit, einen neuen Anfang zu machen, jede und jeder von uns.

Diese Fähigkeit, so möchte ich hinzufügen, die passt zu Gott, dem Serientäter in Sachen neue Anfänge. Vielleicht gelingt es uns, das neue Jahr einfach als einen offenen Raum sehen. Als Raum, noch leer ist, trotz all der Eintragungen im Kalender. Als Raum, den wir nicht zwanghaft mit guten Vorsätzen und mustergültig gestalteten Abschieden füllen müssen.

Sondern als Raum, in dem wir offen sind für den einen oder anderen Neuanfang, den Gott uns schenkt.

Und der Friede Gottes ...

Predigt

Josua 2,1-24 17. Sonntag nach Trinitatis

13. Oktober 2019 Gnadenkirche Hannover

Liebe Gemeinde,

heute feiern wir eine Premiere. Eigentlich müssten wir jetzt den roten Teppich ausrollen und eine Fanfare hören! Denn heute steht zum ersten Mal ein Bibeltext auf dem Predigtplan, den wir bislang vielleicht eher überlesen haben. Ich meine die Geschichte von den beiden Kundschaftern und der Frau in Jericho. Vorhin haben wir sie in der Lesung gehört. Diese Geschichte gehört erst seit *einem* Jahr zu den Texten, die im Gottesdienst gelesen und gepredigt werden sollen. Deshalb ist eins an diesem Sonntag schon einmal sicher: Kein Pastor und keine Pastorin in der ganzen Republik konnte heute in die Schublade greifen und eine alte Predigt hervorziehen. Heute gibt's auf allen Kanzeln Frischware!

Ich möchte mich diesem Neuling auf dem Predigtplan in zwei Anläufen nähern. Lassen Sie uns als erstes auf die beiden Männer schauen, die nach Jericho kommen, um die Stadt und das Land auszuspionieren. In meiner Lutherbibel heißt der ganze Abschnitt denn auch: „Die Kundschafter in Jericho“.

Wenn wir diese Überschrift ernstnehmen, dann ist unser neuer Predigttext vor allem ein Teil einer militärischen Eroberungsgeschichte: Das Volk Israel ist auf dem Weg ins Heilige Land. Noch steht es auf der anderen Seite des Jordans. Aber die ersten Kundschafter sind auf dem Weg, um die andere Seite unter die Lupe zu nehmen.

Wenn wir die Geschichte so sehen, dann ist an ihr vor allem die wunderbare Bewahrung der beiden Männer interessant. Im Feindesland kommen sie im Haus einer Prostituierten unter. Vielleicht ist das der einzige Ort in der Stadt, wo sie nicht auffallen. Eigentlich ganz schön

clever. Aber dann droht dieses tolle Versteck zur Falle zu werden. Leute des Königs kommen und fragen nach ihnen. Doch die Gastgeberin hält dicht, und so können sie an anderen Tag aus der Stadt entkommen und zu den eigenen Leuten zurückkehren. Puh, das ist noch einmal gut gegangen!

Wenn wir die Geschichte so erzählen, dann geht es um die Geschichte einer Bewahrung. Zwei Männer sind auf gefährlichem Terrain gerettet worden. Solche Rettungsgeschichten gehören zu guten Spionagegeschichten dazu. Es reicht, wenn wir an James Bond denken. Aber mir fallen auch andere wunderbare Rettungsgeschichten ein: Ich denke an jüdische Menschen, die in Zeiten der Judenverfolgung Unterschlupf fanden, die so überlebt haben.

Das Stichwort, das unser Predigttext für all diese Geschichten verwendet, ist „Chesed“, die Zuwendung, das Erbarmen: Ein Mensch hat sein Herz geöffnet, hilft weiter, geht für andere Menschen ein Risiko ein. Wir wissen, dass so etwas nicht der Normalfall ist. Aber gerade darum sind solche Erfahrungen so wertvoll. Wenn jemand sich uns in diesem Sinne zuwendet, wenn er „Chesed“ tut, dann verändert sich unser Leben: Neue Türen gehen auf, neue Wege werden möglich.

Wenn wir auf die Erfahrung der Kundschafter schauen, dann schärft das vielleicht den Blick für die eigenen Erfahrungen: Wann sind wir bewahrt und gerettet worden? Und vielleicht spüren wir dann auch, wie wichtig solche Zuwendung für unser Zusammenleben ist. Wir leben davon, dass andere Menschen nicht einfach der Bequemlichkeit folgen, sondern über ihren Schatten springen und „Chesed“ tun. „Jede Kreatur braucht Hilfe von jeder“ (Brecht).

Damit komme ich zur anderen Seite der Geschichte, zu Rahab. Die Zürcher Bibel stellt *sie* in den Mittelpunkt, indem sie unserm Predigttext die Überschrift gibt: „Rahab rettet die israelitischen Kundschafter“. Und wirklich, wenn wir uns den Text näher anschauen, dann ist *sie* die entscheidende Person. Nicht nur, dass sie die beiden Männer rettet, sondern dass sie auch noch ihre eigenen Pläne verfolgt: Genauso, wie sie die beiden Männer gerettet hat, möchte sie sich auch retten, und am besten noch die ganze Familie dazu! Sie weiß, wie stark

die Israeliten sind und dass sie die Stadt erobern werden. Darum ihr Drängen, dass die Kundschafter, die sie retten will, sich für ihre eigene Rettung einsetzen.

In dieser Geschichte wird deutlich, wie eng unser Leben und Überleben manchmal miteinander verflochten ist. Rahab spürt das. Manchmal können auch Feinde nur miteinander überleben.

Allerdings würden wir Rahab völlig unrecht tun, wenn wir ihre Überlebens-Überlegungen für das Erste hielten, frei nach dem Motto: Ihre Mitmenschlichkeit war nur ein Kalkül, ein Mittel, um sich selber eine Zukunft zu sichern. Wenn wir genau hinsehen, dann steht der Schutz für die beiden Kundschafter am Anfang. Vielleicht war es eine spontane Idee, dass sie die beiden versteckte, als es draußen klopfte; vielleicht war es auch Sympathie.

Aber interessant ist schon, dass die Geschichte mit dieser spontanen Hilfe nicht endet. Als die Männer oben im Versteck liegen, denkt Rahab weiter. Und da entsteht wohl der geniale Plan, zusammen mit diesen Männern auch sich selbst zu retten. Sie ist über den militärischen Erfolg der Israeliten voll im Bild, sie kennt die gesunkene Moral der eigenen Seite („Unser Herz ist verzagt“). Und nicht zuletzt hat sie auch ein Bild von dem Gott, der die Israeliten bis hierher geführt hat („Euer Gott ist Gott oben im Himmel und unten auf Erden“).

Ich finde es sehr beeindruckend, wie nüchtern Rahab die Situation erfasst – und wie entschieden sie dann die Möglichkeit zum Handeln ergreift. Keine Selbsttäuschung, kein Verdrängen! Vielleicht sieht und weiß sie in ihrem Haus am Rand der Stadt mehr als die anderen. Aber aus dem Wissen dann auch die Konsequenzen zu ziehen – das finde ich inspirierend.

Unser Problem ist ja heute auch nicht, dass wir vieles nicht wüssten. Wir wissen vom Klimawandel. Wir kennen die Herausforderungen für unsere Kirche und unsere Gemeinden.

Und wir konnten auch längst vor dem schrecklichen Anschlag auf die Synagoge in Halle davon wissen, wie die Gewaltbereitschaft in rechtsextremistischen Kreisen rapide zunimmt.

Es fehlt nicht am Wissen. Aber viel schwerer ist es, die Situation wirklich realistisch auf sich wirken zu lassen und den eigenen Überlebensinstinkt wirklich ernstzunehmen. Rahab will überleben, und sie handelt. Damit kann sie uns heute inspirieren, wenn wir Wege für unsere Zukunft suchen – sei es als Kirche, als Gesellschaft oder als Menschheit.

Zu diesem Mut der Rahab passt es, dass sie den Gott der Fremden vorbehaltlos akzeptiert: „Euer Gott ist Gott oben im Himmel und unten auf Erden“. Sie erkennt sofort, wie weit und befreiend dieser Gott ist. Er lässt sich nicht in einer Stadt und in einem Volk einmauern. Er ist größer, befreiend größer. Und vielleicht ist es das, was Rahab hilft, so groß zu denken und zu handeln.

Damit bin ich am Ende meiner Predigt. Wir haben vielleicht alle miteinander gespürt: Es war eine gute Entscheidung, die Rahabgeschichte in den Predigtplan aufzunehmen. Es ist eine besondere und inspirierende Frau, die wir hier kennenlernen. Kein Wunder, dass sie im Matthäusevangelium als Ahnfrau Jesu genannt wird!

Und der Friede Gottes ...

Andacht

Tagung „Profil und Zukunft des Pfarrberufs“

Hofgeismar, 21.3.2019

1. Thess. 3,7f.

Ich möchte heute morgen ein Loblied auf Timotheus anstimmen. Denn Timotheus ist der, der dafür sorgt, dass Paulus wieder lachen kann. Wochenlang hat Paulus in Korinth gewartet. Unsicher, ob nicht doch alles unnütz gewesen war. Sein ganzer Einsatz in Thessaloniki. Drei Wochen lang volles Engagement, bis er flüchten musste. Und was brachte das alles? Das Kontakten, das Lehren, das Predigen. Vielleicht war das alles doch nur leer, eis kenon, wie es wörtlich heißt.

Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie Paulus abwartet, wie er sich unsicher ist. Denn als Pfarrpersonen kennen wir das doch auch. Da haben wir unser Bestes gegeben, uns wirklich reingehängt. Aber was sind die objektiven Kriterien für Erfolg? Die Taufquote, die Zahl der Gottesdienstbesucherinnen, die Anzahl der Ehrenamtlichen? Im letztjährigen Vorstandsberichts eines Pfarrvereins lese ich den Satz: „Wir arbeiten viel – und es ist schon eine Menge dabei, das kaum jemand wahrnimmt. Eine messbare Größe für Erfolg haben wir in aller Regel [...] nicht. Keine produzierten Stückzahlen, keine Jahresüberschüsse, keine Belobigungen [...].“^[1]

Kein Wunder, dass Paulus unruhig in Athen festsitzt. Zurück nach Thessaloniki kann er nicht. Das wäre viel zu gefährlich. Seine Feinde dort sind zu stark. Darum schickt er den Timotheus los, seinen engsten Mitarbeiter. Er soll zur Gemeinde wieder Kontakt aufnehmen, soll sie stärken und mahnen, vielleicht auch trösten.

Timotheus ist losgezogen, hat sich auf den langen Weg nach Norden aufgemacht – und jetzt ist er wieder da und kann von der Gemeinde in Thessaloniki nur das Beste erzählen: Die Gemeinde lebt, Glaube und Liebe blühen, und auch mit Paulus fühlt sie sich tief verbunden. Es ist fas zu schön, um wahr zu sein!

Wir können uns denken, wie dem Apostel ein Stein vom Herzen fällt, wie er nach wochenlangem Warten endlich wieder lachen kann. Befreit setzt er sich gleich hin und

schreibt der Gemeinde einen Brief. Darin stehen auch die Worte, die wir heute in der Herrnhuter Losung lesen: **„Wir sind, Brüder und Schwestern, euretwegen getröstet worden in aller unsrer Not und Bedrängnis durch euren Glauben; denn jetzt leben wir auf, wenn ihr fest steht in dem Herrn.“**

Genauso sind auch die Pfarrerinnen und Pfarrer unserer Tage keineswegs eine Insel: Wir leben von Rückmeldungen, von der Resonanz. Um es mit Hartmut Rosa zu sagen: Im Pfarrberuf zählen nicht nur die vertikalen Resonanzsphären, sondern auch die horizontalen. Oder um es etwas einfacher mit den Worten aus dem bereits genannten Vorstandsbericht zu sagen: Die „Wirkung“ unseres Tuns „motiviert zum Dienst - auch da, wo ich etwas anderes tun oder tun muss.“^[2] Diese Resonanz hat also eine salutogenetische Wirkung. Da war auch bei Paulus nicht anders. Er kann jetzt wieder aufleben; der Glaube seiner Gemeinde stärkt auch seinen Glauben.

Und was ist mit Timotheus? Warum will ich ihn loben? Ganz einfach: Ohne ihn wäre es nicht zu diesem happy end gekommen. Paulus brauchte diesen Mitarbeiter, der selbstständig loszog, der hinhörte, lehrte und predigte, der also all das tat, was Paulus sonst in Thessaloniki getan hätte. Paulus traute dem Timotheus das zu; offensichtlich kann er Arbeit teilen, sodass der Einsatz des Timotheus am Ende mehr als eine Verlegenheitslösung, eine Kompensationsstrategie war. Gut möglich, dass Timotheus noch einmal einen ganz eigenen Ton gefunden hat, eine eigene Art, um mit den Menschen in Thessaloniki zu sprechen.

Wenn wir das Loblied des Timotheus anstimmen, dann kommen unweigerlich auch die heutigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Blick. Dann geht es plötzlich um die, die mit zum multiprofessionellen Team gehören oder die als Prädikantinnen oder Lektoren Verkündigungsaufgaben wahrnehmen. Wir wissen alle, dass manche Pastorinnen und Pastoren immer noch am Bild des Einzelkämpfers hängen und dass die Sorge groß ist, am Ende „ersetzbar“ zu sein oder nur noch als „Lückenbüßer“ oder „Boss von Ehrenamtlichen“ zu arbeiten.^[3] Diese Sorge kann ich gut verstehen, und dennoch werbe ich für einen neugierigen Blick auf die Timotheusse und Timotheas unserer Zeit. Schließlich war es Timotheus, der dafür sorgte, dass Paulus am Ende schreiben konnte: **„denn jetzt leben wir auf“.**

Gott sei Dank! Amen.

[1] Zit. nach Keller, Wir tun, in: PastTheol 1/2019, S. 58.

[2] Ebd.

[3] Ebd.

"Stadtrundgang durch Wittenberg".

Montag, 13.06.16

Auf dem Marktplatz steht eine große Weltkugel. Silber leuchtet sie in der Sonne. Die Kontinente sind rot markiert. Und über der Weltkugel steht: „Reformationsjubiläum 2017“. Ich bin auf einem Rundgang durch Wittenberg, die Lutherstadt. Ein Kind spielt neben der Weltkugel. Touristen schlendern an diesem Globus vorbei. Aber viele bleiben auch stehen und machen ein Foto. Denn in der spiegelnden Weltkugel bekommen sie ein schönes Bild vom Markt, von der Stadtkirche und dem prachtvollen Rathaus.

Luther selbst hat sich über seine Stadt nicht besonders freundlich geäußert. „Die Wittenberger leben am Ende der zivilisierten Welt“, sagte er einmal.³⁰ Aber wer sagt denn, dass nicht auch in einer kleinen Stadt etwas Großes geschehen kann? Denn genau hier fing der Reformator an, neu auf Gott und auf die Welt zu schauen.

Worum es damals ging, lese ich auf dem Globus: „Im Anfang war das Wort“. Ja, wir leben von Worten, die uns ansprechen. Die es gut mit uns meinen. Luther fand solche Worte in der Bibel. Worte, die wir uns nicht selbst sagen können, aber die uns verändern. Wenn wir eine neue Freiheit spüren. Oder wenn Gottes Liebe uns den Rücken stärkt. Mitten auf dem Wittenberger Marktplatz erinnere ich mich an solche starken Worte. Ich denke an meinen Konfirmationsspruch. Damals bekam ich diesen Satz mit auf den Weg: „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit“.³¹ Dieses Wort aus dem Neuen Testament berührt und begeistert mich bis heute. Jedesmal, wenn ich es höre. – Wenn ich es brauche.

Zu solchen Erfahrungen sagte Luther: „Wo das Wort ist, da ist das Paradies und alles.“³² Das war es, was der Reformator hier entdeckte: „am Ende der zivilisierten Welt“. Heute führt eine ICE-Strecke nach Wittenberg. Und es lohnt sich wirklich, den Ort dieser besonderen Entdeckung zu besichtigen, im nächsten Jahr beim Jubiläum dabei zu sein. Aber es lohnt sich auch, dies vorher schon zuhause zu entdecken: „Wo das Wort ist, da ist das Paradies.“ Jedenfalls ein Stück davon.

30

[?] „Wir sollen Menschen und nicht Gott sein“. Luther zum Vergnügen, hg. von Johannes Schilling, Stuttgart 2008, 129.

31

[?] [2. Timotheus 1,7](#)

32

[?] Nach: a. a. O., 98.

Dienstag, 14.06.16

Ein herrlicher Frühlingsnachmittag. Es ist erst ein paar Wochen her. Ich gehe durch die Lutherstadt Wittenberg, komme zu einem Park, die Schlosskirche liegt ganz in der Nähe. Neu angepflanzte Bäume strecken ihre Zweige in den leuchtend-blauen Himmel. Einige sind schon satt-grün. Zum Beispiel der Apfelbaum hier. Auf einem Schild lese ich: Eine Schule und eine evangelische Propstei aus Goslar haben ihn gepflanzt. Ich schaue mich weiter um: Die Reneklode daneben ist ebenfalls ein Geschenk. Sie stammt von zwei befreundeten Kirchenkreisen, aus Altholstein an der Ostsee und aus Tansania in Ostafrika.

Ich stehe im Wittenberger Luthergarten. Seit ein paar Jahren wird er durch gestiftete Bäume immer größer. Mehr als dreihundert Bäume sind schon gepflanzt. 500 Bäume sollen es werden, weil im kommenden Jahr die Feier zu fünfhundert Jahren Reformation ansteht. Dieser Garten bereichert die Stadt – er macht sie noch grüner und noch freundlicher. Und er erzählt die Geschichte von Christenmenschen aus aller Welt.

Aber am schönsten finde ich es, dass die Spenderinnen und Spender nicht nur aus allen Erdteilen, sondern auch aus vielen Teilen der Christenheit kommen. Ich entdecke Bäume, die von Katholiken, Orthodoxen und Methodisten gestiftet wurden. Alle diese Bäume gruppieren sich um das Kreuz in der Mitte. Dieses Kreuz befindet sich in der Mitte der Lutherrose, dem Wappen von Martin Luther. Aber es befindet sich auch in der Mitte dieses ganzen Gartens, verbindet die Konfessionen.

Ich verstehe die Botschaft, die dieser Garten ganz unaufdringlich ausspricht, so: „Wenn wir heute an die Reformation erinnern, dann tun wir das nicht gegen die anderen Konfessionen. Wir reiben uns nicht mehr am Trennenden auf, sondern wir besinnen uns auf das, was uns verbindet.“ Dafür steht das Kreuz in der Mitte. Wenn ich es sehe, denke ich an die ausgestreckten Arme von Jesus. Er hält die Welt zusammen, verbindet die Christinnen und Christen in Norddeutschland mit denen aus Tansania und anderswo.

Ich gehe wieder in die Innenstadt zurück und denke: Wie gut ist es, wenn der Glaube nicht trennt. Sondern wenn er Menschen dazu bringt, einen Garten zu pflanzen! Ja, die Welt soll durch den Glauben bewohnbarer werden. Weil unsere Welt das braucht.

Mittwoch, 15.06.16

Mein Lieblingsplatz in der Wittenberger Stadtkirche ist die Turmstube. Natürlich habe ich es wie alle Touristen gemacht. Ich bin erstmal nach vorne gegangen, zum berühmten Altar mit den Bildern der Reformatoren. Schließlich befinde ich mich in der „Mutterkirche der Reformation“. Luther hat hier gepredigt. Und überall schauen mich die Bilder der Männer und Frauen an, die vor fünfhundert Jahren die gesamte Kirche verändert haben.

Aber lieber bin ich in der kleinen Turmstube hinten in der Kirche. Die habe ich eher zufällig entdeckt. Auf dem Weg zu dieser Stube bin ich durch eine Holztür gekommen. Auf dieser begrüßt mich der auferstandene Christus mit leuchtenden Augen. Seine Hand ist wie die eines Siegers nach oben gestreckt. Mit der anderen Hand schwenkt er die Fahne mit dem Kreuz. Darüber der Satz aus der Bibel: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben!“

Ja, dieses neue Leben kann wirklich anstecken, denke ich. Und das erlebe ich, wenn ich in die Turmstube hineingehe. Eigentlich ist hier alles eher kahl. Aber in der Mitte empfängt mich eine leuchtende Kerze. Und auf der Holzdecke darüber ist ein weißgekleideter Engel zu sehen. Dieser Engel hat das Kreuz Jesu geschultert, als wäre es keine Last mehr.

In dieser Turmstube bekomme ich eine Ahnung davon, dass das Schwere leicht werden kann und das Dunkle hell. Das, was schmerzt, muss nicht für immer bleiben – was mich enttäuscht, kann abklingen, das spüre ich hier. Unser Kreuz - oder das, was wir dafür halten - ist nicht auf unsern Schultern angewachsen. Vielleicht ist einer, der es uns abnimmt, schon unterwegs. Oder wenigstens einer, der mittragen könnte.

Heute ist diese Turmstube ein Raum der Stille. Wenn es in unserem Leben immer lauter und schneller wird, brauchen wir solche Nischen. Orte zum Aufatmen. Einen Platz, wo unsere Seele Nahrung kriegt. Wo wir neue Kraft bekommen für die Menschen, die uns brauchen. Hier will ich noch eine Weile lang sitzen bleiben – hier kann ich den Engel mit dem Kreuz auf der Schulter gut sehen, Pause machen. Und ich denke: Vielleicht habe ich in den Sommermonaten die Chance, neue Ruhe-Orte zu entdecken.

Donnerstag, 16.06.16

Auf den ersten Blick passen diese Plastikzwerge gar nicht ins Bild. Als wir die Treppenstufen zum Wittenberger Brauhaus hochgehen, empfangen uns gleich zwei dieser „Lutherzwerge“. Das sind verkleinerte Nachbildungen des großen Standbilds. Das steht draußen, auf dem Wittenberger Marktplatz. Der Luther dort, in Bronze gegossen: Der soll ganz unverkennbar der Kirchen- und Nationalheld sein. Aber die beiden Lutherfiguren hier sind nur achtzig Zentimeter groß und aus Kunststoff.

Luther im Brauhaus: Das geht ja noch irgendwie zusammen. Hat er nicht immer sein Wittenberger Bier in höchsten Tönen gelobt, besonders das seiner Frau? Aber Luther als Zwerg? Das wirkt unpassend, schief. Denn der stämmige Reformator war ja wirklich kein Mann der leisen Töne. Er sah sich als Kämpfer: „Ich bin dazu geboren, dass ich mit den Rotten und Teufeln muss kriegen und zu Felde liegen“, schrieb er einmal.³³ Und wie viele leidenschaftliche Kämpfer war er manchmal auch leidenschaftlich ungerecht. Was er vor allem in seinen letzten Lebensjahren über die jüdischen Menschen seiner Zeit schrieb, können wir heute nur beschämt und voller Schrecken lesen.

Luther als Zwerg? Wenn wir an seine lauten, manchmal auch schroffen und sogar menschenfeindlichen Worte denken, dann passt das nicht. Aber dieser Kämpfer hatte auch eine andere Seite. Er konnte auch mal neben sich treten und sich nicht allzu wichtig nehmen. Als die ersten anfangen, sich nach seinem Vorbild „Lutheraner“ zu nennen, winkt er ab: Er sei doch nur ein „armer stinkender [Madensack](#)“.³⁴ Und bei anderer Gelegenheit schreibt er: „Ich habe nichts und bin nichts, als dass ich mich *beinahe* rühmen kann, ein Christ zu sein.“³⁵ Ich schaue mir einen dieser Lutherzwerge näher an und denke: Vielleicht hätte Luther darüber gelacht. Vielleicht hätte er sich darin auch wiedererkannt. Aber vielleicht hätte er auch heftig protestiert: Nein, ein Zwerg bin ich nicht! Denn es ist doch „Gottes Natur, dass er sogar aus Nichts etwas macht“.³⁶

33

[?] WA 30 II,68,12-69,1, nach: „Wir sollen Menschen und nicht Gott sein“. Luther zum Vergnügen, hg. von Johannes Schilling, Stuttgart 2008, 73

34

[?]WA 8, 637.

35

[?] WA 18, 786,25f., nach: „Wir sollen Menschen und nicht Gott sein“, 11.

36

[?] WA 1,83,39f., nach: „Wir sollen Menschen und nicht Gott sein“, 29.

Ich gehe wieder auf den Marktplatz zurück, sehe den Bronze-Luther auf seinem Sockel. Und mir schießt der Gedanke durch den Kopf: Nein, wir sollen und dürfen Menschen sein.³⁷ Keine unfehlbaren Helden auf dem Podest. Aber auch keine Zwerge. *Menschen* dürfen wir sein. Das schenkt Gott uns jeden Tag wieder neu.

37

[?] WA.B, 515,41f., nach: „Wir sollen Menschen und nicht Gott sein“, 36.

Freitag, 17.06.16

„Wir sind zum wechselseitigen Gespräch geboren.“³⁸ Dieser sympathische Satz stammt von Philipp Melanchthon. Er war der engste Mitarbeiter Martin Luthers. Auf seinen Spuren bin ich heute unterwegs, gehe durch die Hauptstraße von Wittenberg. Das neue Ausstellungsgebäude zu Melanchthon ragt eckig hervor. Trotz der großen Fenster wirkt es irgendwie verschlossen, wie eine Black Box. Das passt zu Melanchthon, denke ich. Denn der Mann mit dem schwierigen Namen steht noch immer in Luthers Schatten.

Dabei wusste Luther genau, was er an seinem Freund hatte. „Ich kann so sanft und leise nicht treten“, sagte er einmal über den Diplomaten der Reformation.³⁹ Jeder Polterer braucht einen Diplomaten. Aber für Melanchthon bedeuteten die Gespräche mit Gegnern und Freunden mehr. Sie beflügelten ihn und waren für ihn Lebensinhalt. Kein anderer Reformator hat so viele Briefe geschrieben, hat sich für so viele Künste und Wissenschaften interessiert. Glaube und Wissen – für uns passen diese beiden Welten oft nicht zusammen. Im Melanchthonhaus lerne ich, dass es auch anders geht. Der Wittenberger Professor war neugierig und forschte ohne Scheuklappen: „Jedem geistig Gesunden bereitet die Erkenntnis der Wahrheit unsagbare Lust“⁴⁰, sagte er. Die Weisheit der Welt und die Wahrheit des Glaubens schließen sich für ihn nicht aus. Beides sind für ihn Wege zum Glück, zur Erfüllung. Wie ein Feinschmecker spricht er von der „beglückenden Süße göttlicher Weisheit“, die sich einstellt, wenn man den „forschenden Geist ganz auf die Quellen“ richtet.⁴¹

Im Melanchthonhaus lerne ich einen Mann kennen, der im Gespräch mit den Menschen und mit den Texten steht. Aber er setzt sich auch ständig mit Gott auseinander. Er betet viel. Von keinem anderen Reformator sind mehr Gebete erhalten als von ihm. Das Beten gehört für ihn zum lebenslangen Gespräch dazu. Und er erlebt, was wir uns alle nur wünschen können. Nämlich dass auch dieses Gespräch nicht ins Leere geht. Mich ermutigt sein Resümee: „Sooft

38

[?] CR 11, 613, nach: Olaf Berwald: Philipp Melanchthons Sicht der Rhetorik, Wiesbaden 1994, S. 35.

39

[?] WA.B 5,319, Nr. 1568, nach: Martin Luther, Ausgewählte Schriften, hg. von Karin Bornkamm und Gerhard Ebeling, Frankfurt/M. 1982, Bd. 6, 115.

40

[?]CR 11, 304, nach: Berwald, 24.

41

[?]Melanchthon deutsch, hg. von Michael Beyer u. a., Leipzig 1997, Bd. 1, 58, nach: Veit-Jakobus Dieterich: Die Reformatoren, Reinbek bei Hamburg 2002, 69.

ich mit Ernst gebetet habe, bin ich gewiss erhört worden und habe mehr erlangt, als ich erbeten habe. Unser Herrgott hat wohl bisweilen gewartet, aber letztlich dennoch erhört.“⁴²

42

[?] CR 20, 560, nach Martin Treu: Philipp Melanchthon: Leben – Werk – Wirkung. Ein Rundgang durch das Melanchthonhaus, Wittenberg 2016, S. 30.

Samstag, 18. 06.16

Noch stehen da nur einige Baucontainer, der Boden ist matschig, alles etwas provisorisch. So war es jedenfalls im Frühjahr, als ich die Lutherstadt Wittenberg besuchte. Aber schon in diesem Herbst soll hier ein neues Gebäude eröffnet werden – und darin das Panorama „Luther 1517“.

Panorama: Das ist hier ein begehbare Rundbild. Du sollst das Gefühl bekommen, dass du mittendrin bist. Hier geht es um die Reformation, um die Zeitgeschichte Luthers. Du sollst Wittenberg sehen, als ob du dabeigewesen wärst. Das jedenfalls plant der Künstler Yadegar Asisi. Er sagt: „Wenn sie aus dem Panorama rauskommen, sollen sie sagen: Ich stand auf dem Schlossplatz zu Luthers Zeiten.“⁴³

Warum das Ganze? Natürlich will man zum Reformationsjubiläum ein weiteres Highlight schaffen. Eine Attraktion für die Touristen und Besucher aus aller Welt. Aber interessant finde ich, dass der Künstler mit seinem monumentalen Werk auch noch etwas anderes fragt: „Mich beschäftigt, wie es dazu gekommen ist, dass Luther und auch andere aufgestanden sind und gesagt haben: So, wie die Kirche das macht, so wollen wir das nicht.“⁴⁴

Um das Thema *Veränderung* geht es also. Menschen leiden und WOLLEN etwas verändern. Vor fünfhundert Jahren hat das Leiden an der damaligen Kirche die Menschen mobilisiert. Wie ist das heute? Heute, so ist mein Eindruck, lässt das Thema „Kirche“ viele Menschen kalt. Auch wenn ein Luther wiederkäme: Eine neue Reformation hätte es wohl ganz schön schwer.

Warum erinnern wir uns also an die Reformation? Es wäre schade, wenn wir uns im nächsten Jahr nur mit einer alten Geschichte beschäftigen. Dann würden wir die Asche betrachten, wo es doch um die Flamme gehen könnte. Also um etwas, das uns auch heute noch ergreift und nicht kalt lässt.

Seine Vision von der Kirche hat Luther einmal so ausgedrückt: „Die Kirche erbauen, heißt [...], die Gewissen frei und gewiss machen durch den Glauben, damit sie ohne Murren und Zweifel seien.“⁴⁵ Heute würden wir das bestimmt anders sagen, natürlich zweifeln und kritisieren wir auch in der Kirche. Aber dass die „Gewissen frei und gewiss“ werden, dass

43

[?]<http://www.mz-web.de/wittenberg/360-grad--luther--yadegar-asisi-will--rundumbild-mit-wittenbergern-gestalten-1356170>

44

[?] Ebd.

45

[?] Tischreden 3,268,4f, Nr. 3323a, nach: „Wir sollen Menschen und nicht Gott sein“. Luther zum Vergnügen, hg. von Johannes Schilling, Stuttgart 2008, 108.

Gott die Füße auf weiten Raum stellt⁴⁶: Was könnte Besseres passieren, wenn Menschen aus aller Welt 2017 in diesem Sinne das Reformationsjubiläum feiern?

46

[?] Ps. 31,9.

Predigt
am 5. Sonntag nach Trinitatis
Ostedt / Wieren
2. Thess. 3,1-5 **20. Juli 2014**

Liebe Gemeinde,

die Nachricht ging in dieser Woche durch die Medien: Corinna Schumacher bedankt sich bei den Fans ihres Mannes für die ideelle Unterstützung. Ich möchte „euch von Herzen für all die guten Wünsche und positive Energien danken, die ihr Michael sendet“, schreibt sie im Magazin des Autorennens, das heute auf dem Hockenheimring stattfindet. Und der Kernsatz ihres Grußworts lautet: „Gut zu wissen, dass wir die schwerste Zeit gemeinsam überstanden haben!“ Das ist das Signal an die Fans: Michael Schumacher ist nach seinem schweren Unfall wieder auf dem Weg der Besserung. Gottseidank, können wir da nur sagen.

Aber ich bin noch bei den Sätzen über die „guten Wünsche und positiven Energien“. Corinna Schumacher ist dankbar, dass die Menschen diese Energien ihrem Michael geschickt haben. Man könnte das auch Gebet nennen, aber Corinna Schumacher drückt es anders aus. Vielleicht will sie es so sagen, dass sich niemand religiös überfahren fühlt, dass alle dabei sind, die in Twitter und auf Facebook ihre guten Wünsche geäußert haben.

Aber sie deutet trotzdem an, dass diese guten Wünsche für sie nicht einfach nur Worte sind. In diesen Wünschen, so deutet sie an, steckt wirklich eine Kraft. Diese Wünsche, die bringen wirklich Energie. Auch wenn die Fans ganz weit weg sind, kommt diese Wirkung doch an. Diese Wünsche sind wie eine Brücke, die auch große Entfernungen überspannt.

Wie gesagt: Corinna Schumacher spricht hier nicht vom Gebet. Aber sie drückt doch eine ganze Menge von dem aus, was wir normalerweise unter „Gebet“ verstehen.

Diese Kraft zum Beispiel, große Entfernungen zu überbrücken– die traut auch unser heutiger Predigttext dem Gebet zu. Ich lese die Worte aus dem 2. Brief an die Gemeinde in Thessaloniki:

1 Im Übrigen: Betet für uns, Brüder und Schwestern! Bittet darum, dass die Botschaft des Herrn sich rasch verbreitet und überall so wie bei euch mit Dank gegen Gott angenommen wird.

2 Bittet auch darum, dass Gott uns vor den Anschlägen böser und schlechter Menschen rettet. Denn nicht alle nehmen den Glauben an.

3 Doch der Herr ist treu. Er wird euch stärken und vor dem Bösen beschützen.

4 Er gibt uns auch das Vertrauen zu euch, dass ihr jetzt und in Zukunft meinen Anweisungen folgen werdet.

5 Der Herr richte euer ganzes Denken und Wollen darauf, dass ihr Gott liebt und standhaft zu Christus haltet.

In diesem Brief meldet sich ein frühchristlicher Prediger, der von seiner Gemeinde in Nordgriechenland wahrscheinlich viele hundert Kilometer entfernt ist. Aber gerade darum hören wir in diesem Brief immer wieder, dass das Gebet wie eine Brücke hin- und hergehen soll. „Betet für uns!“, so heißt es gleich zu Beginn unseres Abschnittes. Vorher hat der Apostel seiner Gemeinde schon zugesichert: „Wir beten immerzu für euch“ (1,11). Es ist eine unsichtbare Verbindung, über Inseln, das Meer und die Berge hinweg.

Sie merken: Ich finde das sehr eindrucksvoll, wie das Gebet hier weit entfernte Menschen verbindet. Lange vor unserem Handynet und unserem Internet hatten diese Christinnen und Christen auch ein Netzwerk. Und der Garant für dieses Netzwerk ist Gott. „Der Herr ist treu“, schreibt der Apostel in seinem Brief. „Der wird euch stärken und beschützen“.

Das klingt gut und schön: Gott als der, der unseren Gebeten die Kraft gibt, der dafür sorgt, dass unsere Gebete nicht ins Leere gehen.

Aber was ist, liebe Gemeinde, wenn die „positive Energie“ nicht ankommt, wenn unsere Gebete sinnlos erscheinen? „Pray for MH 17“ - „Bete für MH 17“: Diesen Aufruf stellten Menschen in Netz, als sie in dieser Woche vom Absturz der malaysischen Maschine über der Ost-Ukraine hörten. Aber da war eigentlich schon klar, dass alle Passagiere ums Leben gekommen sind. Man konnte nur noch für Verstorbene - und für ihre - Angehörigen beten.

Dieser Absturz oder Abschuss gehört zu den Erfahrungen, die uns die Sprache verschlagen. Der treue Gott ist dann plötzlich ganz weit weg. Und das Bild von der positiven Energie, die

wir irgendwo hinschicken, will dann auch nicht mehr so recht passen. Wenn, dann ringen wir um Worte, dann stammeln wir:

„In die Tiefen, die kein Trost erreicht,
lass doch deine Treue mich erreichen.
In den Nächten, wo der Glaube weicht,
lass nicht deine Gnade von mir weichen.
Auf dem Weg, den keiner mit mir geht,
wenn zum Beten die Gedanken schwinden,
wenn mich kalt die Finsternis umweht,
wollest du in meiner Not mich finden.“
(Du hast mich heimgesucht bei Nacht, 158).

Vielleicht stammeln wir dann so wie Justus Delbrück, von dem diese Zeilen stammen. Er war ein Wirtschaftsjurist, aber vor allem gehörte er zum Widerstand gegen Hitler und war Mitwisser des Attentats vom 20. Juli, damals vor siebzig Jahren. Und darum wurde er von den Nazis verhaftet, wartete fern von seiner Frau Ellen auf seinen Prozess. Er kennt die Erfahrung, dass einem „zum Beten die Gedanken schwinden“ können, dass der Glaube weicht und wie weg ist. Und trotzdem wendet er sich an Gott, hofft, dass das doch wahr ist, was Bibelworte wie unser heutiger Predigttext sagen: „Der Herr ist treu. Er wird euch stärken und vor dem Bösen beschützen“. Darum betet er: „Lass doch deine Treue mich erreichen“. Ich bin in der Tiefe. Aber wenn mich jemand da erreichen kann, dann bist du das, Gott.

Wir hören einen Beter, der stammelt und um Worte ringt. Er spricht seine ganze Ohnmacht aus. Aber zum Schluss dieses Gebets, das wir in seinen Aufzeichnungen haben, verändert sich die Stimmung. Da ist wieder etwas von Trost:

„Getrost, das Leben schreitet
zum ewgen Leben hin.
Von innerer Glut geweitet,
verklärt sich unser Sinn“.

Eine innere Glut wärmt ihn wieder, die Hoffnung auf ein ewiges, unzerstörbares Leben, das ihm auch die Nazirichter nicht nehmen können. Und darum hat er schließlich auch wieder die Kraft, für seine Frau zu beten, eine Brücke zu schlagen über die Gefängnismauern hinweg.

Und die Aufzeichnungen enden damit, dass er seine Frau direkt anspricht, dass sie wieder wie da ist: „Ellen, meine Ellen, [...] nun brenne unsere Liebe als eine ewige Flamme vor dem Angesicht Gottes“ (159).

Natürlich ist seine Frau immer noch auf der anderen Seite der Mauer. Und alles Gebet kann eine Katastrophe wie diesen Flugzeugabsturz nicht ungeschehen machen. Und trotzdem sind unsere Gebete nicht nutzlos, weil sie Enge weiter machen und eine neue Brücke schlagen: die Brücke zu Gott und die Brücke zu den Menschen, die wir Gott ans Herz legen.

Darum ist es gut, wenn wir Gott in diesen Tagen die Opfer in der Ukraine ans Herz legen. Und wenn wir nicht aufhören mit der scheinbar so dummen Bitte um Frieden.

Gott, du Vater der Welt, sei bei den Politikern und Militärs
in der Ukraine und Russland, in Syrien, im Irak,
in Israel und im Gazastreifen.

Schau mit Jesu Augen
auf die Leitragenden von Krieg und Gewalt.

Und sende deinen Geist,
dass wir uns in unseren Gebeten
nicht entmutigen lassen.

Amen.

Sechs Radioandachten in der Woche nach Rosenmontag
für NDR kultur und NDR info

Rosenmontag, 3.3.2014

Die Narrenkappe fällt mir auf. Viele auf dem Schiff tragen etwas auf dem Kopf. Ich sehe eine rotweiß gestreifte Zipfelmütze, auch eine Militärkappe ist dabei und eine Malermütze. Und die Person mit dem rotkarierten Hemd hat eine rote Clownsmütze auf, mit gelben Noten und Bällen drauf.

Aber die Narrenkappe! Der Mann damit sticht einfach heraus. Ich sehe ihn auf einem Bild von Hermann Buß, dem Künstler aus Ostfriesland, von dem auch viele Bilder für Kirchen stammen. Er hat diesen Passagier mit der Narrenkappe gemalt. Und der lacht. Schaut aus dem Bild und lacht. Der bartumrandete Mund steht offen, die Augen hat er zusammen gezogen.

Warum lacht dieser Mann? Vielleicht ja, weil er diesen abenteuerlichen Helm aufhat, diese Narrenkappe. Darunter ist er jemand anderes. Die Normalität hat für den Mann grade Pause. So kommt es mir jedenfalls vor, wenn ich seine Kappe sehe. Heute ist er Napoleon. Oder ein Ritter. Oder ein Indianer mit langem Haar. Die Kappe machts möglich.

Heute sind viele Menschen mit Narrenkappe unterwegs. Im Rheinland sowieso. Aber auch bei den Umzügen und Karnevalssitzungen hier im Norden. Am Rosenmontag dürfen wir anders sein. Alte Rollen und Machtverhältnisse stehen nicht mehr im Vordergrund. Heute ist das Kind eine Prinzessin und der Angestellte ein Winnetou. „Das Törichte in der Welt hat Gott erwählt, um die Weisen zuschanden zu machen.“ So schrieb das Paulus in einem Brief an die Christengemeinde in Korinth (1. Kor. 1,27). Ich überlege, ob Jesus heute auch eine Narrenkappe tragen würde. Einfach, weil er so frei ist. Und weil er uns anstecken möchte mit seiner Freiheit.

(zum Bild von Hermann Buß: Narrenschiff I, 1995. Abgebildet in: Treibgut - Grundlose Bilder von Hermann Buß. hg. von Dietrich Diedrichs-Gottschalk u.a., Regensburg 2000, S. 86)

Fastnachtdienstag, 4.3.2014

Als erstes sehe ich den Nagel. Unwirklich groß ragt er aus einem Brett. Nicht ganz reingeschlagen. Aber auch so hält er das Boot irgendwie fest, das da vorne auf dem Trockenen liegt. Das Boot wirkt schon ziemlich morsch. Eine Schiffsplanke ragt aus dem Rumpf. Ob das Boot im Wasser noch halten und tragen würde? Diese Frage stelle ich mir vor einem Bild von Hermann Buß, einem Künstler aus Ostfriesland.

Dann bleibe ich an einem Augenpaar hängen. Nachdenkliche, fast träumende Augen hat diese Frau. Ihr Blick geht zum Nagel und zum Brett. Zusammen mit anderen hockt sie in einem anderen Schiff, nur ein paar Meter entfernt.

Aber diese Augen, die den Nagel mustern! Die anderen neben ihr haben ihre Blicke woanders. Ein junger Mann schaut ängstlich aus dem Bild. Andere lugen gerade mal über die Bordwand. Und der Mann da vorne hat die Augen geschlossen. Träumend oder schmerzerfüllt, ich kann es nicht erkennen.

Der Künstler Hermann Buß hat dieses Bild „Narrenschiff“ genannt. Genauso heißt auch ein Gemälde von Hieronymus Bosch, dem Maler aus der frühen Neuzeit. Ich bin mir ziemlich sicher: Hermann Buß hat sein Bild als Gegenbild gemalt. Bosch zeigt Menschen, die schwelgen und prassen. Einer frisst und säuft sich voller als der andere. Ein kritisches, unbarmherziges Bild.

Bei Hermann Buß ist das anders. Sein Bild nimmt sich Zeit für die Menschen, für die das Leben keine Party ist. Nicht allen ist heute nach Fasching zumute. Nicht alle können oder wollen heute mitfeiern. Der Künstler hat diese Menschen im Blick. Aber er sieht auch, wie die Frau sehnsüchtig auf den Nagel blickt, der das andere Schiff festhält. Was wäre, wenn es doch hinausginge auf die hohe See? Und wenn sich eines der Schiffe doch als seetüchtig erweisen sollte?

In einem Psalm aus der Bibel lese ich: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens sein“ (Ps. 126,1). Das, das passt nun wirklich zum Fasching.

(zum Bild von Hermann Buß: Narrenschiff im Fieber, 2001. Abgebildet in: Hermann Buß "Tide", Hg. Jakob-Kemenate, Bramsche 2008, S. 36)

Aschermittwoch, 5.3.2014

„Gleich muss sie die Asche wegschnippen“, denke ich. Die Glut ihrer Zigarette frisst sich immer weiter voran. Gleich ist die Zigarette nur noch ein Stummel. Gleich fällt die Asche herunter auf den Resopaltisch. Und gleich kommt die Glut der Hand gefährlich nah ...

Diese Frau mit der Zigarette sehe ich auf einem Bild von Hermann Buß. Dieses Bild lässt mich nicht los. Denn diese Frau scheint sich um die Asche gar nicht zu kümmern. Sie schaut die Glut und die Asche nicht einmal an. Etwas ganz anderes muss sie beschäftigen. Das Gesicht ist wirklich aschfahl, und den Mund hat sie schmerzvoll verzogen. Schwer zu erkennen, wo die Augen hinsehen. Was sie in Bann hält.

Hinter ihr eine Kaimauer. Darauf flanieren Menschen, aber sie sieht sie nicht. Was sieht sie dann, während das Schiff ablegt und die Zigarette immer weiter brennt? Sie sitzt unten in der Kabine und fährt los. Hat sie eine schwere Enttäuschung erlebt? Ist eine Liebe zerbrochen, eine Beziehung zu Ende gegangen? Ich sehe nur, dass sich die Glut immer weiter voranfrisst, die Asche immer größer wird.

Asche ist ein Zeichen der Vergänglichkeit. Heute, am Aschermittwoch, lassen sich manche in den Kirchen dieses Zeichen auf die Stirn malen. Sie erinnern sich daran, dass unser Leben manchmal so flüchtig ist wie Asche.

Aber diese Frau hier, die hat diese Erinnerung gar nicht nötig. Sie erlebt das offensichtlich grade hautnah. Der ostfriesische Künstler Hermann Buß malt Menschen in den Grenzsituationen ihres Lebens. Nach seinen Worten sind wir oft genug "verwickelt, verirrt, gelähmt, unbehaust (...), suchend"[\[1\]](#). Das ist die Erfahrung, die auch in den Psalmen der Bibel zur Sprache kommt: Ich esse Asche wie Brot", schreibt da jemand in einem Psalm.

Aber von Asche können wir nicht leben. Sie ist kein Lebensmittel – ganz im Gegenteil! Darum bin ich froh, dass der Psalm weitergeht. Und dass es da schließlich heißt: Gott "wendet sich zum Gebet der Verlassenen (...), dass er losmache die Kinder des Todes" (Ps. 102).

(zum Bild von Hermann Buß: Mensch unter Menschen, 1991. Abgebildet in: Treibgut - Grundlose Bilder von Hermann Buß. hg. von Dietrich Diedrichs-Gottschalk u.a., Regensburg 2000, S. 71.)

Donnerstag, 6.3.2014

„Pass auf!“, möchte ich diesem jungen Mann zurufen. „Pass auf, was du jetzt tust!“ Ich sehe ihn, wie er auf einem Balken hockt. Wackelig sieht das aus. Sehr wacklig.

Sein Gesicht erkenne ich nicht. Aber die Hände fallen mir auf. Sehnige Hände, schmal, aber kräftig. Er hat er die Finger ganz leicht zusammengelegt. Wie einen Schutz hält er sie vor das Gesicht. Ob er sich konzentrieren will? Ob er betet? Oder ob er einfach nur verzweifelt ist?

Diese Fragen stelle ich mir vor dem Bild von Hermann Buß. Der ostfriesische Künstler hat es für die Oldenstädter Klosterkirche gemalt. Und zwar für die hohe Kanzel dort. Ich sehe das Bild erst, wenn ich links um den Altar herumgehe. Doch dann nimmt es mich gefangen. Zieht mich in ein fremdes Leben hinein. Lässt mich selbst unsicher werden. Und das Bild fragt mich: Was hält mich eigentlich, wenn mein Leben einmal aus dem Gleichgewicht gerät? Und wenn ich im Sumpf zu versinken drohe?

Mein Blick fällt wieder auf den Balken, auf dem dieser junge Mann da hockt. Dieser Querbalken sieht ziemlich stabil aus. Der wird den Mann aushalten, denke ich. Der gibt dem Mann Zeit. Der trägt ihn mit seinen Fragen. Ich muss ihm nicht panisch zubrüllen: „Pass auf!“

Aber was ist das für ein Balken, der trägt? Wie alle guten Künstler ist Hermann Buß sehr zurückhaltend, wenn es um die Deutung seiner Werke geht. Aber hier hat er einmal dezent daraufhingewiesen, dass dieser Balken ja noch ein Gegenstück hat. Auf einem anderen Bild an der Kanzel gibt es einen senkrechten Balken. Zusammen ergibt das also ein Kreuz.

Wäre doch gut, wenn das Kreuz mich hält!

(zu Hermann Buß: linkes Kanzelbild in der Klosterbild Oldenstadt / Uelzen, 2006)

Freitag, 7.3.2014

Wie auf vielen Bildern von Hermann Buß, dem ostfriesischen Maler, bleiben auch bei diesem Bild Fragen offen. Vier Menschen liegen da auf dem Strand. Sie sehen wirklich gestrandet aus. Einer versucht sich aufzurichten. Ein anderer kommt wohl nicht richtig hoch. Ein dritter schaut hin, während die Frau im roten Pullover die Hand vors Gesicht schlägt. Ist sie erschöpft, verzweifelt? Kann sie nicht mehr mit ansehen, was sie sieht? Tut es ihr weh, den Menschen neben ihr nicht helfen zu können?

„Das Bild soll die Fähigkeit haben, Fragen zu stellen“, hat der Künstler einmal gesagt. Fragen „immer wieder neu, unerschöpflich, ohne dass man das Bild je zu Ende sieht.“[\[2\]](#)

Und genauso geht es mir mit diesem Bild. Immer, wenn ich es in der Klosterkirche Oldenstadt an der Kanzel sehe, muss ich mir neue Gedanken machen: Was sind das für Menschen auf dem Strand? Und was würdest du machen, wenn du an diesen Menschen vorbeikommst? Der Strand ist weit, und hinter den Vieren siehst du eine andere Gruppe von Menschen, die weitergehen und im Nebel verschwinden. An diesen Menschen, die am Boden liegen, könntest du also auch vorbeischaun.

Aber in der Klosterkirche kann ich diesem Bild nicht ausweichen. Es bleibt da, auch wenn ich mir diese vier Menschen da vorne vielleicht lieber wegwünsche. Hermann Buß hat dieses Bild im Sommer 2006 gemalt. Damals waren zum ersten Mal die Bilder von den Bootsflüchtlingen aus Nordafrika im Fernsehen. Ertrunken, gestrandet. Auch diese Fernsbilder können wir uns wegwünschen. Aber das hilft nichts. Denn diese Bilder zeigen ja, was an den Grenzen Europas wirklich geschieht.

Doch manche erinnert das Oldenstädter Bild auch an eigene Erfahrungen. Menschen aus der älteren Generation beginnen zu erzählen: Wie es damals war, über das Haff zu flüchten, am Ende des Zweiten Weltkriegs. Wie Menschen damals um Hilfe gerufen haben. Und wie man dankbar war für jede kleine Geste der Menschlichkeit. Einfach deshalb, weil sie das Leben retten konnte.

Jesus sagt ja nicht umsonst: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ (Mt. 25,40)

(zu Hermann Buß: mittleres Kanzelbild in der Klosterkirche Oldenstadt / Uelzen, 2006)

Samstag, 8.3.2014

Die roten Schuhe fallen mir auf. Schwere, klobige Schuhe. Aber knallrot. Diese Schuhe passen gar nicht ins Bild, denke ich. Denn sie stehen im Matsch. Viel zu schade dafür. Sie sind doch gleich dreckig!

Diese Schuhe sehe ich auf einem Kanzelbild in der Klosterkirche Oldenstadt. Gemalt hat sie Hermann Buß, ein Künstler aus Ostfriesland. Und ich frage mich: Wie passen diese roten Schuhe zum Menschen, der sie trägt? Ich sehe die Person nur von hinten. Ein langer, schwarzer Mantel, weite, dunkle Jeans, längeres, etwas struppiges Haar. Eigentlich passen diese roten Schuhe gar nicht hierher. Sie gehören nicht in den Matsch! Und sie passen auch nicht zu dieser Person!

Sie hat die Hände in der Manteltasche stecken. Abwartend, unentschlossen steht sie da. Der Blick scheint ins Weite zu gehen. Aber wer weiß das schon, wenn du das Gesicht nicht siehst! Klar ist nur, dass dieser Mensch an einem Balken lehnt. Ganz leicht lehnt er sich mit der linken Schulter an. Wie lange wird noch er stehenbleiben, dieser Mensch? Wann wird er losgehen mit diesen roten Schuhen?

Vielleicht schwankt er ja unentschieden zwischen Altem und Neuen. Vielleicht traut er dem Licht nicht, das vor ihm liegt wie eine helle Fläche. Ein Schritt nur, und schon stünde die Person mitten in diesem Licht. Aber ganz egal, was sie jetzt tut: Sie hat nun einmal diese roten Schuhe an den Füßen, die für den Sumpf eigentlich viel zu schade sind.

Diese Schuhe wirken auf mich ein Versprechen. Ihr Rot erzählt davon, wie lebendig und leidenschaftlich das Leben sein kann. Das Rot verschweigt aber auch das Leiden nicht. Auch der Weg ins Licht muss ja kein leichter Weg sein. Daran erinnern sich die Christinnen und Christen in den kommenden Wochen bis Ostern, wenn sie den Leidensweg Jesu nachgehen.

Aber manchmal steckt in uns mehr, als wir denken. Manchmal haben wir diese besonderen Schuhe an. Und die können uns sagen: „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.“ (2. Tim. 1, 7)

(zu Hermann Buß: rechtes Kanzelbild in der Klosterkirche Oldenstadt / Uelzen, 2006)

[1] Hermann Buß nach: Alfred Buß/Hermann Buß: Buß-Sachen, hrsg. von Friedrich Weber und Klaus Winterhoff, Bielefeld 2011, S. 66.

[2] Hermann Buß nach: Alfred Buß/Hermann Buß: Buß-Sachen, hrsg. von Friedrich Weber und Klaus Winterhoff, Bielefeld 2011, S. 64.

**Predigt zur Christnacht 2013
zum Lied „Stern über Bethlehem“,
Evangelisches Gesangbuch Niedersachsen / Bremen 544**

Zu Vers 1:

Liebe Gemeinde,
was wäre diese Nacht ohne die Lieder? Alte und neue Lieder gehören einfach dazu. Die alten, weil sie tiefe Erinnerungen wecken. Und neue, weil wir mit ihnen dem Geheimnis dieser Nacht noch einmal neu begegnen.

Das Lied „Stern über Bethlehem“ ist ein Klassiker unter den neueren Liedern. In diesem Jahr wird es genau fünfzig Jahre alt, und die Erfolgsgeschichte dieses Liedes ist fast ohne Beispiel. Wenn wir mit Konfirmandinnen und Konfirmanden über Weihnachten sprechen, dann nennen sie uns meist dieses Lied: Das kennen sie fast auswendig, das haben sie in der Schule gelernt. Aber dies Lied hat es auch in die populären Sammlungen von Weihnachtsmusik geschafft. Vor einigen Tagen hörte ich es auf dem Uelzener Weihnachtsmarkt; es lief als Begleitmusik zum Karussell vor der Propstei.

Kein Wunder: der Vierviertel-Takt ist sehr eingängig, die Tonart Es-Dur ist warm und nicht besonders hell und passt damit zum Fest. Alfred Hans Zoller, der Komponist und Dichter dieses Liedes, er verstand sein Handwerk. Schließlich leitete er damals in Schwaben einen der ersten Gospelchöre in Deutschland.

Aber lassen Sie uns einmal auf den Text achten. Was sagt uns dieses Lied über Weihnachten?

Im ersten Vers geht es um die Sehnsucht nach Weihnachten:

Stern über Bethlehem, zeig uns den Weg,
führ uns zur Krippe hin, zeig, wo sie steht.

Der Weihnachtsstern, der die Weisen aus dem Orient zur Krippe führt, der soll auch uns dahin bringen. Sehnsucht nach Weihnachten! Vielleicht kennen Sie diese Sehnsucht, und vielleicht sind Sie deshalb auch hier: weil Weihnachten mehr ist als Geschenke und ein gutes Essen. Weihnacht ist ein Fest, das die Sehnsucht weckt. Vielleicht erwarten wir Ruhe nach dem Stress, Sinn nach Zeiten der Sinnlosigkeit, Harmonie nach Streit.

Hier endet der Vers mit dem Wunsch:

Stern über Bethlehem, führ uns zum Kind!

Was hat es mit diesem Kind auf sich? Vielleicht verrät das der zweite Vers, den wir jetzt singen.

Zu Vers 2:

Weihnachten ist ein Fest der Überraschungen. Ich denke da an die eingepackten Geschenke und an die Geheimnistuerei vor dem Fest. Meine Eltern taten früher alles, damit wir von den Vorbereitungen möglichst wenig mitbekamen – und auf keinem Fall zu früh in die Weihnachtsstube kamen!

Hier im Lied geht es auch um eine Überraschung: Der Stern bleibt plötzlich stehen, und dann beleuchtet er ein Wunder, das der Liedtext gar nicht näher ausführt. Kein Wort über das Kind. Vielmehr verschlägt es da jemandem die Sprache:

Stern über Bethlehem, nun bleibst du stehn
und lässt uns alle das Wunder hier sehn,
dass da geschehen, was niemand gedacht...

Wann verschlägt es uns vor Überraschung die Sprache? Sind wir Erwachsene überhaupt noch zu überraschen, oder kennen wir nicht schon alles, haben alles schon einmal probiert. Und wenn nicht probiert, so doch gehört oder gegoogelt? Kann uns Weihnachten da eigentlich noch überraschen? Vielleicht denken wir bei Weihnachten eher an die Enttäuschungen, die wir mit diesem Fest erlebt haben? Vielleicht fürchten wir, wieder enttäuscht zu werden?

Aber lassen Sie uns schauen, was dieses Lied uns als Weihnachtsüberraschung präsentiert!
Wir singen den nächsten Vers.

Zu Vers 3

Weihnachten ist ein Fest, bei dem wir irgendwo ankommen möchten. Am liebsten möchten wir nachhause, wo auch immer das ist. Nicht umsonst ist „Rolling home for Christmas“ einer der beliebtesten Weihnachtsschlager. Wir möchten eine Heimat finden – für uns selbst, oder auch gemeinsam Menschen, die uns wichtig sind.

Im Lied „Stern über Bethlehem“ kommen die Menschen vor dem Stall zur Ruhe:
Stern über Bethlehem, wir sind am Ziel,
denn dieser arme Stall birgt doch so viel!

Was der Stall birgt, wird wieder nicht gesagt. Aber wir wissen natürlich: Gemeint ist das Kind. Das Jesuskind füllt und verändert diesen armen Stall. Plötzlich lohnt es sich, da hinzuschauen und dort zur Ruhe zu kommen.

Und die Menschen aus diesem Lied können gar nicht mehr von dem Stall lassen:
Stern über Bethlehem, wir bleiben hier!

Offenbar spüren sie einen Zauber, der sie festhält. Oder bei diesem Kind ist so etwas wie Heimat. Eine Heimat bei der Krippe – können Sie sich das vorstellen? Und wie reizvoll ist diese Vorstellung für Sie?

Wir singen den nächsten Vers!

Zu Vers 4:

Was bleibt, wenn der Heiligabend vorbei ist, wenn Weihnachten in ein paar Tagen in den Alltag übergeht? Ist dann alles vorbei, oder nehmen wir etwas mit?

In unserem Lied haben die Menschen, die von der Krippe kommen, eine ziemliche Veränderung erlebt:

Stern über Bethlehem, kehren wir zurück,
steht noch der helle Schein in unserm Blick,
und was uns froh gemacht, teilen wir aus ...

Nachhaltiger geht es nicht! Das Licht, das diese Menschen gesehen haben, bleibt in den Augen stehen. Und die Erfahrung, die sie froh gemacht hat, die geht nicht einfach im Alltag unter, sondern die reizt zum Weitergeben. Eine ansteckende Freude macht sich da breit.

Ich frage mich, wie das Kind in der Krippe das schafft. Natürlich wissen wir, wie ein Kinderblick uns in der Tiefe berühren kann. Weil ein Kind ja so wehrlos und gleichzeitig voller Wissen ist.

Aber hier muss doch noch mehr geschehen sein. Denn die Botschaft von Weihnachten ist ja, dass sich hier Gott selbst einmischt: Durch das Kind in der Krippe strahlt er uns an. Und ich stelle mir vor, dass Wohlwollen in diesem Blick liegt. Und ganz viel Liebe. Und vielleicht ja auch eine kindlich-göttliche Neugier: Was aus uns noch mal wird?

Einen solchen Blick, den kannst du nicht vergessen, und den kannst du auch nicht für dich behalten. Wenn Gott unsere Welt so anschaut, dann kannst du das nur weitergeben. Und am besten wäre natürlich, wenn dieser Blick auch in den Kriegs- und Krisengebieten ankommt, überall dort, wo Menschen im andern nur den Feind sehen können. Gott will den Frieden auf Erden, wir haben das vorhin in der Weihnachtsgeschichte wieder gehört. Aber er hat keine Armeen, sondern nur diesen Blick, der uns verändern will.

Kein Wunder, dass das Lied mit der Bitte endet:
Stern über Bethlehem, schein auch zu Haus!

Denn das wäre wohl das schönste Weihnachtsgeschenk: Wenn wir die Krippe auch in unserm Alltag entdecken könnten. Und wenn uns der „helle Schein“ aus der Krippe auch dort noch beleuchtet. Und zwar so, dass wir froh werden und das weitergeben.

Und der weihnachtliche Friede Gottes, der höher ist als als unser Verstehen und Begreifen, bewahre unsere Herzen und Sinne in Jesus Christus - dem Krippenkind, das größer werden will. Amen.

Predigt zum Volkstrauertag 2013
Jer, 8,4-7 **17. November 2013**

Liebe Schwestern und Brüder,
liebe Gemeinde!

Jetzt ist wieder die Zeit der Zugvögel. Du hörst sie schon von weither, wenn sie in ihren großen Pulks unterwegs sind. Und dann bekommst Du sie zu Gesicht: ein großer Pfeil am Himmel. Alle Vögel in einer Richtung. Nur einige am Rand drehen ihre eigenen Kurven, schließen sich dann wieder der Menge an. Ein einziges Rauschen und Krächzen. Bis der Pfeil über dich hinwegzieht und in der Ferne verschwindet.

Jedes Jahr machen sich diese Vögel wieder auf den Weg – trotz Erwärmung und Klimawandel. Ihr Instinkt meldet sich einfach. Und darum fliegen sie los.

Das ist ein Schauspiel, das auch schon den Propheten Jeremia beeindruckt hat – wir haben es gerade gehört: „Der Storch unter dem Himmel weiß seine Zeit“. Ja, die Vögel haben ihre innere Uhr und ihr inneres „Navi“. Aber wie ist das mit den Menschen? Das ist die große Frage, die Jeremia beschäftigt: Denn wenn er sich in Jerusalem umschaute, dann sieht er nur Menschen ohne Navi und ohne innere Uhr. Sie gehen in die falsche Richtung und kehren nicht um. Bosheit, falsche Götter, Lug und Trug. Eigentlich müssten sie doch zur Besinnung kommen. Aber sie hören nicht auf die innere Stimme. Sie kehren einfach nicht um!

Ich kann mir die Trauer und Verzweiflung dieses Mannes gut vorstellen. Denn heute, am Volkstrauertag, haben wir mit den Irrwegen unserer eigenen Geschichte zu tun. Nachher werden wir draußen wieder am Denkmal für die Opfer der beiden Weltkriege stehen. Und da können wir auf den Namenstafeln sehen, wieviele Menschen aus unseren Orten damals nicht zurückgekehrt sind! Und wir wissen auch: Zum ganzen Gedächtnis gehören noch viele, viele andere Namen: die Gefallenen auf der anderen Seite der Front – und dann die Opfer von Rassenhass und Vernichtung!

„Warum hört das mit den Kriegen nie auf?“ Diese Frage höre ich gerade von Menschen, die den Zweiten Weltkrieg noch ganz bewusst erlebt haben. Für sie ist der Krieg im Fernsehen nicht nur ein fernes Schauspiel, sondern sie können nachempfinden, was die Bilder bedeuten. Weil sie selber einen Angriff erlebt haben, weil sie selber auf der Flucht waren.

„Warum hört das mit den Kriegen nie auf?“ Hinter dieser Frage steht der Wunsch: Eigentlich müssten wir doch lernfähig sein! Eigentlich müssten wir doch den inneren Kompass haben, den sich auch schon Jeremia für sein Volk gewünscht hat! Warum dann immer wieder diese Bilder aus dem Irak und aus Afghanistan?

Und dazu kommt noch die Nachricht, dass die Fremdenfeindlichkeit auch bei uns wieder auf dem Vormarsch ist. Wir hören von Hooligans und Neonazis in den Fußballstadien. Aber dieses Gedankengut reicht weit in unsere Mitte hinein: Wie schnell ist ein Witz erzählt, für den wir uns nachher schämen müssen.

All das zeigt mir, liebe Gemeinde: Anders als die Vögel am Himmel haben wir keinen eingebauten Kompass – jedenfalls keinen, der automatisch in die richtige Richtung zeigt. Wir können das bedauern, aber das ist der Preis für die Freiheit, die uns Gott geschenkt hat.

Und weil wir keinen eingebauten Kompass haben, darum ist es gut und wichtig, dass wir uns immer wieder um eine klare Peilung bemühen. Der Prophet Jeremia sagt das auf seine Weise, wenn er an das „Recht des Herrn“ erinnert, also an Gottes Regeln für ein Leben, das gelingt. Nicht umsonst gehören die Zehn Gebote auch heute noch zum Lernstoff im Konfirmandenunterricht, mitsamt dem Gebot: „Du sollst nicht töten.“ Und nach Luthers Kleinem Katechismus geht es hier ja um viel mehr als nur darum, dass wir dem anderen nicht schaden: Nein, sondern wir „sollen ihm helfen und beistehen in allen Nöten“. Was, wenn wir damit auch nur ansatzweise Ernst machten?

Ich weiß, dass viele von uns sich jetzt durch die Fernsehbilder von den Philippinen anrühren lassen, und wir können davon ausgehen, dass unsere Hilfe jetzt auch wirklich durchkommt. Natürlich kann man fragen, warum es zum Spenden erst diese Katastrophenbilder braucht. Aber ich sehe diese Hilfsbereitschaft als ein gutes Zeichen: Das zeigt doch, dass vielen in aller Welt das Schicksal der Taifunopfer nicht egal ist.

Von Dietrich Bonhoeffer stammt der schöne Satz: „Tatenloses Abwarten und stumpfes Zuschauen sind keine christlichen Haltungen.“ Und dann schreibt er weiter: „Den Christen rufen nicht erst die Erfahrungen am eigenen Leibe, sondern die Erfahrungen am Leibe der Brüder, um derentwillen Christus gelitten hat, zur Tat und zum Mitleiden.“

Mir gefällt dieser Satz, weil uns hier ein ganz konkreter Maßstab an die Hand gegeben wird: Christus und sein Leiden für die Menschen. Die, die heute in den Kriegs- und Katastrophengebieten unserer Welt leben, sind genauso das Ziel von Jesu Liebe wie wir. Und diese Liebe gilt genauso auch den Flüchtlingen auf dem Mittelmeer und den Fremden bei uns. Dafür steht Jesus mit seinen ausgebreiteten Armen.

Und diese Arme, die streckt er auch uns hin. Denn auch wir haben unsere Not, auch wenn sie meist versteckter ist als die Notlagen in den Kriegs- und Krisengebieten. Ich denke da an die Konflikte, in denen unsere Politiker oder Militärs stecken: Nicht immer ist eindeutig, welcher Weg zum Frieden führt, nehmen wir das Beispiel Afghanistan oder Irak. Und nicht immer gelingt das Gutgemeinte wie gewünscht. Da gibt es auch die Erfahrung von Scheitern und Schuld. Aber solche Konflikte gibt es ja auch bei uns in der Region, wenn wir nur an die

Rüstungsindustrie denken. Diese Waffen können die eigene Truppe schützen, und sie schaffen Arbeitsplätze. Aber was ist, wenn sie in falsche Hände geraten? Unser Land ist ja einer der größten Waffenexporteure.

Der Weg zum Frieden ist kein Spaziergang, liebe Gemeinde. Aber um der Menschen willen können wir uns nicht wegdrücken oder wegträumen. Umso tröstlicher, dass wir da den Jesus mit den ausgebreiteten Armen haben. Und umso schöner, dass manche Schritte auf dem Weg des Friedens – jedenfalls im Rückblick – ganz einfach aussehen: Ich denke da an die Gornja-Hilfe, in der auch Menschen aus unserer Region Brücken nach Weißrussland schlugen. Oder ich denke an die Partnerschaft Uelzens nach Frankreich, an die Schülerinnen und Schüler, die dort ganz selbstverständlich alte Grenzen überwinden.

Das sind wirklich Zeichen der Hoffnung, ebenso schön wie der Flug der Vögel am Himmel.

Und der Friede Gottes

Andacht zum Thema "Religiöse Kommunikation"
Tagung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD
(Schwanenwerder, 24.9.2013)

Liebe Andachtsgemeinde an diesem Morgen!

Was ist religiösen Kommunikation heute? Wenn wir diese Frage verfolgen, kann es sinnvoll sein, auch einmal einen Schritt zurück zu gehen. Gehen wir also zurück zu den Anfängen der christlichen religiösen Kommunikation, zum Apostel Paulus. Als Reiseführer bei diesem kleinen Umweg möchte ich Christian Lehnert engagieren. Ein Theologe, aber auch ein Lyriker. Also einer, der auf unser Thema noch einmal einen etwas eigenen Blick hat.

Womit beginnt religiösen Kommunikation? Wenn es gut geht, steht am Anfang eine religiösen Erfahrung, die es dann ins Sprachliche drängt. Aber wie ist das mit dem Verhältnis von religiöser Erfahrung und Sprache, also der Kommunikation? Der Lyriker Lehnert sieht bei Paulus, dem ersten christlichen Theologen, vor allem das Tastende.

So ist doch ziemlich unklar, was damals vor Damaskus geschah. Lehnert schreibt in seinem Paulusessay "Korinthische Brocken": "War da ein Leuchten im inneren, ein Glutkern? Oder ein Strahlung von außen? Paulus ist etwas widerfahren - woher auch immer. Angesicht des Ereignisses wird die Unterscheidung von aussen und innen schal..." (18f.).

Es gibt Erfahrungen und Ereignisse, da stößt unsere Sprache an ihre Grenzen. So ist das wohl auch mit dem Damaskuserlebnis von Paulus. Lehnert spricht von einer "Christusverstörung", die nicht nur Paulus, sondern die ganze frühe Christenheit befällt (34). Religion ist hier nicht Beruhigung, sondern Beunruhigung, und es muss sich dann erst erweisen, wie förderlich diese Beunruhigung für das Leben ist. Diese Christusverstörung treibt in die Kommunikation, weil sie Menschen an ihre Grenzen und über ihre Grenzen hinausführt. Über diese Verstörung muss gesprochen werden, und wir wissen alle, dass Paulus darüber immer wieder gesprochen hat. Aber wie?

Lehnert verweist hier auf eine Spannung, die Spannung zwischen der Verfestigung der Sprache und ihrer gleichzeitigen Infragestellung: "Das Christusereignis verfestigt in den Sätzen des Paulus, indem unterschwellig die dauernde Fraglichkeit der Sätze mitschwingt, eine Sprache, die wie ein Fell über ein tiefes Schweigen gespannt ist: Es bebt, es vibriert, und den Ton trägt, wie bei einer Trommel, die Leere. Eine Schwingung, Schweben - treu gegenüber dem Ereignis ist, wer diesen prekären Zustand aufrechterhält. Er spricht von dem Christus und widerspricht sich, er flieht ins Paradox, er sagt, was er nicht sagen kann, er schweigt, und er kann doch nicht schweigen." (34)

Kein Wunder, dass Lehnert den Paulus als Ahnherrn der apophatischen Theologie in Anspruch nimmt, also einer Theologie, der es vor allem um das Freihalten einer Leerstelle geht. Die Christen, so sagt Lehnert mehrfach, sitzen am Rand eines "Kraters", einer "Freifläche", die sie nicht füllen können und dürfen.

Wir können uns lebhaft vorstellen, dass das keine leichte Ausgangslage für die religiöse Kommunikation ist. Wie groß die Versuchung, in eine elitäre religiöse Sprachwelt abzutauchen, sich überhaupt von der Welt mit ihren Geläufigkeiten abzugrenzen!

Doch diesen Weg ist die junge Christenheit gerade nicht gegangen. Lehnert beobachtet stattdessen eine paradoxe Weltlichkeit: "Das entstehende Christentum sucht seine Gestalt nicht in der Schaffung neuer Kulträume oder besonderer Sphären des Heiligen. ... Es schuf keine Sonderwelten, sondern setzte das einfache Leben in einen neuen Zusammenhang. In kleinen körperlichen Gesten sprach sich der neue Glaube aus - in der Fusswaschung und in der segnenden Handauflegung, im Weinkelch an den Lippen und im Brot auf der Zunge. Diese Elemente waren wie Steinchen aus der antiken Lebenswelten gebrochen und neu zusammengesetzt zu einem Mosaik." (29)

Rituale, ganz nahe am Alltag und an der Zeit - und doch offen für eine andere Hoffnung und für andere Zeiten. Was bedeutet das alles für unser Reden von Gott? In den letzten Jahrzehnten haben wir die Bedeutung der Rituale neu entdeckt. Rituale als eine sinnliche Form der Kommunikation. Kein Wunder, dass ein Lyriker wie Christian Lehnert sie so beeindruckend schildern kann!

Aber die religiöse Sprache ist damit natürlich nicht überflüssig. Und mich rührt es schon an, wie Lehnert der Sprache trotz allem etwas zutraut. Gerade auch in religiöser Hinsicht. Vielleicht kann nur ein Dichter so elementar über den Sehnsuchtsruf der frühen Christen schreiben: Maranatha, Komm doch, Herr! Und natürlich ist auch die Lyrik eine erprobte Form, den Krater mit Worten offenzuhalten. Ein Gedicht Lehnerts aus seinem aktuellen Lyrikband beginnt mit den schönen Worten:

"Der Tag ist still
und wartet auf dein Kommen."

Wie wäre es, so in den neuen Tag zu gehen?

Amen.

Predigt zur Silbernen Konfirmation
22.9.2013 **1. Joh. 5,4**

Liebe Gemeinde,
und heute ganz besonders: Liebe Jubilarinnen und Jubilare!

Den Song, den wir gerade gehört haben, werden die meisten von Ihnen und Euch kennen:
„Altes Fieber“ von den Toten Hosen. Im Liedtext geht es um eine Gruppe, die sich
wiedertrifft und über alte Zeiten spricht:

Wir machen alte Kisten auf

Holen unsere Geschichten raus

Ein bisschen werden die Silbernen Konfirmandinnen und Konfirmanden das ja heute auch
machen: Alte Kisten öffnen und schauen, was drin ist. Wer ist das eigentlich auf den alten
Konfirmationsbildern von 1987 und 1988? Ach, da bist Du! Und Du hast doch damals immer
...!

Bei Klassentreffen und Konfirmationsjubiläen gehört das dazu. Und plötzlich sind wieder
ganz viele Erinnerungen im Raum. Vielleicht denken Sie an die Konfirmation damals, an den
Einmarsch in die Kirche, an einen feierlichen Gottesdienst, aber auch an die Prüfung ein paar
Wochen vorher. Vielleicht kommen Erinnerungen an die Freizeit in Hitzacker hoch: die
Schnitzeljagd, das Teetrinken abends mit den Betreuern. Ich hörte, dass da ganz schön viel
Zucker draufgegangen ist.

Heute haben wir Zeit, um die alten Kisten wieder aufzumachen. Was kommt da zum
Vorschein: ein „großer, staubiger Haufen Altpapier“, wie die Toten Hosen singen?
„Verblasste Fotos“? Oder kommt eine ganze Menge Leben zum Vorschein? Ihre Jugend eben,
mit all den Hoffnungen und Träumen:

Wo sind diese Tage

An denen wir glaubten

Wir hätten nichts zu verlieren

Das ist wie gestern und doch 25 Jahre her! Seitdem sind wir unsere eigenen Wege gegangen.
Haben – hoffentlich – einen eigenen Ort in der Welt gefunden. Aber was ist aus dem Gefühl
geworden, „wir hätten nichts zu verlieren“? Unverletzbar sind wir jedenfalls nicht. Vielleicht
denken wir heute auch an Pläne und Träume, die geplatzt sind: berufliche Pläne,
Beziehungen. Vielleicht gab es Abschiede, die uns zu Herzen gingen. Oder vielleicht haben
wir gesundheitlich schon die gelbe Karte gesehen.

Auch die Toten Hosen singen ja nicht nur von den Höhen, sondern auch von den Tiefen des
Lebens. Und darum machen sie „drei Kreuze, dass wir immer noch hier sind“. Drei Kreuze:
ein altes Zeichen, um das Böse abzuwehren. Die Erinnerung an Gottes Kraft, die stärker ist ...

Aber seinen Drive bezieht das Lied ja daraus, dass es das „alte Fieber“ beschwört: Die Jugendzeit mit ihren Träumen ist zwar schon weit weg, aber etwas ist doch noch da: eine Leidenschaft, eine Kraft, eben: dieses „alte Fieber“. Und dies Fieber meldet sich, wenn die alten Lieder gespielt und gesungen werden:

Und immer wieder
Sind es dieselben Lieder
Die sich anfühlen
Als würde die Zeit stillstehen
Denn es geht nie vorüber
Dieses alte Fieber

Welche Lieder lösen bei Ihnen dies alte Fieber aus? Sind es die Lieder von damals: die Neue deutsche Welle mit Nena und 99 Luftballons, oder der Goldene Reiter von Joachim Witt?

Aber vielleicht hat ja auch Erika Grastorf bei Ihnen Spuren hinterlassen? Wenn sie zur Gitarre gegriffen hat, dann war ja immer Freude, wie ich hörte. Das Dankelied sangen Sie damals, oder „Herr, deine Liebe“. Eingängige Lieder, die auch heute noch direkt ins Ohr gehen.

Wenn wir diese Lieder heute singen und hören – was rühren sie bei Ihnen an? Vielleicht wecken diese Lieder nicht gerade das große Fieber, aber vielleicht doch einige Erinnerungen und Gefühle. Ich denke da an meine eigene Konfirmandenzeit zurück: Durch diese Lieder konnte ich leichter an Gott glauben. Was in der Predigt oft so abstrakt klang, das kam mir hier plötzlich ganz nah. Gottes Liebe, der Traum von einer Welt, in der Menschen friedlich miteinander leben. Wenn wir das auf der Freizeit oder in der Konfigruppe sangen, dann war ich mit diesen Träumen und Hoffnungen nicht allein. Und vielleicht war das bei Ihnen damals ganz ähnlich: dass sich in all die pubertäre Unruhe auch noch etwas anderes mischte...

Jetzt sind Sie 25 bzw. 26 Jahre später wieder zusammen. Und unwillkürlich werden Sie sich wahrscheinlich auch fragen: Was ist mit meinem Glauben geworden? Habe ich die Liebe Gottes gespürt, oder fühle ich mich wie von Gott verlassen? Trägt mein Glaube, oder bin ich auf der Suche nach einem Glauben, der mir in den Herausforderungen meines Erwachsenenlebens hilft?

Im Bibelspruch für diese Woche hören wir ein großes Versprechen: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat“. Mich erinnert das noch einmal an die Toten Hosen, an das Fieber, von dem sie singen. Diesem Fieber trauen sie ja auch eine ganze Menge zu. Nämlich dass sie jung bleiben – wenn nicht mit dem Körper, so doch zumindest mit Herz und Geist. Ich überlege, ob der Glaube nicht auch so etwas wie ein Fieber sein kann. Eine Unruhe, die dafür sorgt, dass wir nicht einfach so dahinleben, dass wir über den Horizont sehen.

Aber wie auch immer: Bei den Toten Hosen sind es die alten Lieder, die das Fieber wieder wecken. Bei uns Christenmenschen ist es Gott selbst, der unsern Glauben immer wieder wecken und stärken will. Dazu kann uns auch ein altes Lied helfen wie das „Herr, deine Liebe“, das wir jetzt singen wollen.

Amen.

Predigt
am 15. Sonntag nach Trinitatis
8. September 2013 **Lk. 17,5-6**

Liebe Gemeinde,

in den vergangenen Jahren gehörte der „Vertrauensweg“ immer zu den Konfirmandenfreizeiten dazu. Erst die Nachtwanderung durch den Wald, und dann ein Waldweg, auf dem wir die Konfirmanden alleine oder zu zweit losschicken. Es ist stockduster und völlig still. Das Herz pocht, und jeder versucht, den Weg vor sich zu erkennen. Liegt da ein Ast, über den ich stolpern könnte? Wollen die Teamer mich erschrecken? Oder laufe ich gleich gegen einen Baum?

Der unbekannte Waldweg kann einem ganz schön lang vorkommen, auch wenn es nur wenige hundert Meter sind. Dann stehen die Teamer und nehmen die Konfis vorsichtig bei der Hand. Die Spannung fällt ab, und die Konfirmanden können wieder aufatmen.

Um einen unbekanntem Weg zu gehen, brauchst du eine Menge Mut und Vertrauen. Darüber sprechen wir dann auch mit den Konfis. Wahrscheinlich kennen wir alle die Erfahrung, an der einen oder anderen Stelle unseres Lebens einen ungewohnten Schritt gemacht zu haben. Ein Schritt weiter als unsere Angst. Ich denke daran, wie ich das Schwimmen gelernt habe. Eigentlich bin ich ja wasserscheu. Aber irgendwann ging es dann doch...

Ein Schritt weiter als die Angst. Ein Schritt weiter als das Misstrauen, die Sorge. Darum, liebe Gemeinde, geht es auch in einer kleinen Geschichte von Jesus. Eines Tages bitten ihn die Apostel, also die Freunde, die mit ihm ziehen: „Stärke uns den Glauben!“ Und Jesus gibt zur Antwort: „Wenn ihr Glauben hättet so groß wie ein Senfkorn, dann könntet ihr zu diesem Maulbeerbaum sagen: Reiß dich aus und versetze dich ins Meer!, und er würde euch gehorchen.“

Die Apostel kann ich verstehen: Sie wollen, dass ihr Glaube gestärkt wird. Und damit meinen sie keine besonders fromme Sache. Sondern ihnen geht's um die Kraft, die sie auf ihrem Weg brauchen. Hat Jesus eben nicht gerade von Verführungen gesprochen – Situationen, in denen einer den anderen aufs Glatteis führt? Und hat er sie eben nicht aufgefordert, immer wieder zu vergeben? Dafür wollen sie Kraft und Glauben.

Vielleicht kennen wir diesen Wunsch auch, die Sehnsucht, dass Angst und Sorge einem nicht immer wieder ein Bein stellen. Obwohl: Manchmal gibt es ja auch ein gesundes Misstrauen. Im Zuge des Ausspähskandals lernen wir das ja gerade wieder: Besser, wenn wir dem Internet nicht mehr alles anvertrauen!

Aber ich kann die Apostel gut verstehen. Sie wollen, dass ihr Glaube gestärkt wird. Damit sie immer wieder einen Schritt weiter gehen können als ihre Angst.

Und dann hören wir die Antwort von Jesus: „Wenn ihr Glauben hättet wie ein Senfkorn ...“ Wissen Sie, wie klein ein Senfkorn ist! Und dieser Glaube soll reichen? Ich kann es kaum glauben! Jesus durchkreuzt hier jeden Selbstzweifel. Bei ihm geht es nicht darum, wie groß oder klein unser Glaube ist. Und er macht auch nicht mit beim Spiel: Wer hat den größten Glauben im ganzen Land? Nein, der kleinste Zipfel Glauben reicht. Wenn wir den nur haben! Und Jesus deutet ja auch an, dass die Apostel ihn gerade nicht haben: „Wenn ihr Glauben hättet wie ein Senfkorn ...“

Jesus ist da ganz nüchtern: Es gibt Zeiten im Leben, da ist das Vertrauen auf Gott futsch. Selbst bei den Aposteln ist das so. Die gelernten Worte tragen nicht mehr, sind nur noch Hülsen. Ja, das gibt es. Das kennen wir vielleicht auch aus unserem eigenen Leben. Und genau darum bitten die Apostel:

Diese Bitte ist wie ein Gebet. Und wenn wir Gott um Glauben bitten, dann ist das erstmal schon Glaube genug. So jedenfalls verstehe ich Jesus und das, was er über das Senfkorn sagt. Wichtig ist nicht, dass wir lang und breit über die Größe und Qualität unseres Glaubens nachdenken. Das lenkt nur ab. Dann kreisen wir nur um uns selbst. Sondern entscheidend ist dies Offensein für Gott: „Stärke uns den Glauben!“ Was wäre, wenn wir so beten könnten?

Damit komme ich zum Letzten, nämlich zur ungeheuren Kraft, die Jesus dem Glauben zuspricht. Der Glaube ist bei Jesus nicht einfach nur eine fromme Bewegung tief drinnen in der Seele. Sondern der Glaube hat Folgen: „Wenn ihr Glauben hättet so groß wie ein Senfkorn, dann könntet ihr zu diesem Maulbeerbaum sagen: Reiß dich aus und versetze dich ins Meer!, und er würde euch gehorchen.“

Der kleine Senfkorn Glaube – und dann der große Baum mit seinen tiefen Wurzeln! Jesus traut dem Glauben ganz schön was zu. Und natürlich habe alle Recht, die sagen: Der Glaube ist doch kein Zauberstab, mit dem wir einfach Bäume ausreißen und Unmögliches möglich machen können! Oft genug merken wir ja die Machtlosigkeit unserer Gebete. Und was hat der Appell des Papstes an die Politiker bewirkt, in St. Petersburg doch noch eine gemeinsame Syrien-Strategie zu finden?

Aber sollen wir uns damit abfinden und Gott und unseren Gebeten gar nichts mehr zutrauen? Damit würden wir uns und die Welt ärmer machen und Gott unterschätzen. Gottes Spezialität ist nun einmal das Unmögliche, angefangen von der Schöpfung der Welt bis zur Auferstehung Jesu und der schlichten, aber trotzdem staunenswerten Tatsache, dass wir da sind und leben. Gottes Spezialität ist das Unmögliche, Auch wenn wir kein Abonnement darauf haben.

Darum lasst uns weiter hoffen und beten, dass im Nahen Osten doch noch andere Wege gefunden werden können. Und darum lasst uns dem Glauben auch in unserem eigenen Leben immer wieder etwas zutrauen. Denn manchmal, da brauchen wir Schritte, die weiter gehen als Sorge und Angst. Schritte, wie sie die Konfirmandinnen und Konfirmanden auf ihrem Vertrauensweg gegangen sind. Amen.

Mehr als bloßes Dulden

Was ist Toleranz heute?

(erschieden in Mittendrin, Regionaler Gemeindebrief Uelzen Sept.-Nov. 2013)

Zwischen „Bunt“ und „Braun“

Erinnern Sie sich noch an den Fußballsommer 2006? Die WM in Deutschland: „Die Welt zu Gast bei Freunden“. Auf den Straßen wurde gefeiert. Menschen aller Nationalitäten waren zusammen. Und in der deutschen Fußballnationalmannschaft spielten auch nach außen erkennbar Kicker aus mehreren Herkunftsländern. Zwei Spieler hatten ghanaische Eltern. Auf dem Platz und in den Fanmeilen schien das Bild eines weltoffenen Deutschlands mit einer bunten Bevölkerung auf.

Im krassen Gegensatz dazu steht die Mordserie der Terrorzelle NSU. Zehn Menschen wurden von den Mitgliedern des „Nationalsozialisten Untergrunds“ umgebracht. Abgründe von Menschenverachtung taten sich auf. Und die vielen Pannen der Ermittlungsbehörden zeigen: Dieser mörderische Rassenhass wurde nicht für möglich gehalten. Er passte nicht mehr ins Bild.

Toleranz zwischen Anspruch und Wirklichkeit

Kein Zweifel: Unsere Gesellschaft ist in den letzten Jahrzehnten toleranter geworden. Am Beispiel von Liebe und Partnerschaft ist das vielleicht am deutlichsten. Was früher als „wilde Ehe“ verschrien war, ist heute völlig akzeptiert. Und auch gleichgeschlechtliche Partnerschaften stoßen heute auf eine deutlich höhere Akzeptanz, gehören heute für die meisten Deutschen zur Vielfalt der Lebensformen in unserer Gesellschaft dazu.

Aber natürlich ist Toleranz nach wie vor nicht selbstverständlich. Das zeigen nicht nur An- und Übergriffe auf gesellschaftliche Minderheiten, sondern auch Befragungen. Zwar betonen 87 % der Westdeutschen, dass man „gegenüber allen Religionen offen“ sein soll. Aber konkret nachgefragt hat diese Offenheit auch Grenzen: 49 % der Westdeutschen empfinden den Islam eher als Bedrohung denn als Bereicherung. Und die Studie, aus der diese Zahlen stammen, weist zurecht darauf hin: Entscheidend sind hier nicht persönliche Bilder, sondern Bilder und Stereotypen aus den Medien (Bertelsmann-Religionsmonitor 2013, S. 37-40).

Der christliche Beitrag

In Sachen Toleranz ist also noch immer viel zu tun. Welchen Beitrag können Christinnen und Christen dazu leisten? Gerade die Kirchen müssen sich ja immer wieder an ihre Geschichte voller Intoleranz erinnern lassen. Und es war ja auch wirklich ein langer Weg, bis die großen christlichen Kirchen ihren religiösen Absolutheitsanspruch nicht mehr dazu nutzten, um Menschen mit anderen Ansichten zu verdammen. In der Reformation gab es erste Ansätze dazu, wenn Luther zwischen der Aufgabe von Kirche und Staat unterschied; die Kirche sollte

keine Gewaltmittel mehr haben, um andere Menschen zum Glauben zu zwingen. Heute bekennen sich die großen christlichen Kirchen zum Pluralismus in unserer Gesellschaft; nicht umsonst hat die EKD das Jahr 2013 unter das Motto „Toleranz“ gestellt.

Was wir als Christenmenschen in die Gesellschaft einbringen können, sind z. B. biblische Bilder wie die Gottebenbildlichkeit aller Menschen (1. Mose 1,26f.) oder die Vorstellung von einem Zusammenleben, das Menschen aus allen Herkünften, Milieus und sozialen Schichten einschließt (Gal. 3,28). Jesus selber hat ja immer wieder Grenzen und Vorurteile überwunden und infragegestellt – einfach, weil Gottes Sonne über allen aufgeht (Mt. 5,45).

Aktive Toleranz

Toleranz ist hier mehr als das bloße „Ertragen“ der anderen – was das lateinische Verb „tolerare“ wörtlich bedeutet. Schon Goethe hat betont: Toleranz „sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein. Sie muss zur Anerkennung führen“.

Allerdings gehört zur Toleranz auch, dass wir die Vielfalt in unserer Gesellschaft gegen ihre Gegner schützen. Darum verdient der NSU-Prozess die große Beachtung, die er gerade erhält. Aber mindestens ebenso wirksam wie die Gesetze ist das alltägliche Leben. Schaffen wir es im Alltag, Vielfalt als Bereicherung zu bejahen – ohne die Augen vor Konflikten und Differenzen oder auch vor eigenen Ängsten zu verschließen? Aktive Toleranz ist wahrscheinlich die beste Werbung für eine tolerante Gesellschaft.

Predigt am 6. Sonntag nach Trin.
Jes. 43,1-7 **7. Juli 2013**

Liebe Gemeinde,

eine Frau geht aufs Ganze. Unter falschem Namen und als Mann verkleidet schmuggelt sie sich ins Gefängnis ein. Dort ist ihr Mann in Haft. In einer abgelegenen Zelle dämmert er dahin. Man hat ihn willkürlich eingesperrt. Keiner weiß, wo er ist. Auch seine Frau ahnt nur, dass er hier sein muss. Sie kann das Vertrauen des Gefängniswärters gewinnen. Und schließlich bekommt sie sogar ihren Mann zu sehen.

Aber damit ist er noch lange nicht frei. Seine Frau braucht noch viel sehr viel Mut, bis die Gefängnistore aufgehen – nicht nur für ihren Mann, sondern auch für alle anderen, die dort ungerecht in Haft sind.

Aber am Ende gehen die Tore tatsächlich auf. Die Gefangenen sind überglücklich und loben Gott: „Gerecht, o Gott, ist dein Gericht, Du prüfest, du verlässt uns nicht.“ Und die Frau jubelt: „Liebend ist es mir gelungen, Dich aus Ketten zu befreien.“ Und der Befreite staunt: „O Gott, wie groß ist dein Erbarmen!“

Liebe befreit – das ist das Ende dieser Geschichte. Und Sie haben vielleicht schon längst gemerkt, dass ich Ihnen grade die Handlung einer Oper erzählt habe. Vor 200 Jahren hat Ludwig van Beethoven diese Liebesgeschichte vertont, in seinem „Fidelio“.

Dass die Liebe uns befreit, ist eine zutiefst menschliche Sehnsucht. In vielen Schlagern und Hits ist davon die Rede: „Make me free, love, make me free“, sangen die Doors schon vor dreißig Jahren. Die Liebe als eine Kraft, die uns freimacht.

Um diese befreiende Kraft der Liebe geht es heute auch im Predigttext. Ich lese aus dem Jesajabuch, aus dem 43. Kapitel:

Und nun spricht der HERR, der dich geschaffen hat, Jakob, und dich gemacht hat, Israel:
Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!

Wenn du durch Wasser gehst, will ich bei dir sein, dass dich die Ströme nicht ersäufen sollen; und wenn du ins Feuer gehst, sollst du nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht versengen.

Denn ich bin der HERR, dein Gott, der Heilige Israels, dein Heiland. Ich habe Ägypten für dich als Lösegeld gegeben, Kusch und Seba an deiner statt, weil du in meinen Augen so wert geachtet und auch herrlich bist und weil ich dich lieb habe. Ich gebe Menschen an deiner statt und Völker für dein Leben.

So fürchte dich nun nicht, denn ich bin bei dir. Ich will vom Osten deine Kinder bringen und dich vom Westen her sammeln,

ich will sagen zum Norden: Gib her!, und zum Süden: Halte nicht zurück! Bring her meine Söhne von ferne und meine Töchter vom Ende der Erde,

alle, die mit meinem Namen genannt sind, die ich zu meiner Ehre geschaffen und zubereitet und gemacht habe.

Liebe Gemeinde, wie die Frau in der Oper, so geht auch Gott hier aufs Ganze. Er verspricht vollen Einsatz. Ja, viele aus dem Volk sind in Gefangenschaft – die Situation Israels über 500 Jahre vor Christus. Ja, sie sind nach Babylon verschleppt. Aber sie sollen wieder frei werden und nach Hause zurückkehren!

Gott spricht das Volk mit Namen an: „Jakob, Israel“! Und dann kommen die Worte, die bis heute auch als Taufspruch beliebt sind: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!“ Diese Worte klingen so, als sei die Befreiung bereits geschehen.

Das ist der Überschwang der Liebe, der in all diesen Versen zu spüren ist. Die Befreiung ist zwar noch nicht geschehen, aber Gott ist schon auf dem Weg. Er will alles hingeben, nur damit die Leute in Babylon wieder werden: „Ich habe Ägypten für dich als Lösegeld gegeben, Kusch und Seba an deiner statt, weil du in meinen Augen so wert geachtet und auch herrlich bist und weil ich dich lieb habe.“

Die Liebeserklärung an sein Volk! Wie ist es für uns, wenn wir eine solche Liebeserklärung hören? Es gehört zur Liebe, dass sie uns groß macht, uns in den Mittelpunkt stellt: „Du bist mir wichtig! Unverwechselbar du“.

Das ist der Inhalt jeder Liebeserklärung, und das gilt auch für die Liebeserklärung Gottes. Die biblischen Geschichten sind voll von dieser Liebe. Eine Liebe, die aufs Ganze geht, alles riskiert, und die nicht darauf schaut, ob jemand unbedingt der Größte und der Erfolgreichste ist. Das Volk Israel oder die Fischer am See Genesareth, die hat Gott sich ausgesucht, weil er sie liebt, und nicht weil sie besonders hervorstachen.

So ist die Liebe. Sie ist parteiisch. Sie verguckt sich in den einzelnen. Sie vergleicht nicht. Aber sie ist zum ganzen Einsatz bereit.

Das ist der Wärmestrom, der durch die ganze Bibel geht und an den wir mit unserer Taufe angeschlossen werden: „Du bist mein geliebter Sohn“ – „Du bist meine geliebte Tochter“. In der Taufe begrüßt uns Jesus als seine Schwestern und Brüder.

Aber was bedeutet das für unser Leben? Manchmal spüren wir vielleicht den Überschwang: die wunderbare Erfahrung, mit Gott eins zu sein oder zur Schar der Glaubenden dazuzugehören! Ich kenne diese Erfahrung vom Kirchentag oder dann, wenn mir jemand aus der Gemeinde etwas von seiner Hoffnung erzählt. Aber auch beim Radfahren durch die Sommerlandschaft überkommt mich manchmal dies Gefühl.

Vielleicht erfahren wir dann, wie uns das Herz weit wird, und wie nicht mehr nur mit unseren Ängsten und Grenzen zu tun haben. Es gehört ja zum Lieben und zum Glauben dazu, dass wir uns nicht mehr nur um uns selber drehen. Sondern weil Gott uns in den Mittelpunkt stellt, können wir auch andere in den Mittelpunkt stellen: den Nachbarn, der unsere Hilfe nötig hat, den vermeintlichen Problemfall in der Familie, Menschen, die wir sonst leicht übersehen. Die Frau aus der Oper geht ja schließlich sogar bis ins Gefängnis...

Aber was ist, wenn uns dieser Überschwang fehlt, wenn uns Fragen und Probleme fest im Griff haben? Dann nützen uns die besten Worte über die Liebe Gottes nichts. Denn diese Worte, die tropfen dann an uns ab.

So schreibt auch der neue Papst Franziskus in seiner gerade veröffentlichten Enzyklika: „Dem Leidenden gibt Gott nicht einen Gedanken, der alles erklärt, sondern er bietet ihm seine Antwort an in Form einer begleitenden Gegenwart, einer Geschichte des Guten, die sich mit jeder Leidensgeschichte verbindet, um in ihr ein Tor zum Licht aufzutun.“

Nicht Gedanken, sondern Gottes begleitende Gegenwart: Manchmal ist es das Abendmahl, das unser Herz wieder öffnet. Manchmal ist es ein Mensch, der uns zuhört. Jemand, der sich ganz für uns einsetzt. Oder wir hören eine Melodie, die uns wieder neuen Mut ins Herz zaubert.

Aber wie auch immer: Gott will uns immer wieder hineinziehen in seine „Geschichte des Guten“. Einfach, weil er uns liebt. Oder wie es am Schluss der Oper Fidelio heißt: „O Gott, wie groß ist dein Erbarmen!“ Liebe, die befreit.

Und diese befreiende Liebe, die soll auch dahin kommen, wo sie am weitesten weg ist. Nicht umsonst beten wir in unsern Gottesdiensten immer wieder für die Menschen in den Kriegs- und Krisengebieten unserer Welt, jetzt besonders für Syrien und Ägypten. Ich glaube nicht, dass Gott die Menschen dort abschreibt!

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, der bewahre unsere Herzen und alle Welt durch seine Treue und Liebe! Amen.

Predigt
am 5. Sonntag nach Trinitatis
30. Juni 2013 **Lk. 14,25-33**

Liebe Gemeinde,

was fällt Ihnen zum Thema Familie ein? Vielleicht haben Sie ein konkretes Bild vor Augen: die Menschen, mit denen Sie zusammenleben. Kinder, die weit weg sind. Jemand aus der Familie, der nicht mehr lebt, aber immer noch dazugehört.

Vielleicht denken Sie aber auch an die aktuellen Schlagzeilen: das Familiensplitting im Steuerrecht, die neuen Rechte für gleichgeschlechtliche Paare. Oder die Nachricht, dass in Deutschland die überwiegende Zahl der Menschen nicht mehr in einer Familie mit Kindern oder Eltern leben.

Aber egal, was uns zum Thema Familie einfällt: dies Thema lässt uns nicht kalt. Wir haben persönliche Erfahrungen. Und wir haben Bilder im Kopf: eine Vorstellung davon, wie Familie unserer Meinung nach sein soll. Vielleicht ist es die klassische Vorstellung: die Kleinfamilie Vater, Mutter, Kind. Vielleicht haben wir aber auch eine Großfamilie vor Augen: drei oder mehr Generationen unter einem Dach. Oder wir sehen Familie überall dort, wo Menschen verbindlich miteinander zusammenleben – so wie es eine neue Denkschrift unserer evangelischen Kirche beschreibt ("Zwischen Autonomie und Angewiesenheit: Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken", Hannover 2013).

Viele Bilder von Familie, um die gegenwärtig heftig gestritten wird. Der Streit um die neue Familiendenkschrift hat es bis auf die Internetseite des „Spiegel“ geschafft. Zu lasch, heißt es da, ein Verrat an der Ehe. Aber egal, welches Familienbild wir haben - für die meisten von uns ist wahrscheinlich klar: Familie hat ganz viel mit Kirche zu tun. So schreibt auch der EKD-Ratsvorsitzende Schneider im Vorwort zur Denkschrift: „Viele Geschichten der Bibel zeigen uns, wie sehr Familienbeziehungen und Gottesbeziehung, Glaube und Familienerfahrungen miteinander verbunden sind.“ Ein enges Bündnis von Kirche und Familie, so scheint es.

Umso überraschender und provokativer, was Jesus im heutigen Predigttext sagt – wir hören aus dem Lukasevangelium im 14. Kapitel:

Es ging aber eine große Menge mit ihm; und er wandte sich um und sprach zu ihnen:
Wenn jemand zu mir kommt und hasst nicht seinen Vater, Mutter, Frau, Kinder, Brüder,
Schwestern und dazu sich selbst, der kann nicht mein Jünger sein.

Und wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, der kann nicht mein Jünger sein.

Denn wer ist unter euch, der einen Turm bauen will und setzt sich nicht zuvor hin und überschlägt die Kosten, ob er genug habe, um es auszuführen, -

damit nicht, wenn er den Grund gelegt hat und kann's nicht ausführen, alle, die es sehen, anfangen, über ihn zu spotten,

und sagen: Dieser Mensch hat angefangen zu bauen und kann's nicht ausführen?

Oder welcher König will sich auf einen Krieg einlassen gegen einen andern König und setzt sich nicht zuvor hin und hält Rat, ob er mit zehntausend dem begegnen kann, der über ihn kommt mit zwanzigtausend?

Wenn nicht, so schickt er eine Gesandtschaft, solange jener noch fern ist, und bittet um Frieden.

Was halten Sie von diesen Worten, liebe Gemeinde? Am provokativsten natürlich gleich der erste Satz: „Wenn jemand zu mir kommt und hasst nicht seinen Vater, Mutter, Frau, Kinder, Brüder, Schwestern und dazu sich selbst, der kann nicht mein Jünger sein.“

Das klingt nicht gerade familienfreundlich. Der Hass auf die Familie als Voraussetzung fürs Jüngersein. Muss Jesus das so krass sagen? Natürlich wissen wir: Die Leute, die mit Jesus loszogen, haben sich von ihren Familien gelöst. Petrus ließ seine Familie zurück, um als Jesusschüler und Wanderprediger mitzugehen. Aber wir hören später auch, dass er nach wie vor verheiratet war. Seine Ehe hat er auch als Jünger und Apostel nicht aufgegeben. Warum dann diese scharfen Worte? auch wenn das „Hassen“, so lese ich in einem Kommentar, hier „nicht emotional verstanden“ werden muss.

Zum Verständnis verhilft uns vielleicht ein Blick auf die Umstände: Jesus hat eine Massenbewegung ausgelöst. Große Menschenmengen ziehen mit, sind dabei, sich ihm anzuschließen. Jesus möchte diese Massenbewegung dämpfen. Und darum weist er auf die ganze Tragweite hin: Mitgehen und das bisherige Familienleben fortführen: das geht nicht. Ihr müsst euch entscheiden! Überlegt euch gut, was ihr wollt!

Jesus war bestimmt kein Feind der Familie: Er sprach davon, dass Gott die Paare in der Ehe zusammengetan hat: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden ...“ Und er hat die Kinder gesegnet. Das tut keiner, der das Familienleben hasst! Aber er wusste auch, dass Familie manchmal ganz schön eng sein kann. Einmal wollten ihn seine Mutter und seine Brüder ja nach Hause holen, weil sie ihn für einen religiösen Spinner hielten. Sie verstanden ihn nicht, und er musste sich den Weg freiräumen. Das gibt es eben auch, dass wir uns unseren Glaubensweg erst einmal freiräumen müssen! Dass nicht alle „Hurra“ schreien, wenn sich jemand als Erwachsener taufen lässt oder wenn jemand in einer Gemeinde Verantwortung übernimmt. „Ach, musst du denn da Kirchenvorsteher werden?“ „Warum gehst du denn zur Kirche? Bist wohl fromm geworden?“

Ja, zum Glauben brauchen wir einen Freiraum, müssen uns manchmal losmachen von den Vorstellungen, die andere von uns haben. Denn der Glaube ist wirklich noch einmal eine ganz neue Richtung. Nicht einfach nur eine Fortsetzung von dem, was wir bislang gemacht haben. Nicht einfach nur: Mehr Engagement, mehr Einsatz und der stärkere Versuch, ein guter Mensch zu sein.

Nein, sondern mit dem Glauben ist es wie bei der Liebe: Wir geben uns ein Stückweit aus der Hand, vertrauen uns Gott an, lassen ihn machen und fragen nach den Wegen, die er für uns will. Und dazu brauche ich einen Freiraum, auch eine gewisse Freiheit von mir selbst, von dem, was ich denke und was mir wichtig ist: Nicht umsonst spricht Jesus ja auch davon, dass wir eigenen Selbst und zum eigenen Besitz eine gewisse Distanz brauchen. All das kann uns mindestens genauso in Beschlag nehmen wie die Familie.

Jesus geht es also nicht um Familienfeindlichkeit, sondern um die Freiheit, die wir zum Glauben brauchen. Und natürlich hat Nikolaus Schneider recht, dass Glaube und Familie ganz viel miteinander zu tun haben können. Wenn wir aus dem Glauben leben, dann kann das unsern Familien gut tun. Einfach, weil wir dann noch einmal eine andere Hoffnung und eine andere Kraft haben. Und nicht umsonst ist die Familie immer noch der Ort, wo die meiste Glaubensvermittlung geschieht. Wenn wir Eltern und Großeltern unsern Kindern und Enkelkindern von Gott erzählen oder mit ihnen beten, dann bringt das mehr als der beste Religions- oder Konfirmandenunterricht. Einfach, weil hier Leben und Glauben enger zusammen sind.

Auch darum ist es gut, wenn wir für Familie in allen ihren Formen eintreten. Und wenn wir zugleich den Freiraum schützen, den wir und andere zum Glauben nötig haben. In einer modernen Übersetzung (Basis Bibel) heißt der provokative Jesussatz übrigens so: „Wer zu mir kommt, dem muss alles andere unwichtig werden“. Und ich möchte ergänzen: Das gilt jedenfalls für den Zeitraum, in dem wir beten und die Bibel lesen.

Amen.

Predigt zur Konfirmation
14. und 21. April 2013
(Textgrundlage: Silbermond: Wofür)

Liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden,

ich weiß nicht, ob Ihr die Musikgruppe „Silbermond“ mögt. Aber ich denke: Das Lied hat eine ganze Menge mit Eurer Konfirmation zu tun. Steffi, die Sängerin von „Silbermond“, stellt die ganz großen Fragen: „Wofür bist Du hier? Sag, was ist dein größtes Glück?“

Ja, was ist eigentlich Euer größtes Glück? Heute geht es wahrscheinlich erst einmal um einen schönen Tag: dass alles klappt, dass Ihr Euch wohlfühlt in Eurer besonderen Kleidung, dass sich nachher alle vertragen. Und natürlich wollen wir auch das Thema Geschenke nicht vergessen! All das gehört zu diesem Tag dazu.

Aber Ihr spürt wahrscheinlich auch: Heute geht es um mehr. Heute geht es nicht nur um einen schönen Tag. Sondern heute geht es irgendwie auch um Euer weiteres Leben: „Wofür bist Du hier? Sag, was ist dein größtes Glück?“

Lange haben Eure Eltern für Euch geplant und entschieden, aber jetzt seid Ihr genau im richtigen Alter, um Euren eigenen Weg zu entdecken. Und um ihn immer mehr zu gehen. Als wir in der vorigen Woche über Eure Ziele sprachen, da habt Ihr ganz viel genannt: ein guter Schulabschluss, ein guter Job, eine eigne Familie, eigene Wohnung (oder vielleicht auch ein Haus), gute Freunde. All das kann uns beflügeln, genauso wie die neueste Playstation oder viel Geld.

Aber ich finde: Dieses Lied von Silbermond wirbelt die fertigen Pläne von der Zukunft auch noch einmal durcheinander. „Für wen stellst du dich in den Sturm? Wer dreht deine Welt, und was gibt dir den Sinn?“ Hier klingt das Lied wie ein verkapptes Liebeslied. Oder wie ein Lied über gute Freunde. Und dies Lied fragt Euch und alle, die es hören: Hast du Menschen, für die du alles riskieren würdest? „Für wen wirst du durchs Feuer gehen“?

Vieles können wir kaufen, und vieles können wir planen. Aber das eigentlich Aufregende sind doch die Menschen. Menschen, die uns in ihren Bann schlagen, mit denen wir uns auseinandersetzen, auf die wir uns verlassen können. Oder auch die Menschen, die uns brauchen: „Für wen hisst du die Fahne hoch?“ Zu wem stehst Du? Zu wem bekennt Du dich?

Nachher sagt Ihr, liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden, Euer „Ja“ zum christlichen Glauben. Wir haben dies Jawort am Donnerstag noch einmal geübt – damit es schön

einstimmig klingt. Aber jeder von Euch hat seine eigene Stimme, und Ihr habt sicherlich auch noch viele Fragen zum christlichen Glauben. Oder auch Zweifel, ob das mit Gott wirklich so ist. Solche Fragen und Zweifel sind ganz normal. Ich kenne sie aus meiner eigenen Konfirmandenzeit. Denn die Geschichte mit Gott klingt ja oft so, als ginge es da um eine andere Welt. Nur um den Himmel, aber nicht um die Erde.

Aber Ihr habt auf der Konferfreizeit ja das Lied „One of us“ kennengelernt, Euer Wunschlied in Hanstedt und beim Vorstellungsgottesdienst hier in der Kirche. Nach diesem Lied ist Jesus wirklich „einer von uns“. Ein Mensch, heute hier bei uns. Wir können ihn nicht sehen, das stimmt. Aber wir können ihn mitnehmen wie einen guten Freund. Ihn interessiert, was wir machen. Und er ist keiner, der dich verrät oder verlacht. Er hält zu dir, unbedingt. Aber er fragt Euch auch diese spannende und manchmal auch unangenehme Frage: „Wofür bist du hier? Warum schlägt dein Herz“?

Liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden, ich wünsche Euch heute einen wunderbaren Tag – und dann für Euren weiteren Weg alles Gute! Gott soll dabei sein, wenn Ihr das Leben immer weiter entdeckt! Seid neugierig. Sucht das Glück. Und hört nicht auf, zu fragen, so wie die Leute von Silbermond in ihrem Lied fragen: „Wer führt dich ans Licht, wer prägt deinen Plan vom Glück, wer ist dein Rettungsschirm, dein Mond, dein Rückenwind?“

Ich wünsche Euch, dass Ihr Gottes Rückenwind spürt. Immer.

Amen.

Glaubensbekenntnis aus Formulierungen der Konfirmandinnen und Konfirmanden 2013

Gott ist geheimnisvoll.
Er hat eine lange Geschichte.
Er hat die Welt geschaffen
und uns die Zehn Gebote geschenkt.
Wunder hat er getan
und Menschen geholfen,
Frieden zu schließen.
Außerdem ist er Jesu Vater
und hat den Tod besiegt.
Er wacht über die Menschheit.
Er hat auch mir schon geholfen
- auch ohne dass ich es gemerkt habe.

Jesus ist der Retter.

Er war ein Mensch, der vielen geholfen hat:
ein Prophet, ein Heiler, der Retter der Armen.

Menschen hat er die Augen geöffnet
und vor dem Tod gerettet.

Er war anders als andere:

Er hat sich für uns geopfert.

Er ist zu allen gerecht.

Für Gott ist er eingetreten

und hat ihm geholfen,

Frieden und den Glauben zu verbreiten.

Der heilige Geist ist Gottes gute Kraft.

Er soll uns helfen und beschützen - ein Leben lang.

Auch in aussichtslosen Situationen soll er für uns da sein.

Er führe Menschen auf den richtigen Weg

und schenke ewiges Leben.

Auch uns soll er auf unseren weiteren Wegen helfen.

Er gebe Kraft zum Verbreiten

von Frieden und Glauben.

Amen.

Ansprache beim Abendmahlsgottesdienst vor der Konfirmation

"Kann es zum Abendmahl nicht auch Pommes oder Hamburger geben?" So fragte mich vor Jahren ein Konfirmand.

Ja, liebe Gemeinde, warum eigentlich nicht? Abendmahl mit Pommes oder Hamburger. Das war für den Konfirmanden ein besonderes Essen. So kannte er es mit seinen Freunden. Da fühlte er sich wohl.

Von Euch, liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden, kam eine andere Anregung. Ihr wolltet zum Abendmahl heute abend doch mal richtiges Brot. Nicht die kleinen Oblaten. Sondern Fladenbrot. So wie das bei Jesus damals auch war, als er mit seinen Freunden zusammen saß. Und so haben wir heute auch richtiges Brot. Jeder und jede bekommt davon ab. Brot spielt in unserem Leben ja eine wichtige Rolle: das das Schulbrot, das Pausenbrot, das Abendbrot. Brot als Lebensmittel, das auch durch Pommes oder Hamburger noch nicht ersetzt ist. Mit diesem Lebensmittel hat Jesus das Abendmahl gefeiert. Ein Festessen, so wie Ihr das morgen auch habt. Natürlich gab es damals nicht nur Brot, sondern noch viele andere leckere Dinge.

Aber das Brot hat Jesus damals ganz besonders hervorgehoben. Er sagt zu seinen Freunden: „Wenn Ihr von diesem Brot esst, dann bin ich dabei. Auch in Zukunft, wenn Ihr mich nicht mehr sehen könnt.“

Ich überlege mir, warum Jesus damals das Brot genommen hat. Vielleicht auch deshalb, weil das Brot für uns wirklich kein Luxuslebensmittel ist. Brot ist für uns etwas ganz Alltägliches. Wir essen es zuhause, auf dem Schulhof oder am Arbeitsplatz.

Und genauso ist das vielleicht auch mit Jesus. Auch der Glaube an ihn ist kein Luxuslebensmittel, sondern auch was für unsern Alltag. Er bietet uns an, immer dabeizusein: Wenn wir feiern, wenn wir arbeiten, wenn es uns gut geht, aber auch wenn wir Sorgen haben.

Darum dies Stück Brot, das wir beim Abendmahl essen. Ein Alltagslebensmittel, weil auch der Glaube etwas für unseren Alltag ist. Für das ganz normale Leben mit seinen Festen, aber auch mit seinen Durststrecken.

Aber beim Brot ist mir noch etwas anderes wichtig. Brot kannst du nämlich besonders leicht teilen. Und wenn du mit anderen zusammen Brot isst, dann entsteht sofort eine Verbindung. Auch das gehört zum Abendmahl dazu: dass wir nicht nur für uns, sondern auch in der Gemeinschaft leben. Es ist schön, aber vielleicht auch ein bisschen aufregend, wenn an diesem Wochenende die ganze Familie zusammen ist. Aber das Essen kann uns auch miteinander verbinden – so verschieden wir vielleicht auch sind.

Und das gehört ja auch zum Wunderbaren beim Abendmahl: dass wir als ganz verschiedene Menschen hingehen und auch so verschieden bleiben können, wie wir sind. Und trotzdem bringt uns Jesus miteinander in Verbindung. Wir werden Menschen, die das Brot miteinander teilen. Dieses ganz alltägliche Lebensmittel. Aber wenn wir es teilen, kann es trotzdem ein Fest sein. Besser vielleicht als die größte Party mit Pommes und Hamburger.

Amen.

Ansprache zum Projektgottesdienst
Joh. 20, 1-18 **7. April 2013**
Klosterkirche Oldenstadt

Liebe Gemeinde,

dem ungläubigen Thomas bin ich zum ersten Mal als Kind begegnet. Das war während meiner Kindergartenzeit. Die Mutter eines Freunds von mir war bei uns zuhause. Und dann erzählte sie etwas aus der Familie. Und da kam auch der ungläubige Thomas vor. Sie sagte: „Da guckte Der-und-der wie der ungläubige Thomas.“

Ich kannte den ungläubigen Thomas bis dahin nicht, und so konnte ich mir auch nicht vorstellen, wie er wohl guckt. Und ich dachte mir: Das ist wohl jemand von den Katholiken. Oder jemanden, den die Katholiken besonders gut kennen. Denn die Mutter des Kindergartenfreunds war eine Katholikin. Ein besonders gutes Bild von Thomas bekam ich aber nicht.

So bin ich zum erstenmal dem ungläubigen Thomas begegnet. Dann habe ich ganz lange nichts von ihm gehört. Das heißt: Gelesen habe ich von ihm, in der kleinen, grünen Gideon-Bibel, die ich in der Schule bekam. Aber ich wusste nicht, dass dieser Thomas der ungläubige Thomas ist. Das lernte ich erst viel später.

Aber der Thomas in der Gideonbibel kam mir schon ziemlich komisch vor. Warum will er es so genau wissen? Warum will er die Wunden anfassen? Ich fasse anderen doch auch nicht einfach so in ihre Wunden!

Und schließlich lernte ich, dass der ungläubige Thomas gar nicht so heißt. Ich denke, das war in einem Gottesdienst. Da bekam Thomas plötzlich einen neuen Namen, wurde uns als der zweifelnde Thomas vorgestellt. Das gefiel mir schon besser, denn Zweifel kannte ich auch. Denken Sie nicht, dass ein Theologiestudium ohne Zweifel abgeht! Der zweifelnde Thomas: Plötzlich wurde er mir sympathisch! Ein Mensch, der Jesus mit eigenen Augen sehen und mit den eigenen Fingern anfassen will! Die andern können ja viel erzählen: auferstanden, plötzlich wieder hier!

Und so denke ich auch noch heute, dass der Zweifel zum Glauben dazugehört. Wir haben gelernt, unseren Verstand einzuschalten. Wir leben nicht mehr in einer Märchenwelt. Sondern wir fragen nach, wollen es genau wissen. Thomas ist also ein ziemlich moderner Heiliger.

Aber warum gibt ihm Jesus dann am Schluss einen über die Mütze? So jedenfalls habe ich den Satzesatz lange verstanden: „Du glaubst doch nur, weil du mich gesehen hast! Aber glücklich sind die, die mich nicht sehen und trotzdem glauben!“

Aber vielleicht ist das ja gar keine Zurechtweisung, sondern einfach ein liebevoller Hinweis: „Thomas, ich hab mich auf deinen Wunsch eingelassen. Ich bin gekommen, und du konntest meine Wunden anfassen. Jetzt weißt du, dass ich wirklich lebe. Aber so kann das nicht immer gehen. Ich kann für dich und alle, die zweifeln, nicht immer persönlich vorbeikommen. Trau dich, auch ohne diesen Krückstock zu glauben.“

Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr kommt mir hier Jesus wie ein guter Pädagoge vor. Und wenn wir es mit einem guten Erzieher zu tun haben, dann ist doch sein höchstes Ziel, dass Menschen selbständig werden, nicht mehr abhängig von ständiger Betreuung. So ist das schon, wenn Kinder laufen lernen, wenn sie sich immer mehr von der Hand der Mutter lösen. Oder wenn sie als Säuglinge gelernt haben, auch einmal ohne die Mutter einzuschlafen. Einfach, weil sie das Grundvertrauen haben, dass die Mutter auch so für sie da ist.

Unser Thomas ist also ein ziemlich moderner Heiliger. Aber er ist auch jemand, der noch etwas lernen kann. Jesus wünscht ihm dieses Grundvertrauen, damit er weitergeht auf dem Weg zu einem erwachsenen Glauben.

Ja, zum Glauben gehört der Zweifel dazu. Unseren Verstand können und dürfen wir als moderne Menschen nicht einfach ausschalten. Aber manchmal gehört zum Glauben auch das Risiko. Das gleiche Risiko, das wir eingehen, wenn wir uns verlieben oder im Leben einen neuen Anfang machen. Ein kluger Däne (Sören Kierkegaard) hat das einmal so gesagt: Der Glaube ist „das Wagestück des Herzens, in dem ein Mensch sich hinauswagt und alle Klugheit und alle Wahrscheinlichkeit aus den Augen verliert“. Also: Lasst uns dies Risiko eingehen! Aber lasst uns aus unserer Gemeinde auch immer wieder einen Raum machen, wo der zweifelnde Thomas sich ernstgenommen fühlt!

Amen.

Predigt zum Ostersonntag
31.3.2013 **Markus 16,1-8**
Klosterkirche Oldenstadt / Georgskapelle Groß Liedern

Die kleine Julia darf zum ersten Mal zur Feier der Osternacht mitkommen. Nach dem Gottesdienst fragen die Eltern: „Na, Julia, was hat dir am besten gefallen?“ Daraufhin Julia: „Dass alle gesungen haben: Hallo Julia“!

Sie lachen, liebe Gemeinde, und dazu ist Ostern auch da. Ostern ist das Fest der Freude. Ein kluger Mensch (Karl Barth) hat das einmal so auf den Punkt gebracht: „Wer die Osterbotschaft gehört hat, der kann nicht mehr mit tragischem Gesicht herumlaufen und die humorlose Existenz eines Menschen führen, der keine Hoffnung hat.“

Genauso ist es. Ostern als das Fest der Freude. Jesus lebt. Wir können einstimmen in das große Halleluja (das die kleine Julia ja auf ihre Weise verstanden hat).

Merkwürdig nur, dass wir im Osterevangelium von dieser Freude so gar nichts hören. Am Ende rennen die drei Frauen fluchtartig davon. Angst beherrscht sie, nicht Freude. Auch mit einem Witz hättest du sie wahrscheinlich nicht aufheitern können.

Wir sind es gewohnt, Ostern als ein fröhliches Fest zu sehen. Ein Fest des Lebens. Doch diese Frauen am Ostermorgen erleben – zuerst jedenfalls – das glatte Gegenteil. Ostern ist für sie das Fest einer großen Verstörung, einer großen Irritation, die sich immer mehr aufbaut.

Sie wollen zum Grab gehen – und dann sehen sie, dass der Grabstein weggerollt ist. Diese erste Merkwürdigkeit an diesem Morgen nehmen sie noch gelassen hin. Aber wie würde es uns gehen, wenn auf dem Friedhof plötzlich ein Grab wieder offenstünde?

Und dann gehen sie in die Grabhöhle hinein – und sehen im Grab einen jungen Mann sitzen, mit weißem Kleid. Wir ahnen, dass das ein Engel sein muss. Aber die Frauen sind schlicht und ergreifend nur überrascht und entsetzt. Diese Person hatten sie im Grab nicht erwartet. Sie wollten Jesu Leichnam doch einfach nur einbalsamieren. Wohlriechende Öle gegen den Tod. So, wie wir Blumen ins Grab werfen oder einen Kranz ablegen.

Aber die Verunsicherung geht weiter. Der Engel macht den Mund auf und sagt ihnen, dass Jesus gar nicht mehr da ist: „Er ist auferstanden. Er ist nicht hier.“

Als sie das hören, bricht bei den Frauen Panik aus. Fluchtartig verlassen sie die Grabhöhle, sie zittern und sind ganz außer sich. Angst verschließt ihnen den Mund. Obwohl sie den Jüngern doch eigentlich weitersagen sollen, dass Jesus lebt und in seine Heimat Galiläa

vorangegangen ist.

Ostern als Fest der Freude, als ein Fest zum Lachen? Diese drei Frauen erleben das glatte Gegenteil. Sie werden immer mehr verunsichert. Die gewohnten Abläufe haben keinen Sinn mehr: Dieser Ganz zum Grab nimmt eine ungeahnte Wendung. Mühsam haben sie sich an den Tod gewöhnt – und jetzt soll alles anders sein?

Ich bleibe dabei, liebe Gemeinde: Ostern ist ein Fest zum Lachen. Aber vielleicht können wir umso befreiter lachen, je mehr wir uns auf die Verunsicherung einlassen. Denn was ist denn, wenn die Osterbotschaft wirklich wahr ist? Wenn stimmt, was wir heute Morgen hören und feiern?

Der Tod ist dann nicht mehr die letzte Wahrheit über unser Leben. Wir sind dann wirklich „geboren, um zu leben“, wie es in einem Erfolgssong der letzten Jahre heißt. Geboren, um zu leben. Denn an einer Stelle ist das Netz des Todes ja schon gerissen. Gott hat Jesus aus dem Netz herausgeholt, und wenn wir uns an ihm festhalten, warum sollen wir dann nicht auch mit herausflutschen?

Wir haben uns an den Tod gewöhnt. Jede und jeder von uns hat das einmal schmerzhaft gelernt. Und viele von uns wissen, wie schwer das ist: einen vertrauten Menschen gehen lassen zu müssen. Und wir haben uns auch an vieles andere gewöhnt. Dass die Stärkeren gewinnen. Dass Unrecht sich durchsetzt. Dass die Kleingemachten klein bleiben. Aber was, wenn auch das nicht die letzte Wahrheit ist?

Schließlich hat Gott ja nicht irgendjemanden als erstes aus dem Netz herausgeholt. Der erste ist dieser Jesus, den sie wie einen Schwerverbrecher und Mörder ums Leben gebracht haben – obwohl er doch für Gewaltlosigkeit eintrat und Menschen heilte. Zu Ostern stellt sich Gott ganz parteiisch auf die Seite des Lebens. Die Gewalt soll nicht das letzte Wort haben, das Unrecht auch nicht. Gott stellt sich parteiisch auf die Seite derer, die unter die Räder kommen. Ostern zeigt wirklich, „wie wertvoll Leben ist“, um noch einmal den Erfolgssong zu zitieren. Und das gilt für das Leben jedes Menschen, auch derer, die wir leicht übersehen – oder übersehen wollen.

Liebe Gemeinde, ich hatte mit der kleinen Geschichte von Julia begonnen. Sie hatte das Oster-Halleluja ja auf ihre Weise verstanden: „Hallo Julia“. Wir singen und hören heute das große Gotteslob (mit allem, was die Kirchenmusik an Schönem zu bieten hat). Aber ich denke, so falsch lag die Julia mit ihrem Missverständnis gar nicht: Denn zu Ostern, da sagt Gott wirklich zu jedem und jeder von uns „Hallo“: Hallo, Ostern, ist ein Fest für dich! Hallo, du kannst aufatmen! Hallo, du kannst leben! Denn Jesus lebt und zieht dich mit. Amen.

Fürbittgebet zum Ostersonntag

Lasst uns Gott bitten und loben.

Gott, unser Vater,
du hast deinen Sohn Jesus Christus aus dem Tod geholt.
Das Netz des Todes hast du zerrissen.
Wir bitten dich:
Zerreiß das Netz des Todes doch auch heute.
Gib den Traurigen Hoffnung,
den Mutlosen Kraft,
den Mächtigen den Sinn für Frieden.
Auch unsere Toten geben wir dir in die Hand.
Du bist der große Liebhaber des Lebens.
Dafür preisen wir dich und singen:

Refrain von EG 116

Jesus, unser Bruder,
du bist der erste der Auferstandenen.
Zieh uns mit in dein Leben.
Lass uns weniger Furcht haben und mehr Hoffnung.
Lass uns weniger Sorge haben und mehr Liebe.
Lass uns deine Jüngerinnen und Jüngern sein,
Parteiläufer des Lebens.
Denn du bist die Auferstehung und das Leben.
Dafür preisen wir dich und singen:

Refrain von EG 116

Lebensatem, Heiliger Geist,
komm in unsre Lungen,
unsre Herzen.
Durchatme unsre Welt,
steck uns an mit Freude,
wecke das Osterlachen,
beflügele die Musik.
Du bist der Geist, der lebendig macht.
Dafür preisen wir dich und singen:

Refrain von EG 116

Predigt zu Karfreitag
29. März 2013 **Mt. 27,33-50**
Klosterkirche Oldenstadt / Georgskapelle Groß Liedern

"Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen". Diese Frage aus der Kreuzigungsgeschichte geht mir nicht aus dem Sinn. Da schreit ein Mensch. Er ist allein. Er ist ausgeliefert. Alle treiben sie mit ihm ihren Spott. Gewalt und Bosheit toben sich an ihm aus. In den Wein, der die Schmerzen lindern soll, haben sie Galle gemischt. Und dann lästern sie mit Bibelversen: „Er hat Gott vertraut! Der erlöse ihn nun, wenn er Gefallen an ihm hat.“ Die Menschen schreien, und der Himmel bleibt stumm.

„Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen“. Diese Frage prägt sich tief bei mir ein. Und vielleicht, liebe Gemeinde, haben Sie auch schon einmal so gefragt. In einer auswegslosen Situation. Nach einer großen Enttäuschung. Oder tief in der Trauer. „Warum bist du nicht da, Gott? Warum hältst du nicht zu mir, wenn ich Dich brauche?“ Auf dem Kreuzigungsberg ist Gott ganz weit weg. Und manchmal ist das in unserem Leben auch so.

Wir haben gelernt, Gott mit dem Guten in Verbindung zu bringen. Mit Segen, Frieden und Gerechtigkeit. Aber was ist, wenn wir oder andere das glatte Gegenteil erleben? Was ist, wenn Leben scheitert, wenn Unrecht siegt, wenn Bosheit oder Gewalt die Oberhand gewinnen? Wo ist Gott dann?

Ich weiß nicht, wie viele Menschen in den Kriegs- und Krisengebieten jetzt so nach Gott fragen. Die Syrer, die jetzt schon zwei Jahre lang unter einem aussichtslosen Bürgerkrieg leiden. Die bedrohten Christen in manchen Ländern der arabischen Welt, die nicht wissen, ob sie sich auf Ostern freuen dürfen. Oder die Jugendlichen in Griechenland oder Spanien, die für sich keine Arbeit und keine Zukunft finden.

Mit seiner Frage am Kreuz kommt mir Jesus wie ein Sprachrohr vor, wie ein Sprachrohr für die lauten oder leisen Fragen unserer Welt: „Warum ist Gott soweit weg? Warum ist das Böse so stark? Warum kommt keine Hilfe?“

Jesus ist am Kreuz ganz ehrlich. Keine Beschönigung. Das Leiden ist Leiden. Und wenn der Himmel stumm ist, dann ist er stumm. Wir müssen uns das nicht schönreden, weil Jesus es auch nicht schönredet. Wir müssen nicht frommer tun als er.

Bei Jesus kommt ja noch dazu, dass er nicht irgendwer ist. Der Sohn Gottes soll er sein. Die Spötter unter dem Kreuz halten ihm das ständig unter die Nase: „Wenn du Gottes Sohn bist, dann steig doch vom Kreuz herunter!“ „Wenn du zu ihm gehörst, dann soll dich Gott jetzt retten.“

Schlimmer lässt sich mit einem Menschen nicht spielen. Und das Gemeine ist ja: Dieser Spott trifft Jesus an der empfindlichsten Stelle. Vielleicht gibt er den Spöttern ja insgeheim sogar recht und fragt sich auch: War das nicht alles nur eine Einbildung? Seine Gottesnähe. Diese Stimme vom Himmel, damals bei der Taufe am Jordan: „Du bist mein geliebter Sohn“.

So kann auch für uns plötzlich alles auf dem Spiel stehen: unser Vertrauen, unser Selbstbewusstsein, unsere Mission. Oder auch der Glaube, der uns bislang getragen und gehalten hat. Gehöre ich noch zu Gott? Kennt er mich noch, oder bin ich ihm egal? Oder ist Gott überhaupt egal, was sich hier unten abspielt?

Am Karfreitag, liebe Gemeinde, steht die dunkle Seite unserer Wirklichkeit im Vordergrund. Wir denken an die Leidensgeschichte Jesu – und an die vielen anderen Leidensgeschichten heute in unserer Welt. Und wir verschweigen nicht, dass auch wir manchmal wie vor einem verschlossenen, stummen Himmel stehen.

Aber wenn ich mir die Leidensgeschichte genauer anschau, dann geht es da nicht nur um Gleichgültigkeit, Gewalt und Tod. Nein, sondern ich finde da auch eine Gegenströmung, so etwas wie einen Wärmestrom, der aus dieser hoffnungslosen Geschichte doch noch etwas anderes macht.

Denn mitten in dieser Leidensgeschichte hören wir von ganz merkwürdigen Dingen: Erst kommt eine Finsternis übers Land. Sie kommt, als sie Jesus verspotten, und bleibt, bis er stirbt. Ich weiß, für uns ist das schwer vorstellbar: Aber die Schöpfung trauert mit. Die Welt Gottes ist nicht gleichgültig, sondern sie hat Mitleid.

Und nach dem Tod Jesu geht es weiter: Der Tempelvorhang wird zerrissen, so hören wir, die Erde ins Beben versetzt, Felsen werden zerspellt, Gräber geöffnet, und verstorbene Heilige werden wieder erweckt. Die Welt spielt verrückt, bisher feste Ordnungen sind plötzlich gesprengt.

Bislang trennte der Tempelvorhang das Allerheiligste von der unreinen Welt. Und bislang konnte man sich darauf verlassen, dass die Erde feststeht und die Toten tot sind. Aber jetzt spielt die Welt verrückt. Schließlich geht es soweit, dass der römische Hauptmann und sein Hinrichtungskommando bekennen: „Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen!“
Wohlgemerkt: das sind dieselben, die eben noch seine Kleider unter sich aufteilten!

Welch ein Wechsel, liebe Gemeinde! Mitten in diese Todesgeschichte kommt Leben hinein. Jesus ist nicht mehr das entwürdigte Opfer, sondern Gottes Sohn. Auch die Gegner erkennen, wer er ist. Sie begreifen, dass Gott seine Hand hier im Spiel hat, und dass der Allerhöchste sich zu dem erniedrigten Opfer am Kreuz bekennt.

Gott ist das Geschehen auf Golgatha also ganz und gar nicht egal. Sondern er leidet mit, als Jesus leidet – die Sonne unter Trauerflor. Auch wenn Jesus das in dieser Situation wahrscheinlich nicht merkt: Er hat es doch mit einem mitleidenden Gott zu tun. Der Himmel ist stumm, aber nicht aus Gleichgültigkeit, sondern aus Trauer.

Ich meine: So dürfen und sollen wir auch heute davon ausgehen, dass Gott kein Leiden egal ist. Und wenn uns Gott zu schweigen scheint, wenn er uns desinteressiert vorkommt, dann schweigt er vielleicht vor Schmerz. Und vielleicht ist es dann unsere Aufgabe, dieses schweigende Mitleid in die Tat umzusetzen. Immerhin reicht einer der Soldaten Jesus ja noch einen Schwamm mit Essig, den Gnadentrunke, ohne Essig. Wenigstens einer, der sein Mitleid entdeckt. Oder sich von Gottes Mitleid erschüttern lässt.

Aber die Passionsgeschichte geht noch einen Schritt weiter: Ich denke da an den zerrissenen Vorhang im Tempel, der den Gottesbereich früher von der Welt trennte. Mit dieser Trennung ist es jetzt vorbei. Durch Jesus, den Gekreuzigten, ist Gott jetzt ganz in der Welt. Er hält sich nicht mehr heraus, sondern er identifiziert sich mit uns. Mitten im Leiden, Fragen, Zweifeln ist er dabei. Kein Gott über der Wirklichkeit, sondern in der Wirklichkeit drin. Seit Weihnachten ist Gott auf dem Weg zur Welt, und heute, am Karfreitag, taucht er ganz in die Welt ein.

Franziskus, der neue Papst aus Argentinien, hat in den vergangenen Tagen und Wochen die Kirche mehrfach dazu aufgefordert, aus den gewohnten Mauern herauszugehen und sich „an die Grenzen der menschlichen Existenz“ zu begeben. Dorthin, wo es Menschen mit Sünde, Schmerz, Ungerechtigkeit, Ignoranz, fehlender Glaubenspraxis und jeglichem Elend zu tun haben. Bemerkenswerte Worte, finde ich. Denn genauso ist Jesus ja an die Grenzen gegangen, hat sich das Leid und die Gottesferne nicht erspart.

Ich weiß: Das alles wischt die schmerzvolle Frage nach Gott nicht weg. Auch nach Karfreitag ist dieser Ruf „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ ja nicht einfach aus der Welt. Aber nach Karfreitag müssen wir uns für diesen Ruf nicht schämen. Und wir können uns darauf verlassen, dass Gott sich vom Leid der Welt und damit auch von unseren Leiden anrühren lässt. Er weiß, wie sich Einsamkeit und Gottesferne anfühlen. Er weiß, wie wertvoll und verwundbar unser Leben ist. Mit Haut und Haaren lässt er sich darauf ein.

Und das ist vielleicht das Tröstliche an diesem Tag: Mitten in der Unmenschlichkeit – diese Menschlichkeit Gottes! „Ja wirklich, dieser ist Gottes Sohn!“ Amen.

"Leidenswege"
Andacht für den regionalen Gemeindebrief "Mittendrin" Uelzen
März - Mai 2013

Liebe Leserin, lieber Leser!



Dieses Bild (Foto: Ulrich Ahrensmeier) zeigt eine Szene am Strand. Der nasse Sand ist von Spuren durchfurcht. In der Mitte Menschen, die zu Boden gegangen sind. Einer liegt. Ein anderer versucht sich mühsam aufzurichten. Ein dritter kauert und sieht hin. Und dann die Frau im roten Pullover, die die Hand vors Gesicht hält. Ich frage mich, was ihr die Stimme verschlägt...

Im Hintergrund zwei Menschengruppen. Schwarz und beunruhigend. Ob sie näherkommen oder weggehen? Ob sie helfen oder drohen?

Dieses Kanzelbild, das der Künstler Hermann Buß 2006 für die Oldenstädter Kirche geschaffen hat, lässt vieles offen. Gerade darum können sich in diesem Bild viele wiederfinden. „Das erinnert mich an die Flucht über das Haff“, hörte ich jemanden vor diesem Bild. Andere dachten an Mobbing, eine Szene wie auf einem Schulhof. Dem Künstler selbst standen hier die Fernsehbilder vor Augen: Schiffsflüchtlinge, die über das Mittelmeer kommen. Ihre Landung an fremder Küste. Bei uns in Europa.

Aber ein solches Kanzelbild löst auch Gegenwehr aus. Nicht allen gefällt es. Es ist nicht leicht, das Leid immer vor Augen zu haben. Weil es uns nah geht, manchmal über den Kopf wächst. Zu sehr können eigene Erfahrungen einen herunterziehen. Wo bleibt das Positive, der

gute Ausgang?

Und wirklich: Ein guter Ausgang springt auf diesem Bild nicht ins Auge. Auch beim zweiten Blick nicht. Aber dann schaue ich noch einmal auf den Mann, der sich niederkauert: Er sieht hin, nimmt Anteil. Manchmal tut das gut, wenn andere nicht einfach nur vorbeischaun. Sondern mit-leiden, hinhören, hinsehen. „Geteiltes Leid ist halbes Leid“.

Dieses Kanzelbild macht Leiden öffentlich, zeigt „Gekreuzigte unserer Zeit“ (Buß). Das hilft, sich nicht daran zu gewöhnen. Das hilft, zu helfen – oder sich in der Not nach Hilfe auszustrecken.

In der Bibel hören wir von einem Gott, der die Leidenden nicht übersieht. Parteiisch schaut er hin: Freiheit soll sein! Und jetzt, in den Wochen vor Ostern, hören wir die Geschichte von Jesus. Ein Leidensweg, der Gott an die Seite der Leidenden bringt. Er will mittragen, was Menschen alleine nicht aushalten.

Ja, weil Gott hinsieht, müssen wir nicht wegsehen.

Weihnachten geht weiter
"Wort zum Sonntag " für die Allgemeine Zeitung Uelzen, 6.1.2013

Wenn Sie diese Zeilen lesen, liegt Weihnachten gefühlt schon wieder lange zurück. Ein neues Jahr hat begonnen. Die Arbeit greift wieder nach uns, und die Schule geht am Montag auch wieder los.

Dass Weihnachten so schnell verblasst, hat mich schon als Kind wehmütig gestimmt. Wie habe ich die Griechen oder Russen dafür beneidet, dass sie am 6.1. Weihnachten feiern! Gleich zweimal Weihnachten – das wärs doch!

Dieser kindlichen Phantasie kommt unser westlicher Kalender leider nicht entgegen. Und trotzdem müssen auch wir die Weihnachtslichter noch nicht wegstellen. Morgen wird in unseren Kirchen das Fest „Erscheinung des Herrn“ (Epiphania) gefeiert. Da geht es um die Heiligen drei Könige, aber auch um die Taufe Jesu. Beidesmal tritt Jesus ans Licht, und Menschen erkennen, wer er ist.

Weihnachten geht weiter, und die Geschichten vom größerwerdenden Jesus können uns in unseren Alltag hinein begleiten. Dann kann es selbst im Blütenmonat Mai plötzlich wieder weihnachtlich werden – ganz ohne Tannenbaum und Lichterbogen. So habe ich es erlebt, als sich damals ein Lied aus dem Neuen Testament bei mir festhakte (2. Timotheus 1,9-10) und ich nicht anders konnte, als daraus einen Weihnachtshymnus zu machen:

Lang versprochen

Lang versprochen, jetzt erschienen:
heut feiern wir das neue Licht.
Rettung kommt, wir sind gerufen.
Nicht mehr unsre Leistung zählt.
Gnade herrscht mit langem Atem:
Gott hat uns erwählt.

Lang versprochen, jetzt erschienen:
heut feiern wir das neue Licht.
Leuchtet hell, strahlt aus von Jesus,
ist viel stärker als der Tod.
Leben kommt, ganz unzerstörbar.
Ja, dies Wort ist gut.

Liedpredigt zur Christnacht 2012
(zum Lied: Dies ist die Nacht der Engel, EG 545)

1. Dies ist die Nacht der Engel,
der Stimme Gottes überm Feld.
Wer hört das Wort
wer nimmt es an,
das Wort der Freude
das Wort des Friedens
für dich und mich und alle Welt?

Diese Nacht, liebe Gemeinde, rührt mich jedes Jahr wieder an. Der Weg durch die Dunkelheit in die Kirche. Die Stille hier. Der Eindruck, dass wir endlich Zeit haben. Wir müssen nichts mehr vorbereiten. Der Trubel liegt hinter uns, und wir können endlich zur Ruhe kommen. In der Stille kommen die Fragen. Was ist das eigentlich für eine Nacht? Warum feiern wir sie? Lohnt sich die unausgesprochene Erwartung, die wir wahrscheinlich alle an diese Nacht haben?

In der Stille kommen die Fragen. Und dazu gesellen sich auch noch die Fragen, die das Lied uns stellt. „Wer hört das Wort, wer nimmt es an, das Wort der Freude, das Wort des Friedens für dich und mich und alle Welt?“

In dieser Nacht steht ein Wort im Raum. Die Weihnachtsgeschichte – wir haben sie vorhin gehört. Wir kennen sie. Wir haben sie schon so oft vernommen. Sie geht ins Ohr wie schöne Musik, die wir häufig gehört haben.

Aber das Lied erinnert daran, dass diese Geschichte einmal ganz neu war. Der Gesang der Engel, „die Stimme Gottes überm Feld“. Das war einmal ganz neu, ganz unverbraucht: „Siehe, ich verkündige euch große Freude! Denn euch ist heute der Heiland geboren ...“ Und dann der große Chor: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden...“

Viele von uns können diese Worte fast auswendig. Aber der Lieddichter will, dass wir das alles noch einmal ganz neu hören. Denn das sind „Worte für dich und mich und alle Welt“. Sind wir bereit, uns durch dieses Lied in die alte Weihnachtsgeschichte noch einmal neu hineinziehen zu lassen?

2. Dies ist die Nacht der Hirten,
der Armen, die vergessen sind.
Zu ihnen grad
zu ihnen kommt
das Wort der Freude,
das Wort des Friedens,
der Engelruf: Lauft zu dem Kind!

Die ersten Menschen, die Weihnachten feiern, sind die Hirten. Auch daran haben wir uns gewöhnt. Aber die Hirten haben mit der Schäferromantik nichts zu tun. Sondern sie sind

wirklich „die „Armen, die vergessen sind“. Einfache Leute. Draußen unterwegs. Ohne großes Ansehen. Leute, die nach ihren Tieren riechen.

Ich frage mich, an wen sich die Weihnachtsbotschaft heute als erstes richten würde?

Vielleicht würde Gott heute bei den Menschen in einer Sozialwohnung anfangen. Oder bei den Flüchtlingen aus Syrien, die in den übervollen Lagern kampieren.

Gott fängt bei den Menschen mit Weihnachten an, die Weihnachten am ehesten brauchen.

Und kennen auch wir Zeiten unseres Lebens, in denen wir uns arm und vergessen fühlen ...

Kurt Rose, so heißt der Dichter dieses Liedes, hat solche Zeiten mehrfach erlebt. Er kannte seelische, aber auch materielle Armut. 1908 in Bernburg an der Saale geboren, verliert er seinen Vater im Ersten Weltkrieg. Als seine Mutter wieder heiratet, ist mit dem Stiefvater kein Auskommen. Darum geht er nach dem Studium ins Ausland, in die Türkei. Darum schlägt er sich als Hauslehrer und Zimmermann durch.

Später weicht er dem nationalsozialistischen Deutschland aus, das ihm und seiner Frau zuwider ist. Die beiden gehen nach Finnland, aber dort fassen sie keinen Fuß. Als Deutsche werden sie mit den Nazis in einen Topf geworfen, und mit den Übersetzungen finnischer Dichtung, die Kurt Rose anfertigt, kann er sich nicht über Wasser halten. So kehren seine Frau und er wieder nach Deutschland zurück. Er bekommt eine Stelle in einem Archiv, kann schreiben, aber kaum veröffentlichen. Was er schreibt, passt wohl nicht in die offizielle Linie. Wenig später wird Rose als Soldat für den Weltkrieg eingezogen.

Ein Leben mit Umwegen und Hindernissen, ganz bestimmt. Wer solche Umwege und Hindernisse erlebt, für den sind „Freude“ und „Frieden“ keine leeren Worte, nicht „Friede, Freude, Eierkuchen“.

Um solche Oberflächlichkeit geht es in dieser Nacht nicht. Sondern in dieser Nacht feiern wir, dass der „Engelruf“ „grad“ zu denen kommt, die ihn brauchen. Heute Nacht rücken die Vergessenen ins Licht, weil Gott sie nicht vergisst.

3. Dies ist die Nacht der Weisen,
der Fernen, die den Stern gesehn -
die Reise geht
dem Lichte zu,
zum Stern der Freude,
zum Stern des Friedens,
bis sie im tiefen Stalle stehn.

Der Blick geht weiter zu den „Weisen“, diesen Sterndeutern aus dem Osten. Sie sind gutausgebildete Leute, Priester vielleicht. Aber vor allem sind sie von der Weihnachtsgeschichte erst einmal weit entfernt. Sie müssen sich auf die „Reise“ machen, um dabei zu sein. Anders als die Hirten haben sie einen weiten Weg.

Diese Sterndeuter aus dem Osten erinnern mich daran, dass ja auch heute nicht alle Menschen gleich nah an Weihnachten dran sind. Manchen ist Weihnachten fremd, weil sie es nicht

kennen. Aber wir müssen gar nicht aus einer anderen Kultur kommen oder atheistisch aufgewachsen sein ... Auch Menschen, die Weihnachten kennen, können von Weihnachten heute weit entfernt sein. Vielleicht hat da jemand zu Weihnachten eine tiefe Enttäuschung erlebt. Oder das Fest ist ihm einfach zu kindlich – das Gefühl: Als Erwachsener komme ich da gar nicht vor...

Wie gesagt: Die Sterndeuter aus dem Osten waren weit von Weihnachten weg. Aber dann muss etwas Besonderes passiert sein. Sie sehen „den Stern“ - und machen sich auf die „Reise“. Sie haben sicherlich schon tausend Sterne gesehen, aber etwas an „dem Stern“ muss ihre Neugier geweckt haben. Sie packen ihre Sachen und brechen auf. Immer „dem Lichte zu“, wie es im Lied heißt.

Der Lieddichter Kurt Rose kannte diese Neugier auch. Er reiste nicht nur ins Ausland, um der schwierigen Situation zuhause zu entkommen. Sondern in einem Lebensbericht schreibt er ausdrücklich von der „Sehnsucht nach mehr Welterleben“, die ihn und seine Frau in den 1930er Jahren nach Spanien trieb. Lange vor den Zeiten des Massentourismus gingen sie nach Barcelona, wo die beiden in verschiedenen Berufen arbeiteten; Kurt Rose studierte außerdem Spanisch.

Die „Sehnsucht nach mehr Welterleben“, die Vermutung, dass es in der Welt mehr gibt, als wir kennen: Das ist wahrscheinlich auch die Hoffnung, die wir von unseren Reisen und Aufbrüchen kennen. Manchmal ist diese Sehnsucht mehr eine Ahnung als ein Wissen. Auch wenn wir unsere Reisen heute gut planen – was wäre eine Reise ohne die eine oder andere Überraschung?

Und so wissen die Weisen aus dem Osten am Anfang wahrscheinlich auch nicht, was sie am Ende erwartet. Als sie in Bethlehem ankommen, ist alles noch einmal ganz anders. Die ganze Zeit haben sie nach oben auf den Stern geschaut. Und jetzt stehn sie „im tiefen Stalle“, bücken sich und schau'n nach unten. Weihnachten, eine ganz neue Entdeckung für sie. Wer weiß, ob wir Weihnachten in diesen Tagen nicht auch noch einmal ganz neu entdecken?

4. Dies ist die Nacht des Kindes,
das arm und reich zu gleicher Zeit.

Wer fragt nach ihm
wer geht hinein,
ins Reich der Freude,
ins Reich des Friedens,
ins arme Haus der Herrlichkeit?

Am Schluss erst rückt in diesem Lied das Kind in den Mittelpunkt: „Dies ist die Nacht des Kindes ...“ Aber der Dichter malt keine weihnachtliche Idylle aus. Sondern er stellt wieder sehr genaue Fragen, möchte wissen, wie wir's mit dem Kind halten: „Wer fragt nach ihm, wer geht hinein, ins Reich der Freude, ins Reich des Friedens, ins arme Haus der Herrlichkeit?“ Der Dichter fragt uns, weil das Kind keinen zwingt. Wir müssen nicht hineingehen, wir können auch vor Weihnachten stehen bleiben. Aber wir haben mehr davon, wenn wir

hineingehen. So jedenfalls hat Kurt Rose das erlebt. Er und seine Frau entdecken den christlichen Glauben erst in der Mitte ihres Lebens. Was die beiden damals bedrängt, ist die Schuld der NS-Zeit: Sie waren an den Verbrechen nicht beteiligt, ja. Aber nach dem Kriegsende bewegt sie die Frage, ob nicht auch ihre „Nischenhaltung“ schon Schuld war. Im Glauben finden sie einen Neuanfang, und so schreibt Rose hier vom „Reich der Freude und des Friedens“, in das wir eingeladen sind. Gott kann uns auch nach Schwerem einen Neustart schenken, eine „Umkehr“, wie Rose das an anderer Stelle nennt. Und diese Umkehr ist bei Rose nicht nur Schall und Rauch, sondern sie hat Folgen: Der Dichter wird Religionslehrer, lässt sich zum Predigthelfer ordinieren. Und noch im Ruhestand, den er zuletzt in Celle verbringt, schreibt er christliche Lieder und Musicals.

Eine Umkehr, ein Neustart. Und der Inbegriff für diesen Neustart ist das Kind. Der Dichter nennt es „arm und reich zu gleicher Zeit“. Eigentlich ist das ein Widerspruch in sich selbst. Wie kann ein Kind beides zugleich sein? Aber der Dichter hält an dieser paradoxen Formulierung fest, unterstreicht sie noch einmal am Schluss seines Liedes, wenn er vom „armen Haus der Herrlichkeit“ spricht.

Auch das ein Widerspruch in sich selbst. Aber anders können wir das Geheimnis von Weihnachten wohl nicht auf den Punkt bringen. Ein einfacher Stall wird der Ort für Gottes Herrlichkeit, und ein Menschenkind ist von Gott so voll, dass es davon abgibt - „arm und reich zu gleicher Zeit“.

Sie merken, liebe Gemeinde: Es fällt schwer, das Wunder dieser Nacht zu verstehen. Wenn Himmel und Erde sich begegnen, dann können wir das nicht in logische Sätze packen. Aber wir müssen es auch nicht – jedenfalls dann, wenn wir dies Lied ernstnehmen. Es reicht, dass wir nach dem Kind fragen und in den Stall hineingehen – „wer fragt nach ihm, wer geht hinein?“

Weihnachten ist ein Fest für unsere Neugier. Die Weisen aus dem Osten waren neugierig. Kurt Rose und seine Frau waren es auch.

Lassen Sie uns auch neugierig sein und entdecken, wo Gott bei uns zur Welt kommen will. Wie gesagt: Überraschungen sind nicht ausgeschlossen!

Amen.

Predigt am Volkstrauertag 2012, Oldenstadt

Lieber Herr Bürgermeister, liebe Vertreter des Ortsrats und der Oldenstädter Vereine,
liebe Gemeinde!

Meist übersehen wir sie, die Soldatendenkmäler in unseren Orten. Sie gehören dazu. Wir haben uns daran gewöhnt.

Heute, am Volkstrauertag, rücken sie für eine kurze Zeit in den Mittelpunkt. Auch wir werden nachher herausgehen und die drei Kränze am Denkmal vor der Kirche niederlegen. Dann schauen wir vielleicht auch das Denkmal einmal genauer an, versuchen einige Namen zu entziffern. Und vielleicht entdecken wir Nachnamen, die uns bekannt vorkommen, weil in unserer Straße jemand so heißt, und weil das vielleicht sein Vater oder sein Großvater ist, um den auf diesen Steinen getrauert wird.

Und vielleicht sehen wir uns dann auch die Inschriften noch einmal genauer an. Wie wird der Tod der Kriegsoffer kommentiert, gedeutet, verstanden? Das große Denkmal in Oldenstadt nennt uns einfach nur die beiden Daten 1914-1918 und 1939-1945. Die Jahreszahlen des Ersten und des Zweiten Weltkriegs. Und dann heißt es darunter auf einer der vier Tafeln mit den vielen Namen: „Unseren Gefallenen“.

Ich finde, das klingt sehr nüchtern und knapp. Das klingt so, als habe der Krieg den Menschen die Sprache verschlagen. Die Worte fehlen, weil die Erschütterung einfach zu groß ist. Die vielen Opfer, die große Zerstörung.

Auf vielen Denkmälern finden wir auch Worte aus der Bibel. „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben“: Das ist ein Vers, der auf vielen Denkmälern steht. Gerade nach dem Ersten Weltkrieg war er sehr verbreitet.

Zufälligerweise gehört dieser Bibelvers heute zu unserem Predigttext. Und so will ich mir diesen Spruch zusammen mit Ihnen und Euch ein wenig genauer ansehen. Heute, am Volkstrauertag 2012, 67 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg. An einem Morgen, an dem uns die Nachrichten wieder mit Kriegsmeldungen aus dem Nahen Osten konfrontieren.

„Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben“. Warum haben unsere Vorfahren diesen Vers auf die Denkmäler gesetzt? Sie hatten ihre Männer, Väter oder Brüder verloren. Vielleicht tröstete sie das Wort von der „Krone des Lebens“ – ein Hoffnungsbild. Und vielleicht dachten sie beim „getreu bis an den Tod“ auch an die Gehorsamstreue eines Soldaten. Frei nach dem Motto: Er tat seine Pflicht.

Heute, Jahrzehnte später, kommt uns dieser Bibelvers auf den Denkmälern fremd und unpassend vor. Jedenfalls geht mir das so. Denn wir wissen ja von den Verbrechen, an denen die Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg beteiligt war. Wir haben gelernt, dass Treue und Gehorsam nicht alles entschuldigen. Die Treue ist kein Selbstzweck. Sondern es kommt ja darauf an, wem ich mich verpflichtet fühle. Welchen Menschen und welchen Werten. Ich habe Soldaten aus dem Zweiten Weltkrieg kennengelernt, denen nach dem Krieg die Augen aufgegangen sind. Sie haben bitter erkannt, wem sie da gedient haben, und in welchen Krieg sie gezogen sind. Ja, es kommt darauf an, wem wir uns verpflichtet fühlen und wem wir treu sind.

„Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben“. In diesem Satz aus dem letzten Buch der Bibel geht es um die Treue zu Jesus. Dem Seher Johannes steht eine Gemeinde vor Augen, die bedrängt wird. Alle sind gegen sie und machen sich über ihren Glauben lustig. Die Christus-Anhänger werden verspottet und verlacht. Und wenn die Regierung es so will, werden sie auch vor Gericht gebracht und zum Tode verurteilt. Darum die Aufforderung zur Treue bis zum Tod.

Heute müssen wir als Christenmenschen nicht mehr Tod und Verfolgung fürchten - jedenfalls in Europa nicht mehr. Und trotzdem ist es auch heute nicht leicht, der Sache von Jesus treu zu bleiben. Denn Jesus hat ja die Hoffnung gepredigt, und wir hören immer wieder die hoffnungslosen Nachrichten aus dem Nahen Osten. Er hat zur Feindesliebe aufgerufen, und wir merken, wie der rechte Hass in unserer Gesellschaft wieder wächst (Nazi-Schmierereien haben wir ja jetzt auch in Uelzen). Er hat die Friedensstifter ermutigt, und wir merken in Afghanistan, wie kompliziert das mit dem Frieden ist.

Ja, manchmal scheint es viel leichter, sich entmutigen zu lassen, als an der Hoffnung auf mehr Frieden und Gerechtigkeit festzuhalten. Aber dann lasst uns daran denken, wem unsere Treue als Christenmenschen gelten soll und darf. Denn Jesus ist ja kein abstraktes Prinzip, nicht ein anderes Wort für Frieden und Nächstenliebe. Sondern er ist eine konkrete Person. Und von dieser Person sagt der Seher Johannes in seinem Brief an die bedrängte Gemeinde: „Er war tot und ist lebendig geworden“. Bei Jesus haben wir es mit einer lebendigen Kraft zu tun. Jesus und seine Hoffnung auf Frieden: die sind einfach nicht totzukriegen. Die sind stärker als die Hoffnungslosigkeit, stärker als die Gleichgültigkeit auch.

Und wir können etwas von seiner Kraft spüren, wenn wir den Türken- oder Judenwitz am Arbeitsplatz nicht einfach so stehen lassen, sondern deutlich widersprechen. Wenn wir uns bei der Prügelei auf dem Schulhof dazwischenstellen. Und wenn wir die Kriegsbilder aus dem Fernsehen nicht einfach hinnehmen, sondern die Betroffenen und die verantwortlichen Politiker in unser Gebet nehmen.

An das Kriegerdenkmal in unserer Ortsmitte haben wir uns gewöhnt. Heute geht es darum, dass wir uns an den Krieg und die Gewalt unserer Zeit nicht gewöhnen.

Und der Friede Gottes ...

Predigt
am 14. Sonntag nach Trinitatis
1. Thess. 1,2-10 **9.9.2012**

Liebe Gemeinde!

Kennen Sie auch den Spruch: „Nicht getadelt ist gelobt genug“? Wenn ich diesen Spruch höre, dann steht mir ein bestimmter Typus von Chef vor Augen: ein Chef, der die Leistung seiner Mitarbeiter als bloße Selbstverständlichkeit nimmt. Wenn er etwas zu ihrer Arbeit sagt, dann kommt Kritik. Denn wenn sie ordentlich arbeiten, dann tun sie ja nur ihre Pflicht.

Und diese Haltung gibt es nicht nur bei Chefs. Auch Lehrerinnen, Eltern und Kollegen sind davon nicht frei. Und Pastoren ganz bestimmt auch nicht. „Wann haben Sie Ihr Kind zum letzten Mal gelobt?“ So lautet eine Frage aus der Erziehungsliteratur. Wir Menschen brauchen Lob, wir sind darauf angewiesen, dass unsere Leistungen nicht kommentarlos übersehen werden.

Das hat inzwischen auch die Wirtschaft verstanden. In den Büchern für Manager ist „Wertschätzung“ das neue Zauberwort. Mitarbeiter sollen wertgeschätzt und wahrgenommen werden. Im Internet las ich die Meldung: "Anerkennung von Leistung im Job ist Mangelware. Hier haben die Unternehmen eindeutig Nachholbedarf. Führungskräfte können diesem Missstand entgegenwirken, indem sie regelmäßig und öffentlich die Leistung ihrer Belegschaft hervorheben. Dazu sollten sie verstärkt geschult werden, um solche Wertschätzungen gegenüber Mitarbeitern erfolgreich kommunizieren zu können." (<http://www.business-wissen.de/mitarbeiterfuehrung/motivationsbremse-mitarbeiter-erhalten-zu-wenig-wertschaetzung/>)

Sie hören: Das klingt reichlich technisch. Die Manager sollen noch etwas lernen, neben der Betriebswirtschaftslehre und dem Wirtschaftsrecht. Wertschätzung als reiner Lernstoff.

Kein Wunder, dass manche das Wort „Wertschätzen“ schon gar nicht mehr hören können. „Immer soll ich loben – auch dann, wenn es gar nichts zu loben gibt“. Das habe ich aus dem Mund von Vorgesetzten gehört. Aber auch die Mitarbeitenden fragen sich: „Ist dies neue Loben wirklich echt? Oder ist das nur eine Masche?“ Ich erlebe das auch in unserer Kirchengemeinde, wenn verdiente Mitarbeiter nicht wollen, dass ihre Pastoren so große Worte machen.

Darum die Frage: Wie loben wir richtig? Wie kann ein Wertschätzen aussehen, das nicht nur eine hohle Formel ist?

Diese Frage, liebe Gemeinde, gebe ich an unseren heutigen Predigttext weiter. Da schreibt

Paulus im 1. Brief an die Gemeinde in Thessaloniki:

2 Wir danken Gott immerzu für euch alle, wenn wir in unseren Gebeten an euch denken.

3 Vor unserem Gott und Vater erinnern wir uns stets voll Dank daran, was als Frucht eurer Gemeinschaft mit Jesus Christus, unserem Herrn, bei euch herangereift ist: wie bewährt euer Glaube ist und wie aufopfernd eure Liebe und wie unerschütterlich eure Hoffnung.

4 Gott liebt euch, Brüder und Schwestern,² und wir wissen, dass er euch dazu erwählt hat, ihm zu gehören.

5 Denn als wir euch die Gute Nachricht verkündeten, geschah das nicht nur mit Worten, sondern auch mit Taten, in denen sich die Macht Gottes zeigte, mit dem Beistand des Heiligen Geistes und mit voller Überzeugung. Ihr wisst ja, wie wir unter euch gelebt und gewirkt haben, um euch die Rettung zu bringen.

6 Ihr aber seid unserem Vorbild gefolgt und damit dem Vorbild unseres Herrn. Obwohl ihr schwere Anfeindungen ertragen musstet,³ habt ihr die Botschaft mit der Freude angenommen, die der Geist Gottes schenkt.

7 So seid ihr ein Vorbild für alle Glaubenden in Mazedonien und Achaia geworden.

8 Und nicht nur dorthin ist die Botschaft des Herrn von euch aus gelangt;⁴ es hat sich auch überall sonst herumgesprochen, dass ihr euch Gott zugewandt habt. Wir brauchen niemand etwas davon zu erzählen.

9 Wo wir auch hinkommen, sprechen sie davon, was für ein segensreiches Wirken wir unter euch entfalten konnten. Überall erzählen sie, wie ihr euch von den Götzen abgewandt habt, um dem wahren und lebendigen Gott zu dienen –

10 und wie ihr nun vom Himmel her seinen Sohn erwartet, den er vom Tod auferweckt hat: Jesus, der uns vor dem bevorstehenden Gericht rettet.

Das klingt nach einer Riesenportion Wertschätzung, liebe Gemeinde. „Wir danken Gott immerzu für euch alle“: Größer kann Lob eigentlich kaum ausfallen. Und so liegt der Verdacht nahe, dass das auch nur so eine Formel ist. Und dass Paulus die Gemeinde in Thessaloniki auf diese Weise bei der Stange halten will.

Aber schauen wir einmal genauer hin! Dann wird deutlich, wie persönlich Paulus hier zu dieser Gemeinde spricht. Er bezieht sich auf eine gemeinsame Geschichte: Ja, ich war damals bei Euch und habe gepredigt. Und dann wart Ihr da und habt das Wort aufgenommen.

Paulus hält sich hier nicht an Formeln fest, sondern er wird konkret: „Ihr musstet damals schwere Anfeindungen ertragen, ja. Aber Ihr habt das Wort mit Freuden angenommen“. Manchmal müssen es gar nicht viele Worte sein. Diese kurzen Worte reichten wahrscheinlich völlig, um bei den Christen aus Thessaloniki einen ganzen inneren Film ablaufen zu lassen. Plötzlich steht es wieder vor Augen: Wie Paulus in die Stadt kam. Wie er in der Synagoge predigte. Wie es dann Aufruhr gab und Paulus eingesperrt wurde. Und wie die Gemeinde Paulus in der Nacht heimlich aus der Stadt schmuggelte. Eine Geschichte, die Paulus und die

Gemeinde ganz eng miteinander verbunden hat.

Und darum ist dieses Lob auch so konkret und so persönlich. Keine Pflichtübung, sondern etwas, das wirklich von Herzen kommt. Und wir spüren ja auch, ob da jemand nur Phrasen drischt – oder ob er wirklich von uns spricht.

Eine andere Gefahr beim Loben ist die Übertreibung. Für die Gelobten kann das manchmal ganz schön peinlich sein. Sie kennen das vielleicht auch: Situationen, in denen man den Lobredner am liebsten bremsen würde ...

Wie ist das hier bei Paulus? Keine Frage, er greift schon zu großen Worten: „Ihr seid ein Vorbild für alle Glaubenden in Mazedonien und Achaia geworden.“ Und: „Überall erzählen sie, wie ihr euch von den Götzen abgewandt habt, um dem wahren und lebendigen Gott zu dienen“. Vielleicht dachten die Leute in Thessaloniki auch: Ein bisschen weniger dick würde es auch reichen! Und vielleicht dachten sie auch an ihren Zweifel, ihre Mutlosigkeit. wenn sie es als kleine Christengemeinde in der großen Stadt wieder einmal sehr schwer hatten.

Aber das besondere an Paulus ist: Bei ihm hängen diese Worte nicht in der Luft. Er kennt die Gemeinde, und er weiß auch, woher sie ihre Kraft bekommt. „Gott liebt euch, Brüder und Schwestern, und wir wissen, dass er euch dazu erwählt hat, ihm zu gehören.“ Hier spricht er vom Betriebsgeheimnis dieser Gemeinde: Zu dieser Gemeinde gehört, dass sie von Gott geliebt und berufen ist. Daher bekommt sie ihre Kraft, und darum muss sie auch nicht schamrot werden, wenn Paulus sie lobt. Denn im Grunde gilt dies Lob auch Gott.

An dieser Stelle könnten wir auch einmal über das Betriebsgeheimnis unserer eigenen Gemeinde nachdenken. Was treibt uns als Gemeinde eigentlich an? Welche Menschen waren und sind für uns wichtig? Kennen wir Vorbilder im Glauben? Und spüren wir auch, dass wir von Gott geliebt und berufen sind? Und schließlich: Welche Mission haben wir eigentlich als Gemeinde?

Wie gesagt: Es ist wichtig, auch einmal über das Betriebsgeheimnis unserer Gemeinde nachzudenken. Aber für heute möchte ich doch beim Thema Loben bleiben. Und da ist es im Alltag sicherlich unrealistisch, die anderen Menschen auf ihre göttliche Berufung hin anzusprechen. Vielleicht sagen wir´s dann eher so: „Du hast die besondere Gabe, andere Menschen zu trösten“ (und denken dabei daran, dass diese Gabe ein Geschenk Gottes ist). Oder wir sagen: „Sie ist eine sehr talentierte Fußballspielerin“ (im Wissen, dass ein auch solches Talent nicht einfach Zufall ist).

Natürlich sind alle Gaben auch Aufgaben. Und so loben wir Menschen normalerweise für das, was sie aus ihren Gaben und Begabungen gemacht haben. Das Talent allein reicht ja nicht. Du musst es auch erkennen und entfalten.

So ist das in unserem Predigttext auch: Paulus kennt die Berufung der Gemeinde. Aber entscheidend ist jetzt, wie die Gemeinde mit dieser Berufung umgeht. Und da lobt er ihr Handeln, klar: „Man erzählt sich überall, welche Aufnahme wir bei euch gefunden haben ...“. Aber er bleibt eben nicht an der Oberfläche, sondern er spricht dann auch von der Grundhaltung, die die Gemeinde bewegt: Sie ist von Glaube, Hoffnung, Liebe geprägt. Und diese Gemeinde, die wartet auf die Nähe Christi.

Und ich denke, auch das gehört zum Wertschätzen dazu: dass wir nicht nur das Tun eines Menschen sehen, sondern auch die Werte, die ihn bewegen. Natürlich gibt es das spitze Wort, dass „gut gemeint“ das Gegenteil von „gut gemacht“ ist. Und natürlich kann noch so große Motivation mangelnde Qualität nicht überdecken. Aber trotzdem ist es nicht egal, was einen Menschen antreibt und welche Werte ihn beseelen. Darauf weist Paulus hier hin.

Kommen wir zum Schluss! Paulus war bestimmt kein moderner Manager. Aber vielleicht können wir gerade deshalb für unser Loben etwas von ihm lernen. Nach Paulus ist das Lob persönlich und konkret. Es sieht nicht nur das Tun, sondern auch die Motivation. Und es sieht auch den Wert, den Gott in den betreffenden Menschen gelegt hat. Damit steckt in jedem Lob auch ein Dankeschön an Gott.

Und weil Gott sich über dieses Dankeschön freut und wir Menschen das Lob manchmal bitter nötig haben, darum stimmt das alte Wort eben nicht: „Nicht getadelt ist gelobt genug“. Amen.

Predigt am 12. Sonntag nach Trinitatis
ApG. 3,1-10 **26. August 2012**

Liebe Gemeinde,

die Szene am Tempeltor kann ich mir lebhaft vorstellen. Ich denke an die Bettlerinnen und Bettler vor den großen Stadtkirchen, in Hannover oder in Hamburg. Auch sie bitten „um Barmherzigkeit“, wie es in unserem Predigttext wörtlich heißt.

Was machen Sie, wenn Sie an solchen Bettlern vorbeikommen? Werfen Sie einen Euro in den Kasten? Schauen Sie an den Bettlern vorbei? Zucken Sie bedauernd mit den Schultern, als hätten Sie gerade kein Geld zur Hand? Sind Sie froh, dass Sie beide Hände voll haben?

Es ist nicht leicht, mit Bettlern zu tun zu haben. Sie zeigen uns ganz demonstrativ ihre Armut, ihre Krankheit. Das macht ein schlechtes Gewissen. Du kannst eigentlich nur geben – oder vorbeigehen.

Umso überraschender ist die Geschichte, die wir heute vom Tempeltor hören. Die erste Überraschung ist: Petrus spricht den Bettler an: „Schau mich an“, sagt er. Damit durchbricht er das übliche Ritual, das den direkten Kontakt zwischen Passant und Bettler eigentlich gar nicht kennt. Im Normalfall besteht der Kontakt in der Münze, mehr oder weniger wortlos hingeworfen. Aber hier nimmt sich Petrus für den Bettler Zeit und spricht ihn als Mensch an. Das ist die erste Barmherzigkeit in dieser Geschichte. Der lahme Bettler bittet um Barmherzigkeit – und Petrus sieht ihn als Mensch, der Aufmerksamkeit verdient.

Die zweite Überraschung klingt zunächst wie eine große Enttäuschung: „Silber und Gold habe ich nicht...“ Da hat der Bettler den Petrus erwartungsvoll angeschaut, in der Hoffnung auf eine extragroße Spende, und dann kommt dieser ernüchternde Satz. Kein Silber, kein Gold – ja, warum soll ich dann eigentlich hochschauen?

Aber dann kommt die große Wende in dieser Geschichte. Als Petrus völlig überraschend sagt: „Im Namen Jesu Christi – steh auf und geh umher“. Diese Worte kommen wie aus heiterem Himmel. Sie werfen das Ritual jetzt vollkommen über den Haufen: Eigentlich erwartet der Bettler doch nur eine Münze. Und jetzt geht es plötzlich um etwas anderes. Er soll aufstehen, umhergehen!

Für den Bettler muss das wie Hohn klingen. Er hat das Aufstehen sicherlich schon tausendmal versucht – und immer wieder spielte ihm sein Körper einen Streich. Warum soll das jetzt auf einmal anders sein?

Der Unterschied ist, dass Petrus eine andere Dimension ins Spiel bringt. Er spricht „im

Namen Jesu Christi“. Für den Bettler ist auch das überraschend, befremdlich. Was hat Jesus hier zu suchen? Warum von ihm reden, wo es doch um etwas anderes geht?

Aber Petrus kann Jesus hier nicht heraushalten. Große Reichtümer hat er nicht, aber kennt diesen Namen. Und der heißt wörtlich übersetzt: „Gott hilft“. Und so bringt er diesen Bettler mit Gott in Verbindung. Das ist die zweite Barmherzigkeit in dieser Geschichte. Er behält Gott nicht für sich, und er sieht Jesus auch nicht als sein Privateigentum an. Sondern er weiß: Gottes Herz schlägt für diesen Bettler am Straßenrand genauso wie für ihn. Darum kann Petrus den Namen Jesu hier nicht heraushalten. Und darum geschieht das Wunder...

Ich weiß: Wir haben es heute mit den biblischen Wundern nicht leicht. Wir sind skeptisch und messen die Wunder an unseren Erfahrungen. Aber ich meine, dass das Wunder in dieser Geschichte nicht erst mit der Heilung beginnt. Das Wunder beginnt doch schon viel früher. Es beginnt, als Petrus die üblichen Rituale nicht mitmacht und den Bettler als Menschen sieht. Was passiert, wenn wir aus den Gewohnheiten ausbrechen und uns nicht nur als Chefs und Untergebene und Lehrer und Schüler sehen, sondern als Menschen?

Und das Wunder geht weiter, als Petrus den Namen Jesu und damit Gott ins Spiel bringt. Was passiert, wenn wir das in unserem Alltag auch machen, und wenn wir Gott aus unserer Welt und aus der Begegnung mit Leid und Elend nicht heraushalten?

Ob Wunder geschehen, wissen wir nicht. Aber wir haben es vielleicht schon selber erfahren, dass sich dann etwas verändert. Ein Gebet in der Trauer. Ein Segenswunsch für Menschen, die ganz unten sind. Das Abendmahl für jemanden, der sich einsam fühlt: Das ist nicht einfach nur frommer Zauber. Sondern da ist etwas von der Kraft Gottes. Und die verändert hier, in unserer Geschichte, ein ganzes Leben: Ein gelähmter Mensch sitzt nicht länger gebeugt am Straßenrand und muss betteln. Sondern er kann springen und singen. Und er hat Lob für Gott übrig. Halleluja.

Johannisnacht – das Licht feiern (2012)

In unseren Breiten hat die Johannisnacht keine große Tradition. Wir haben keine besonderen Riten und Bräuche, um die Nacht vom 23. auf den 24. Juni zu feiern. In Estland habe ich das anders erlebt. Da loderte ein großes Feuer über Felsen an der Ostsee, und daneben spielten Musiker in Volkstracht zum Tanz auf. Manche aus unserer Reisegruppe tanzten mit. Und einer ließ sich sogar dazu animieren, über das schon kleiner werdende Feuer zu springen. Wer das täte, so wurde herumerzählt, würde im nächsten Jahr heiraten. Währenddessen ging die Sonne kaum unter.

Eine besondere Nacht – eine der kürzesten Nächte des Jahres. Der lange Sommer steht noch bevor. Und trotzdem weiß der Kopf: Die Tage werden schon wieder kürzer. Das Jahr hat sich schon wieder gewendet.

Was hat diese Johannisnacht mit Johannes dem Täufer zu tun? Mit diesem Gottesmann, der zu den Zeiten Jesu in der Wüste auftrat und die Menschen zur Lebensänderung aufrief? Johannes hat die Taufe erfunden, die Johannisnacht aber ganz bestimmt nicht. Und trotzdem haben unsere Vorfahren diese Nacht mit seiner Geschichte verbunden. Johannes wies die Menschen auf ein Licht hin, das größer ist als er. „Ich muss abnehmen, er aber muss zunehmen“, sagte er über Jesus, als handelte es sich bei den beiden um ein zunehmendes bzw. abnehmendes Gestirn.

Auf dieses neue Licht soll dann auch das Johannisfeuer hinweisen. Unsere Vorfahren lösten damit die heidnischen Sonnwendfeuer ab. Sie wollten damit sagen: Die Sonne ist ein starkes Licht – all das Leben, das sie bringt! Aber weil dieses Licht immer wieder zu- und abnimmt, brauchen wir ein stetiges Licht für unser Leben. Und dieses Licht, so sagten unsere Vorfahren, soll Jesus sein.

Wenn wir um dieses Licht wissen, dann können wir den Sommer ganz anders genießen. Wir müssen nicht melancholisch werden, weil er irgendwann wieder zuende geht. Sondern wir können sein Licht und seine Wärme ganz tief in uns hineinnehmen.

Um das zu feiern, versuchen wir es am heutigen Samstag in Oldenstadt mit einer Johannisnacht. Es soll eine Nacht mit viel Musik werden, und am Ende wird vielleicht sogar getanzt... Sie können gerne vorbeikommen!

("Wort zum Sonntag" in der Allgemeinen Zeitung Uelzen, 23.6.2012)

**Sprechmotette zum Singesonntag Cantate
(nach Kol. 3,16)**

Psalmen, Hymnen und Lieder
 Singt Gott in eurem Herzen
Psalmen, Hymnen und Lieder,
 Lieder, wie sie der Geist eingibt
Singt
 Singt
Singt
 in eurem Herzen
Lieder, wie sie der Geist eingibt,
 denn ihr seid in Gottes Gnade.
Singt
 in Gottes Gnade
Singt
 in eurem Herzen
Singt
Psalmen, Hymnen und Lieder
 Singt
Lieder, wie sie der Geist eingibt
 Singt
Durch ihn dankt Gott
 Singt
dem Vater
 Singt
dem Herrn ein neues Lied

Konfirmation Oldenstadt
22. und 29. April 2012

Liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden!

Liebe Eltern und Großeltern, liebe Patinnen und Paten, liebe Familien und Gäste!

Eine Szene aus dem Religionsunterricht. „Wir sind auf der Welt“, sagt der Religionslehrer, „um den Menschen Gutes zu tun.“ Daraufhin sagt Stefan: „Und wozu sind die anderen da?“

Wozu wir Menschen da sind – das ist eine der ganz großen Fragen. Diese Frage klingt nicht besonders prickelnd. Aber wenn sie dich erfasst, dann wirst du sie nicht so leicht wieder los. Was soll das Leben? Worauf kommt es eigentlich an? Was bringt es – und was bringt es nicht? Das sind Fragen, die Ihr kennt. Und ich finde, der Religionslehrer macht es sich mit seiner Antwort zu leicht. „Wir sind auf der Welt, um den Menschen Gutes zu tun“: Das klingt irgendwie richtig. Aber meine Frage wäre: Wo bleibe denn ich?

Heute, liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden, geht es um Euch. Ein ganzer Tag, an dem Ihr im Mittelpunkt steht. Heute müsst Ihr nicht für die Schule dasein. Heute müsst Ihr nichts machen oder leisten. Heute dürft Ihr einfach genießen und Euch beschenken lassen. Dazu gehören die Geschenke, na klar. Aber als wir im Konfirmandenunterricht über heute sprachen, da hatte ich den Eindruck: Für viele von Euch ist es viel wichtiger, dass die Familie heute möglichst komplett ist und alles harmonisch abläuft.

Heute steht Ihr im Mittelpunkt, auch hier in der Kirche. Gestern haben wir die Einsegnung geübt. Meine Frau und ich werden Euch nachher die Hand auflegen – ganz vorsichtig, damit die Frisur keinen Schaden nimmt! Durch dieses Handauflegen könnt Ihr spüren: Ihr seid von Gott gesegnet. Auch bei ihm steht Ihr im Mittelpunkt. Darum feiern wir heute diesen Gottesdienst, und darum ist die Kirche heute so schön geschmückt.

Aber wie ist das, so in den Mittelpunkt gestellt zu werden und plötzlich so feine Sachen zu tragen? Vielleicht fühlt sich mancher auch ein bisschen fremd in dieser Rolle. Die feinen Sachen sind noch ein bisschen ungewohnt. Und mit den Eltern ist es ja auch nicht immer so harmonisch wie heute.

Und Gott – da sind vielleicht auch noch viele Fragen. Im Konfirmandenunterricht haben wir über manches gesprochen, okay. Aber manches ist auch offen geblieben. In den Feedbackbögen las ich, was Euch weiter interessiert hätte: das Verhältnis zu den anderen Religionen, oder was das Kreuz denn nun ganz genau bedeutet. Und zu solchen Wissensfragen kommen vielleicht auch noch Zweifel, die sich nachher in das Jawort mischen. Die Frage, ob der eigene Glaube eigentlich groß genug ist ...

Und trotzdem steht Ihr heute im Mittelpunkt. Jesus sagte einmal zu seinen Freunden: „Nicht ihr habt mich ausgewählt. Sondern ich habe euch ausgewählt.“ (Joh. 15,16). Die Initiative kommt von Gott. Er hält Euch die Hand hin. Er will euch dabeihaben.

Jemand aus Eurer Gruppe schrieb im Feedbackbogen: Das Wichtigste am christlichen Glauben ist für mich, „dass man weiß, dass es einen Gott gibt, der immer für mich da ist.“

Besser kann man´s nicht sagen. Das Entscheidende ist also nicht, dass wir für irgendetwas da sind. Sondern dass Gott für uns da ist. Wir müssen uns unseren Wert nicht erst verdienen. Sondern wir sind wertvoll. Jede und jeder von uns.

Ich wünsche Euch, liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden, dass Ihr das heute ganz tief in Euch aufnehmt. Denn dann habt Ihr einen Freiraum. Ihr müsst nicht so oder so sein. Müsst nicht alles mitmachen. Sondern Ihr könnt entdecken, wie Ihr sein wollt und wofür Ihr Euch einsetzt.

Einer von Euch schrieb: „Gerechtigkeit“ und „Mitmenschen“ – das ist mir am Christentum wichtig. So oder ähnlich würde ich das auch sagen. Und ich würde auch sagen, dass dieser Einsatz sich lohnt. Darum bin ich mit Euch nach Hermannsburg und in den Tagestreff gefahren. Aber Ihr seid frei, Euren eigenen Weg und Euren eigenen Ort zu finden!

Aber vielleicht kennt Ihr auch Zeiten, in denen alles unklar ist – Gott ganz weit weg. Ich wünsche Euch, dass Ihr dann nicht aufgibt. Vielleicht werdet Ihr den Gott, „der immer für euch da ist“, ganz überraschend entdecken. Ein Mensch, der sich für Euch öffnet. Oder ein Licht mitten im Tunnel. Gott hat viele Wege zu Euch durchzukommen. Nichts kann ihn abhalten.

Davon erzählt auch die kleine Geschichte von Robert. Robert bekommt es nach dem Gottesdienst mit dem Pastor zu tun: „Ihr habt doch im Religionsunterricht gelernt, dass die Jungen in der Kirche die Mütze abnehmen sollen!“ – Daraufhin hat Robert die passende Antwort parat: „Wenn der Segen gut war, dann ist er auch durch die Mütze gegangen!“ Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre eure Herzen in Jesus Christus. Amen.

Glaubensbekenntnis des Konfirmandenjahrgangs 2012

Gott ist geheimnisvoll.

Er hat die Welt erschaffen und alles, was dazu gehört.
Alle Lebewesen hat er geschaffen.
Er hat sich nie auf der Erde gezeigt, und doch ist er bei uns.
Er hält seine schützende Hand über uns.
Er schützt die Armen, Alten und Kranken und auch uns.
Viel Gnade hat er in sich.
Er behält unsere „geheimen“ Gebete für sich.

Jesus ist der Retter.
Er hat besondere Kräfte und ein klares Herz.
Die Welt hat er vor Bösem bewahrt.
Vielen Menschen hat er aus dem Elend geholfen,
Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen.
Zu vielen hat er gesagt: „Habt keine Angst!“
Er hat den Glauben der Menschen gestärkt.
Er wird auch uns immer helfen.

Der Heilige Geist ist Gottes gute Kraft.
Er gibt uns Kraft und Hoffnung.
Er beschützt uns Tag für Tag und gibt uns seinen Segen.
Auch wenn wir es nicht merken, ist er immer bei uns.
Amen.

Predigt zu Karfreitag
6. April 2012 **Hebr. 9,15**

Liebe Gemeinde,

wenn ein vertrauter Mensch gestorben ist, dann ist uns nicht nach vielen Worten zumute. Wir möchten dann schweigen. Wir sind dann bewegt, vielleicht auch innerlich leer. Oder es kommen Tränen, und wir müssen schluchzen. Aber nach vielen Worten ist uns dann nicht.

Und wie ist es, wenn wir von einer Hinrichtung hören - in den letzten Wochen kamen ja entsprechende Nachrichten aus Weißrussland und aus Japan? Auch dann kommen mir keine großen Worte. Sondern ich möchte dann am liebsten schreien – schreien vor Wut: Staaten, die töten!

Auch die Jüngerinnen und Jünger Jesu werden damals keine großen Worte gemacht haben. In der Bibel heißt es nur, dass Frauen in der Ferne stehen. Wie versteinert stehen sie da. Sie können es nicht fassen. Der wichtigste Mensch ist ihnen genommen. Sie haben sein Leiden mit ansehen müssen. Quälende Stunden. Eine Todesmaschinerie hat ihnen Jesus geraubt. Und jetzt stehen sie ohne ihn da.

Nein, große Worte können wir unter dem Kreuz nicht erwarten. Die Jüngerinnen und Jünger haben keinen wohlgesetzten Nachruf auf den Lippen.

Was ein vertrauter Mensch uns bedeutet hat, das können wir nicht sofort sagen. Dazu brauchen wir einen zeitlichen Abstand. Dazu müssen der erste Schmerz und der Schock sich erst einmal legen.

Und so war das wohl auch bei den ersten Jüngerinnen und Jüngern. Die Worte kamen erst langsam. Es brauchte Ostern und dann noch viel Zeit, bis die Schockstarre sich löste. Erst am Ende standen die fertigen Sätze, die heute wie gemeißelt in der Bibel stehen.

Einen dieser gemeißelten Sätze finden wir im Hebräerbrief. Da heißt es:
Christus ist der Vermittler eines neuen Bundes.

Der Eintritt seines Todes bedeutet für uns
die Erlösung von den Übertretungen
aus der Zeit des ersten Bundes.

Dadurch können alle, die berufen sind,
das versprochene ewige Erbe erhalten.

Wahrscheinlich spüren Sie auch: Hinter einem solchen Satz steckt eine Menge Nachdenken. So etwas schreibst du nicht sofort, sondern dahinter stecken viele Versuche, die Sache mit Jesus zu verstehen und auf den Punkt zu bringen.

Ein Bild prägt sich mir besonders ein: das Bild vom Vermittler. Vermittler sind da, wo Streit ist, wo zwei Fronten sich gegenüberstehen. Der Schlichter im Arbeitskampf. Der Schiedsmann, wenn zwei Nachbarn sich streiten. Die Mediatorin, wenn zwei Menschen keinen Rosenkrieg wollen. Der Vermittler versucht das Verbindende, nicht das Trennende zu betonen.

Wie passt dieses Bild zu Jesus? Als er gekreuzigt wird, da ist von Frieden doch weit und breit nichts zu sehen. Da wird er verspottet, gedemütigt, und da tobt sich die Gewalt der Soldaten an ihm aus.

Aber wenn wir genauer hinhören, dann finden wir in den Kreuzigungsberichten nicht nur Gewalt und Tod, sondern auch das andere. Noch vom Kreuz herab verbindet er seine Mutter und seinen Lieblingsschüler Johannes neu miteinander: „Siehe, das ist dein Sohn!“ - „Siehe, das ist deine Mutter!“ Auch in diese Geschichte aus Blut und Gewalt zaubert Jesus noch Menschlichkeit.

Und dann sind da noch diese Worte: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“ So betet Jesus für die, die ihn ans Kreuz schlagen und die dann um seine Kleider losen! Jesus betet – er könnte Gott ja auch verfluchen oder sich vom Vater enttäuscht abwenden. Und dann betet er auch noch für sein Hinrichtungskommando! Er hätte allen Grund, seine Peiniger zu beschimpfen.

Aber er macht es anders: Er legt auch diese Menschen noch Gott ans Herz. Er möchte, dass eine Brücke zwischen Gott und diesen Menschen entsteht.

Jesus als der Vermittler. Es geht um einen neuen Bund, und von dem sollen auch die letzten Henker nicht ausgeschlossen sein.

Ich weiß: Das klingt sehr pathetisch. Und es klingt sehr abstrakt. Vor einigen Wochen hatte ich allerdings die Gelegenheit, einen Aussteiger aus der Neonazi-Szene kennenzulernen. In seiner Verblendung, die er jetzt auch deutlich benannte, war er schließlich sogar für den Tod eines anderen Menschen mitverantwortlich. Es war ein ehemaliger Schwerverbrecher, der da vor uns stand und jetzt gegen die rechte Szene auftrat.

Als er im Gefängnis war, da taten seine braunen Gesinnungsgenossen alles dafür, dass er bei der Fahne blieb. Und die anderen Mitgefangenen schnitten ihn – verständlich genug. Aber dann muss etwas passiert sein: Der Gefängnispastor behandelte ihn als Menschen, auch wenn

er seine Taten und seine Haltung natürlich nicht billigte.

Als Mensch gesehen zu werden, trotz der tiefen Verstrickung eine neue Chance zu bekommen: das hat bei diesem jungen Mann etwas in Bewegung gesetzt. Er löste sich aus seinem braunen Umfeld und wollte wissen, was den Gefängnisseelsorger zu seinem ungewöhnlichen Schritt bewog. Und da hörte er von dieser Liebe, die auch die Verlorensten nicht aufgibt. Jesus als Brücke zwischen Gott und Mensch!

Wie sähe unsere Welt ohne diese Brücke aus? Es gäbe keinen neuen Anfang. Wir wären auf die kleinen oder großen Sackgassen unseres Lebens auf Dauer festgelegt. Wir kämen über unsere Fehler oder gar unsere Missetaten nie hinaus. Wir wären immer Gefangene unserer Vergangenheit, Menschen ohne echte Zukunft.

Gott will, dass wir aus diesem Gefängnis immer wieder herauskommen. Ganz egal, ob Schuld, Trauer oder Verzweiflung uns gefangen halten. Dafür tritt Jesus auch noch am Kreuz ein, und wahrscheinlich nirgendwo so deutlich wie dort.

Diese Liebe zu Gott und den Menschen macht das Geschehene nicht ungeschehen. Die Jüngerinnen und Jünger sind abgrundtief traurig. Und die Soldaten unter dem Kreuz sind Mitspieler bei einem Justizmord, elende Peiniger. Aber weil Jesus an der Liebe zu Gott und den Menschen festhält, muss das nicht das Ende der Geschichte sein. Mitten in den dunklen Karfreitag schmuggelt Jesus schon ein Stück Ostern ein. Weil wir und die Welt das brauchen. Amen.

Predigt
am Sonntag Sexagesimae
12. Februar 2012 **2. Kor. 12,1-10**

Er erinnert sich [...] an seine eigene, schwierige, verrückte, gewaltsame Begegnung mit ebenjenem, damals, in diesem Winter, dem Jahrhundertwinter, als alles zerbrach und die Vögel — buchstäblich — vom Himmel fielen. Er versucht sich zu erinnern: an den Moment, als es — ja, was eigentlich? — ihn berührte oder sich ihm zuwandte oder sich zu erkennen gab? Er weiß es nicht mehr. Der Moment entzieht sich der Erinnerung, er erinnert sich nur an das Davor und an das Danach, er erinnert sich, wie er tagelang (tagelang?) auf den Dielen irgendeiner Abrissbude gelegen und ohnmächtig verfolgt hatte, wie der Schmerz ihn inwendig ausfraß; an Dunkelheit erinnert er sich; an seine wundgelegenen Hüftknochen — und er erinnert sich an das Danach, an ein Gefühl der Erlösung, der Einsicht, er erinnert sich daran, wie er eines Morgens mit dem lauwarmen Aschekasten in der Hand in den Hinterhof trat, wie er dort stand und aufschaute und wie er es sah: dort oben, im schwarzen Geäst einer Hinterhofpappel.

Körperchemie? Heller Wahnsinn? Oder der Moment der Erleuchtung? Tagelang war er danach mit dem Lächeln eines Verzückten durch die Straßen gegangen, jede rostige Laterne war ihm wie ein Wunderwerk erschienen, der bloße Anblick der gelben Bahnen, die auf der Hochstrecke über der Schönhauser ratterten, hatte Glücksgefühle ausgelöst, und in den Augen der Kinder, die ihm, dem Lächelnden, ungehemmt ins Gesicht schauten, hatte er es mehr als einmal gesehen: das, wofür ihm, dem atheistisch Erzogenen, kein Wort zur Verfügung stand.

(Eugen Ruge, In Zeiten abnehmenden Lichts, 2012, S. 236ff.)

Was ist das für eine Erfahrung, liebe Gemeinde? Die Schilderung stammt aus dem Roman „In Zeiten abnehmenden Lichts“. Eugen Ruge, der Autor, legt sie Alexander in den Mund. Alexander ist der DDR aufgewachsen und befindet sich jetzt auf einer Reise in Mexiko. Dorthin ist er geflüchtet, nach einer Krebsdiagnose. Sein ganzes Leben begegnet ihm noch einmal. Und so fällt ihm auch diese besondere Erfahrung ein. Eine Erfahrung aus dem Jahrhundertwinter, als es auch in seinem eigenen Leben ganz kalt war. Seine Frau hatte einen anderen. Er war ausgezogen und hatte sich in einer Bruchbude eingenistet. Die gab's ja damals viele in der DDR.

Und dann muss etwas passiert sein. Etwas ganz Tiefes. Eben noch war sein Leben wie zerbrochen. Jahrhundertwinter. Die Vögel fielen vom Himmel. Und dann diese Erfahrung,

dass etwas sich ihm zuwandte und zu erkennen gab. Ganz plötzlich.

Alexander fehlen dafür die Worte. Schließlich ist er atheistisch aufgewachsen. „Gott“ ist ein Fremdwort für ihn. Aber er spürt, dass da etwas passiert ist. Plötzlich sind die Dunkelheit und der Schmerz vorbei. Stattdessen „ein Gefühl der Erlösung, der Einsicht“. Und plötzlich steht ihm das „Lächeln eines Verzückten“ im Gesicht. „Jede rostige Laterne“ kommt ihm „wie ein Wunderwerk“ vor. Und der bloße Anblick der Straßenbahn sorgt schon für „Glücksgefühle“.

Ist das ein Spinner, den Eugen Ruge hier schildert? Ist das einer, dem die Einsamkeit und die Kälte einen Streich spielen und der sich schließlich irgendwelchen Wunschphantasien hingibt? Ruges Alexander stellt sich diese Fragen selber. Er fragt: „Körperchemie? Heller Wahnsinn? Oder der Moment der Erleuchtung?“ Diese Fragen lässt er vorerst offen. Welche Antwort würden wir darauf geben?

Kommen wir nun zu einem anderen Mann, zu Paulus. Er lebt zur Zeit der römischen Kaiser Claudius und Nero. Das ist lange her, und wir würden von Paulus normalerweise nicht mehr sprechen. Aber auch Paulus hat ganz besondere Erfahrungen gemacht. In einem seiner Briefe schreibt er:

Man muss wohl angeben, auch wenn es nichts bringt. Dann will ich jetzt auf Erscheinungen und Offenbarungen des Herrn zu sprechen kommen. Ich weiß von einem Menschen, der zu Christus gehört. —Der wurde vor vierzehn Jahren bis in den dritten Himmel emporgehoben. Ich weiß nicht, ob er sich dabei in seinem Körper befand. Genauso wenig weiß ich, ob er außerhalb seines Körpers war. Gott allein weiß es!

Ich weiß, mit diesem Menschen geschah. Wie gesagt: Ob es mitsamt seinem Körper geschah oder ohne seinen Körper, weiß ich nicht.

Das weiß nur Gott allein. Ich weiß aber, dass er in das Paradies emporgehoben wurde. Dort hörte er unsagbare Worte, die kein Mensch aussprechen darf.

Im Hinblick auf diesen Menschen will ich angeben. Aber im Hinblick auf mich selbst kann ich nur mit meiner Schwäche angeben.

Wenn ich allerdings tatsächlich angeben wollte, würde ich mich damit noch nicht einmal zum Narren machen. Ich würde einfach nur die Wahrheit sagen. Ich verzichte aber darauf. Denn man soll mich nur nach dem beurteilen, was man direkt von mir sieht oder hört — auch wenn diese Offenbarungen wirklich außergewöhnlich sind.

Aber damit ich mir nichts darauf einbilde, ließ Gott meinen Körper mit einem Stachel durchbohren. Ein Engel des Satans darf mich mit Fäusten schlagen, damit ich wirklich nicht überheblich werde.

Dreimal habe ich deswegen zum Herrn gebetet, ihn wegzunehmen.

Aber der Herr hat zu mir gesagt: »Du brauchst nicht mehr als meine Gnade. Denn meine Kraft kommt gerade in der Schwäche voll zur Geltung.

Ich gebe also gerne mit meiner Schwäche an. Denn dann kann die Kraft von Christus bei mir einziehen. Deshalb freue ich mich über meine Schwäche —über Misshandlung, Not, Verfolgung und Verzweiflung. Ich erleide das alles für diese Kraft von Christus. Denn nur wenn ich schwach bin, bin ich wirklich stark.

Wir spüren sofort, liebe Gemeinde: Auch hier geht es wieder um ganz besondere Erfahrungen! Zunächst hören da wir von einer Entrückung. Der dritte Himmel. Das Paradies. Unaussprechliche Worte. Das klingt alles sehr geheimnisvoll. Aber dann wird Paulus ganz konkret. Er erzählt von einer Gebetserfahrung. Dreimal hat er zu Christus gebetet. Bis er dann schließlich eine Antwort bekommt. Worte, die er nicht mehr vergisst. Gerade, weil sie so fremd sind: „Du brauchst nicht mehr als meine Gnade. Denn meine Kraft kommt gerade in der Schwäche voll zur Geltung.“

Sie merken: Für Paulus ist der Glaube keine Fremdsprache. Das unterscheidet ihn von Alexander. Er ist religiös aufgewachsen. Er kennt seine Bibel. Er praktiziert das Gebet.

Und trotzdem gibt es Erfahrungen, die ihn vollkommen überraschen. Was er da bei der Himmelfahrt erlebt hat, kann er genauso wenig beschreiben wie Alexander. Er weiß nicht, ob er da körperlich entrückt war oder ob da bloß seine Seele unterwegs war. So überwältigend muss diese Erfahrung gewesen sein.

Und dann diese Gebetserfahrung! Er hat um Gesundheit gebetet, wie wir bis das heute ja auch tun. Welche Krankheit er hatte, wissen wir nicht. Aber wollte den „Pfahl im Fleisch“ loswerden. Christus sollte ihn wieder gesundmachen! Und dann diese Antwort: „Du brauchst nicht mehr als meine Gnade“! Ich kann mir vorstellen, wie enttäuschend das für Paulus war. Keine Heilung, sondern bloß diese Worte: „Meine Kraft kommt gerade in der Schwäche voll zur Geltung.“

Wir ahnen, dass Paulus über diese Worte lange nachgedacht hat. Vielleicht klangen sie erst wie Hohn, weil sie ihn mit seiner Krankheit allein zu lassen schienen. Erst langsam kam er wohl zur Einsicht: Gott kann aus meiner Schwäche das Beste machen. „Nur wenn ich schwach bin, bin ich wirklich stark.“

Ich habe Ihnen heute von Paulus und Alexander erzählt. Das sind zwei grundverschiedene Menschen. Aber gemeinsam haben sie, dass sie ganz intensive Erfahrungen mit Gott gemacht haben. Der Atheist Alexander wird von Gott überrascht – ein Glück mitten im Unglück, das er

gar nicht fassen kann. Er ahnt, dass er Gott begegnet ist, bringt den Namen aber nicht so leicht über die Lippen.

Aber auch Paulus, der fromme Jude und christliche Lehrer, erlebt mit Gott ja noch so seine Überraschungen: Da ist die Erfahrung, mitten im Leben das Paradies zu sehen. Und dann dieser Gebetskampf mit Christus! Erst langsam wird er die Antwort kapiert haben. Um dann nicht nur das Wort „Schwäche“, sondern auch das Wort „Kraft“ zu hören: „Meine Kraft kommt gerade in der Schwäche voll zur Geltung.“ Auf Deutsch heißt das: Ich kann dich so brauchen, wie du bist!

Also, warum habe ich Ihnen heute von Paulus und von Alexander erzählt? Vielleicht, um uns auf Gott wieder neugierig zu machen. Gott ist kein verstaubtes Wort, und er ist auch kein tattriger Opa. Sondern er ist quicklebendig und voller Überraschungen. Dazu müssen wir nicht in den Himmel entfliehen. Vielleicht sehen wir den Unnennbaren in den Augen der Kinder, so wie Alexander das schließlich erlebt. Oder wir bekommen eine Antwort im Gebet, die uns ein Leben lang nicht mehr loslässt – vielleicht auch, weil wir mit ihr kämpfen müssen.

Wie auch immer – ohne diesen lebendigen Gott sind wir ärmer. Und ich möchte uns Mut machen, sich von ihm überraschen zu lassen.

Predigt am Sonntag nach Epiphania 2012

Kennen Sie das auch, liebe Gemeinde? Sie sind zu einem Besuch verabredet, bei guten Freunden. Und kurz bevor Sie aufbrechen, fällt Ihnen ein: Eigentlich müssten wir doch noch etwas mitbringen! Als Zeichen der Höflichkeit. Und weil sich das so gehört.

Also wird gesucht und überlegt. Gibt es da noch ein Buch, das wir doppelt haben oder bestimmt nie lesen? Steht da noch eine Flasche Wein herum – vielleicht sogar noch mit einer Schleife? Du musst nur aufpassen, dass du die Flasche nicht zum edlen Schenker zurückbringst!

Gastgeschenke. Ein Gastgeschenk haben auch die Männer aus dem Osten dabei. Wir haben es gerade gehört. Ob es sich bei ihnen auch um Verlegenheitsgeschenke handelt: schnell ausgesucht und eingepackt? Wahrscheinlich eher nicht. Wenn du dich auf eine weite Reise machst, überlegst du dir genau, was du mitnimmst.

Also lassen Sie uns diese Geschenke einmal genauer anschauen. Gold, Weihrauch und Myrrhe. Das klingt jedenfalls schon einmal wertvoll. Gold schenken wir jemandem, den wir lieben. Ein wertvolles Schmuckstück zum Hochzeitstag oder zur Konfirmation. Oder eine Goldmünze als Geschenk zur Geburt. Als Startkapital sozusagen. Oder als symbolische Sicherheit: Du sollst genug haben zum Leben, zum guten Leben!

Zu Jesu Zeiten war Gold das klassische Geschenk für einen König. Wenn du vor einen König trittst, ist das Wertvollste gerade gut genug! Das haben sich wahrscheinlich auch die Männer aus dem Osten gedacht. Und dann die Überraschung, als sie diesen König finden! Nicht in der großen Stadt, sondern irgendwo draußen auf dem Land. Ein Kind in einer Viehkrippe. Es ist alles ganz anders als gedacht. Kein Glanz, kein umständliches Hofzeremoniell, und keiner, der das Gold als Eintrittsgeld erwartet.

Zu diesem König kannst du so kommen. Du musst nichts Besonderes in der Hand haben. Du musst auch keine fromme Miene aufsetzen. Musst deine Sorgen und Fragen nicht verstecken. Dieser König freut sich einfach, wenn du kommst. Ja, das ist schon ein besonderer König, dem die Männer aus dem Osten das Gold bringen!

Ich überlege mir, was das Jesuskind wohl zur Debatte um den Bundespräsidenten sagen würde? Es ist frei genug, um auf Macht und Glanz zu verzichten. Aber es ist auch verletzlich genug, um zu wissen, was wehtut und was verletzt. Jeder Mitchrist ist ein Kind Gottes – auch wenn er Fehler macht und mit Fehlern nicht richtig umgeht.

(Zwischenspiel)

Das zweite Geschenk ist der Weihrauch. Wir kennen ihn aus der katholischen Kirche oder aus den Kirchen des Ostens. Für mich war es schon etwas Besonderes, als der ökumenische Patriarch in Istanbul weihrauchschwenkend um die Gemeinde herumzog. Das Weihrauchgefäß in seinen Händen klapperte, und dann zogen wirklich richtige Weihrauchschwaden durch die Kirche. Und als sei das nicht genug, gingen der oberste Chef der Orthodoxen und seine Helfer auch noch einmal um die Kirche und schwenkten auch dort.

Weihrauch, das ist ein besonderer Geruch. Entweder, du magst ihn oder du magst ihn nicht. Aber du kannst dich ihm nicht entziehen. Er geht dir nicht aus der Nase. Da gibt es den schweren Weihrauch in den Kirchen in Rom oder den leichten vom heiligen Berg Athos. Ein Geruch, der dich neugierig macht. Du möchtest mehr davon einatmen. Du bist ganz offen.

Weihrauch also bringen die Männer aus dem Osten mit. Wahrscheinlich wird er in ihrer Heimat hergestellt. Bis heute wachsen die Weihrauchbäume auf der arabischen Halbinsel. Aus dem Harz wird dann der Weihrauch gemischt. Verschiedene Sorten. Wahrscheinlich kennen die Männer den Weihrauch aus dem Gottesdienst. In vielen Religionen sollte und soll er Gott und den Menschen eine Freude machen. „Ein lieblicher Wohlgeruch für den Herrn“, wie es in der Bibel heißt.

Jetzt schenken sie den Weihrauch Jesus. Wollen sie zeigen, dass dieses Kind für sie wie ein Gott ist? Wir wissen es nicht. Aber klar ist: Diese Männer beweihrauchern sich jedenfalls nicht selbst. Sie stellen sich nicht in den Mittelpunkt. Ihnen fällt kein Zacken aus der Krone, als sie sich zu diesem Kind niederbeugen. Stattdessen machen sie dieses Kind groß, heben es mit dem Weihrauch hervor.

Ob der Weihrauch an der Krippe angezündet wurde? Ein himmlischer Geruch bei Ochs und Esel? Auch das wissen wir nicht. Aber gepasst hätte es.

Uns Evangelischen ist das Weihrauchanzünden immer noch fremd. Ich finde das eigentlich schade – immerhin haben wir ja auch auf unserem Altar angedeutete Rauchfässer, die sogar richtig qualmen! Also: Warum soll es in der Kirche nicht auch mal so richtig himmlisch riechen?

Aber wahrscheinlich es wichtiger, wenn wir Jesus wie einen guten Geruch auch im Alltag bei uns haben. Wenn er uns gar nicht mehr aus der Nase geht und wir diesen Duft in der Welt ausbreiten. Genauso hat sich das der Apostel Paulus gedacht: Da sollen wir den Wohlgeruch Christi nicht nur für uns behalten, sondern auch an andere weitergeben (2. Kor. 2,14). So charmant und unwiderstehlich, wie ein guter Geruch nun einmal ist! Ecken, wo er gebraucht wird, gibt es genug.

(Zwischenspiel)

Das dritte Geschenk ist die Myrrhe. Auch das ein Harz aus dem Osten. Wohlriechend und würzig-süß. Heute wird daraus Parfüm gemacht. Früher hatte es auch an anderen Stellen des Lebens seinen Platz.

Vielleicht wissen die Männer aus dem Osten, dass in Ägypten damit die Könige einbalsamiert werden. Oder dass Menschen damit gesalbt werden, die auf eine besondere Aufgabe zugehen. Ein König zum Beispiel. Vielleicht auch ein Priester.

Diese wohlriechende Myrrhe bringen die Männer aus dem Osten mit. Und alle wissen sofort: Das ist mehr als ein Parfüm! Und tatsächlich wird die Myrrhe noch zweimal eine Rolle spielen im Leben Jesu. Am Kreuz werden ihm die Soldaten einen Becher Wein mit Myrrhe reichen. Ein Betäubungstrunk, damit die Schmerzen nicht so stark sind. Und dann spendet einer gleich einen ganzen Batzen Myrrhe, als der Leichnam ins Grab gelegt werden soll.

Dieses Kind hat keinen leichten Weg vor sich. Vielleicht ahnen die Männer aus dem Osten das. Und auch wir müssen uns so langsam von der Krippenidylle verabschieden. Die Arbeit hat wieder begonnen, die Schule, der Alltag. Und vielleicht sind auch wieder Sorgen und Fragen da, die wir in den Festtagen ein wenig zurückstellen konnten.

Wir können in den Festtagen nicht hängen bleiben, genauso wenig, wie Jesus in der Krippe bleiben konnte. Unser Weg geht weiter, so wie ja auch die Männer aus dem Osten irgendwann wieder in ihren Alltag zurückgekehrt sind. Aber ist es gut, wenn wir dann den Glanz und die Gerüche von Weihnachten mitnehmen. Und wenn wir gleichzeitig auch wissen: Jesus geht mit. Nichts ist ihm fremd.

Und der Friede Gottes ...

Predigt am Altjahresabend
31. Dezember 2011 **2. Kor. 12,9**

Liebe Gemeinde,

in ein paar Stunden ist es wieder bunt und laut. Die Raketen steigen hoch, die Böller knallen, und viele von uns stoßen auf das neue Jahr an.

Ich gehöre auch dazu. Aber ich genieße auch die Stille in diesem Gottesdienst. Hier haben wir noch einmal Raum, um über das alte Jahr nachzudenken. Was war gut – was war schwer? Was ist gelungen – und welche Hoffnungen haben sich nicht erfüllt?

In den Tagen liefen in Radio und Fernsehen die Jahresrückblicke, und da wurde an die großen politischen Ereignisse erinnert. 2011 war das Jahr des Arabischen Frühlings und der Euro-Krise. Ja, das wissen wir. Aber wie sieht unser persönlicher Jahresrückblick aus?

Wahrscheinlich gibt es da Bilder, die wir ganz dick einrahmen möchten: Ja, das war gut! Das hat mich weitergebracht! Dafür bin ich dankbar! Daran möchte ich immer denken!

Aber vielleicht gibt es auch Bilder, die wir am liebsten nicht mit in das neue Jahr nehmen wollen: Da hat es etwas wehgetan. Da ist etwas misslungen. Da war eine große Enttäuschung.

Und dann gibt es vielleicht auch noch Bilder mit Trauerflor. Ein geliebter Mensch, der nicht mehr da ist. Wege, die sich getrennt haben. Hoffnungen, die wir begraben mussten.

All das kann zu unserem persönlichen Jahresrückblick dazugehören. Vielleicht tut es uns gut, wenn wir die schönen Bilder noch einmal hervorholen. Und wenn wir die schweren Bilder Gott hinhalten, damit wir mit diesen Bildern nicht alleine ins neue Jahr gehen müssen. Den Raum dazu haben wir gleich, wenn die Orgel eine Zwischenmusik spielt.

(Orgelzwischenmusik)

Zu den Bildern, die uns eben beschäftigt haben, kommt das Bild mit der Jahreslosung (s. <http://www.angelika-litzkendorf.de/aktuelles/>). Ein undeutlicher grüner Hintergrund, eine Reihe von dunklen Quadraten, und dann ein großes, goldfarbenedes Kreuz.

Dieses Kreuz ist alles andere als Trauerzeichen! Die Triumphkreuze in der frühchristlichen Kunst sahen so aus. Groß wurden sie die Kirchenkuppel und über den Altarraum gemalt - oder als Mosaik gestaltet. Du kannst sie in Rom sehen, in den ältesten Kirchen. Kraftvolle, glänzende Kreuze! So hell und leuchtend wie ein neuer Morgen.

„Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“: So lautet die Jahreslosung für 2012. Ja, das sind starke Worte, die uns ins neue Jahr begleiten sollen! Und nach mehr Kraft sehnen wir uns wahrscheinlich alle. Gesundheit, Ausdauer im Beruf, mehr Kraft, alles unter einen Hut zu kriegen. Oder auch die Stärke, einmal Nein zu sagen: Das sind Wünsche, die viele von uns wahrscheinlich haben.

Wir wünschen uns mehr von alledem, natürlich. Aber die Jahreslosung ist da ganz merkwürdig. Sie sagt, dass Jesu Kraft gerade in den Schwachen mächtig ist. Oder in der Schwachheit, wie es wörtlich heißt.

Der Apostel Paulus hat diesen Satz erst einmal als Riesenenttäuschung erlebt. Da flehte er Gott an, dreimal. Er wollte Hilfe bei seiner Krankheit. Und dann bekommt er diese Worte zu hören: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Und vorher: „Lass dir an meiner Gnade genügen“. Paulus wollte gesund werden – oder jedenfalls: gesunder. Und dann kommt das!

Nun könnten wir sagen: „Typisch Christentum: Nur Worte, und keine Veränderung!“ Aber Paulus hat das anders verstanden. Nach langem Nachdenken wahrscheinlich. Ihm wurde klar: Gerade meine Schwäche ist der Ort, wo Jesu Kraft zum Ziel kommt. Ich kann Gott nicht nur in der Stärke, in der Gesundheit und im Erfolg erleben. Sondern er ist auch da, wenn es mir schlecht geht – ohne dass es mir sofort triumphal besser gehen muss. Vielleicht kann ich meine Situation dann nur besser aushalten ...

Was hat diese Erfahrung von Paulus mit uns zu tun? Schwachheit, soviel lässt sich jedenfalls sagen, ist nicht in. Es gibt den großen Zwang, stark, schön und erfolgreich zu sein. Immer besser, immer mehr! Aber was ist, wenn wir da nicht mitkommen? Wenn wir uns und andere überfordern? Wenn wir ausbrennen wie eine leere Rakete?

Paulus rückt die Maßstäbe zurecht: Das echte Leben ist nicht nur da, wo alles glatt läuft. Auch in der Schwachheit oder im ganz mittelmäßigen Alltag kannst du es finden. Du kannst es finden, wenn du bei einer Kur wieder auf die Beine kommst. Oder dann, wenn du eine Prüfung im zweiten Anlauf schaffst. Oder dann, wenn Menschen in einer Selbsthilfegruppe das gleiche Problem haben und darüber ins Gespräch kommen.

Wir wünschen uns ein gutes und erfolgreiches Jahr! Aber auch dann, wenn nicht alles klappt, kann es ein gutes Jahr sein. Denn Jesus Christus spricht: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“

Amen.

Liedpredigt zur Christnacht 2011
EG 23 „Gelobet seist du Jesus Christ“ 24. Dezember 2011

(Lied: Gelobet seist du, Jesus Christ, EG 23, 1-3)

Liebe Gemeinde,

an diesem Abend spielen Päckchen und Pakete eine wichtige Rolle. Wahrscheinlich haben wir heute Abend einige auspacken können. Meist sind sie ja schön verpackt, und du merkst erst beim Auspacken, was drin ist.

Manchmal sind auch Lieder wie ein Paket. Mit Erinnerungen und Geschichten drin. Ich merke das, wenn ich die alten Advents- oder Weihnachtslieder singe. Plötzlich sind die Erinnerungen wieder da. Mir ging es vor einigen Tagen so. Ich stimmte in das Lied „Macht hoch die Tür“ ein, und völlig unerwartet stand mir eine Szene aus der Schulzeit vor den Augen. Die Szene, als ich das Lied zum ersten Mal sang. Und plötzlich war ich wieder in der ersten Klasse und saß auf meinem Platz mit dem Rücken zum Fenster, der Blick auf den großen Adventskranz.

Ja, in diesen Liedern stecken Erinnerungen und Geschichten. Oft schöne, manchmal auch schwere. Viele Erinnerungen werden wach, wenn wir die alten Lieder heute Nacht singen und hören.

Wie ist bei dem Lied, das wir eben gesungen haben: „Gelobet seist du, Jesus Christ“? Vielleicht kennen´s manche von uns aus dem Weihnachtsoratorium. Oder Sie haben es früher am 1. Weihnachtsfeiertag gesungen. Da gehörte es fest dazu. Aber heute ist dies Lied weitgehend aus der Mode gekommen, wird nur noch angestimmt, wenn ein guter Posaunenchor da ist.

Aber ein Weihnachtsschlager ist es nicht. Dazu klingt die Melodie viel zu mittelalterlich und fremd. Und die Worte hören sich auch nicht gerade eingängig an: „Des ewgen Vaters einig Kind“, „Den aller Weltkreis nie beschloss“. Das klingt verstaubt, riecht ein bisschen nach Mottenkugel.

Bei diesem Lied haben wir es nicht mit einem gestylten Hochglanzpaket zu tun. Aber gerade das macht mich neugierig auf den Inhalt – und Sie vielleicht ja auch.

Aber wenn wir das Paket auspacken, dann wird gleich deutlich: Genaugenommen haben wir es sogar mit zwei Paketen zu tun. Ein kleineres Paket, das in einem größeren drinsteckt.

Das kleinere Paket der erste Vers. Dieses Paket ist sehr alt. Vor über sechshundert Jahren haben es die Klosterdamen in Medingen gesungen, ganz hier bei uns in der Nähe: „Gelouet sistu, Ihesu Crist, dat du hute boren bist.“ Ein Freudenlied zu Weihnachten: Jesus ist da! Und darum lohnt es sich zu feiern und fröhlich zu sein. „So falle auf deine Knie und bete das liebe Kindlein an“, empfiehlt die alte Liederhandschrift aus Medingen.

Aber viele von uns würden es doch gerne genauer wissen. Ja, wir haben es wohl tausendmal gehört: „Zu Weihnachten feiern wir die Geburt Jesu Christi“. Aber was das eigentlich bedeutet, das rutscht einem übers Jahr so leicht weg. Und darum möchten wir es immer wieder nachbuchstabieren und verstehen.

Wahrscheinlich waren es ja Menschen wie wir, an die Martin Luther im Advent 1523 dachte. Damals nahm er sich die alte Liedstrophe vor und ergänzte sie gleich um sechs Verse. Aus einer Strophe wurde so ein ganzes Weihnachtslied.

Worin das Wunder von Weihnachten besteht, das möchte Luther gleich am Anfang klarmachen. Darum schreckt er auch nicht vor dem Eingriff in die alte Strophe zurück. Das Wichtigste ist für ihn nicht, dass Jesus „heute geboren ist“. Viel wichtiger ist doch, dass er als „Mensch geboren“ ist, und dass Gott uns Menschen grad in diesem Menschen nahe kommt. Nicht von oben herab, sondern „auf Augenhöhe“.

In den beiden nächsten Versen malt er das in immer neuen Bildern aus. In der „Krippe“ findest du das einzige Kind des ewigen Vaters jetzt, also noch viel niedriger als auf Augenhöhe. „Unser armes Fleisch und Blut“ nimmt er an. Er hat keinen Sonderstatus. Kann genauso leiden, aber auch genauso lachen und genießen wie wir. Und schließlich bekommen wir ihn sogar im Schoß seiner Mutter gezeigt, „ein Kindlein klein“, das ganz auf Liebe und Versorgung angewiesen ist.

Menschlicher als so können wir von Gott nicht sprechen! All die Bilder vom fernen und mitleidlosen Gott bekommen in dieser Nacht einen Riss. Nicht auf dem Thron findest du den, „der alle Ding erhält allein“. Und du findest ihn auch nicht in irgendeiner Führungsetage, sondern in der Krippe.

(Lied: Gelobet seist du, Jesus Christ, 23,4-7)

Aber was hat die Weihnachtsgeschichte mit uns zu tun? Diese Frage kannte Luther auch, liebe Gemeinde. Und darum ändert er in den letzten vier Versen seines Liedes noch einmal den Ton. Jetzt geht es ihm nicht mehr ganz allgemein um die Nähe Gottes, sondern darum, dass Gott uns nahe kommen will. Zu Weihnachten geht es um uns. Um dich, um mich. Ganz deutlich sagt Luther das im letzten Vers: „Das hat er (nämlich Jesus) alles uns getan, sein groß Lieb zu zeigen an“. Im Klartext heißt das: Weihnachten ist kein Selbstzweck, und das

Wichtigste an Weihnachten ist auch nicht die Geschichte von der Krippe. Sondern das Wichtigste ist, dass wir da Gott ins Herz schauen können und diese „groß Liebe“ finden, die Gott zu jedem und jeder von uns hat.

Aber was heißt das konkret? Es ist leicht, von der Liebe zu sprechen. Zu Weihnachten tut das jeder. Aber entscheidend ist doch, dass diese Liebe wirklich bei uns ankommt. Und dass sie auch da hinkommt, wo wir sie besonders nötig haben.

Nicht ohne Grund spricht Luther von der „Nacht“ oder vom „Jammertal“: Das sind die Lebenssituationen, in denen Gott für uns normalerweise ganz weit weg ist. Und täuschen wir uns nicht: Auch in diesen Festtagen fühlen sich manche Menschen wie im „Jammertal“ oder wie „mitten in der Nacht“. Das erste Weihnachten ohne den geliebten Menschen. Oder die Einsamkeit nach einer Trennung. Oder das lähmende Gefühl von Armut.

Weihnachten macht das nicht einfach ungeschehen. Weihnachten ist nicht der große Zauberstab, der alles schlagartig verändert. Und trotzdem wird durch Weihnachten etwas anders.

Luther beschreibt in mehreren Anläufen. Zunächst mit dem Bild vom Licht: Da kommt das Licht mitten in die Nacht und hat gar keine Angst, von der Nacht verschluckt zu werden. Das ist genau das, was wir dann vom erwachsenen Jesus immer wieder hören. Denn er geht ja genau zu denen, in deren Leben es finster aussieht. Er geht zu den Blinden und Kranken und zu denen, die mit ihrem Leben gescheitert sind. Dahin bringt er das Licht. „Es leuchtet wohl mitten in der Nacht und uns des Lichtes Kinder macht“.

Die Nacht wird hier nicht einfach weggeblasen wie ein falscher Traum. Aber wenn Jesus kommt, dann ist die Nacht nicht mehr alles. Dann kann die Nacht mich nicht mehr ganz bestimmen. Denn dies Licht will mich anstecken, will mir zeigen, was ich bin, nämlich ein Kind des Lichts. Ich gehöre zu Gott, auch „mitten in der Nacht“. Und wenn ich das glaube, ahne, spüre – dann kann die Nacht für mich ein anderes Gesicht bekommen. „Das ewig Licht geht da herein, gibt der Welt ein´ neuen Schein“.

Hier ist von einem Geschenk die Rede, das wir uns selber nicht machen können. Diesen „neuen Schein“, den können wir einfach nur wirken lassen. Und genauso ist das wohl auch mit den etwas ungewöhnlichen Geschenken, die Luther in den folgenden Versen erwähnt. Danach will Jesus uns zu „Erben in seim Saal machen“ (gedacht ist wohl an das himmlische Festmahl nach dem Matthäusevangelium). Und nicht nur das: Wir sollen auch noch „in dem Himmel reich und seinen lieben Engel gleich“ werden.

Für unsere Ohren klingt das wahrscheinlich sehr weltflüchtig, so als wäre diese Welt nur das

„Jammertal“ und nicht auch Gottes wunderbare Schöpfung. Aber ich finde es schon tröstlich, dass Luther die Hoffnung auf ein ewiges Leben bei Gott nicht verschweigt. Mit dieser Hoffnung müssen wir weniger Angst haben, und wir können das Leben und seine Feste ganz anders genießen. Und uns ganz anders über Weihnachten freuen.

Zum Schluss steht auch in Luthers Weihnachtslied die große Freude: „Des freu sich alle Christenheit und dank ihm des in Ewigkeit“. So wie die Engel sich über Weihnachten freuen, so sollen und dürfen wir auch in den Jubel einstimmen. Denn „das hat er alles uns getan, sein groß Lieb zu zeigen an“.

Ja, wir sind Beschenkte. Ganz egal, was wir vorhin an Paketen auspacken konnten.

Amen.

Was wir hier in der Kirche lesen und hören, das führt dir jede Krippe ganz plastisch vor Augen. Da siehst du das Kind, in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen. Da siehst du Maria, die gerade ihren ersten Sohn zur Welt gebracht hat. Und da siehst du den Josef, der aus dem Haus und Geschlechte Davids stammt und deshalb bei der Volkszählung in seine Heimat zurückmusste.

Weihnachten lebt davon, dass wir die Geschichte nicht nur hören, sondern auch sehen. Stellen wir uns einmal vor, die Hirten hätten von den Engeln nur den Satz gehört: „Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids.“ Für die Hirten wahrscheinlich lauter Fremdworte, viel zu hoch! Aber nehmen wir einmal an, die Hirten hätten diesen Satz verstanden. Ob sie die Sache dann geglaubt hätten? Ob sie kapiert hätten: Das hat etwas mit uns zu tun!?! Für uns ist heute der Heiland geboren - der Retter!?

Ob die Worte gereicht hätten? Ich bin mir nicht sicher! Umso besser, dass der Engel bei den großen Worten nicht stehen bleibt. Sondern dass er den Hirten sofort etwas zum Sehen anbietet: „Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen.“

Konkreter geht es nicht, liebe Gemeinde! Da bekommen die Hirten gesagt: Der Retter ist nicht weit weg. Er wohnt nicht im großen Palast. Er wird nicht von Leibwächtern abgeschirmt. Sondern er ist ein Kind in der Futterkrippe. Ihr könnt ihn finden und sehen!

Zu Weihnachten feiern wir, dass Gott uns ganz weit entgegenkommt. Er ist nicht der alte Mann auf Wolke sieben. Ganz und gar nicht! Stattdessen finden die Hirten das kleine Kind.

Und das ist kein Wunder! Denn Gott will ja wirklich zur Welt kommen. Ganz konkret. Er will dahin, wo wir leben. Und er lässt sich auch von den großen und kleinen Krisengebieten nicht abschrecken. Natürlich ist er gern dabei, wenn wir feiern. Aber er geht auch dahin, wo es wehtut und wo man nicht so gerne hingehet. Zur lauten Familie mit den Kindern nebenan. Zur Frau, die in diesem Jahr ihren Mann verloren hat. Zum Arbeitslosen, der nicht weiß, wie es weitergehen soll. Und er will auch zu denen kommen, die bis eben noch im Stress waren, für die Weihnachten noch gar nicht da ist.

Gott kommt wirklich zur Welt. Dahin, wo wir wohnen. Darum haben wir die Krippen zuhause. Ganz egal, ob sie aus Holz, Ton oder Plastik sind.

Und wenn Sie keine zuhause haben oder für Ihren Nachbarn eine basteln wollen – dann können Sie sich nach dem Gottesdienst gerne einen Bastelbogen mitnehmen.

Denn die große Freude soll wirklich allen widerfahren!

Amen.

Andacht
auf einer Klausurtagung des Sozialwissenschaftlichen Instituts
15. November 2011

zu Eugen Ruge: In Zeiten des abnehmenden Lichts, S. 236-238)

Der Roman „In Zeiten des abnehmenden Lichts“ erhielt den Deutschen Buchpreis 2011. In diesem Romanerstling von Eugen Ruge geht es um ein Stück deutsche Geschichte. Zentrale Ereignissen der ostdeutschen und der DDR-Geschichte blitzen auf, werden geschickt mit einer Familiengeschichte verknüpft. Der zeitliche Bogen, den Ruge spannt, reicht vom Stalinismus bis zur Zeit nach dem Mauerfall und dann bis zum 11. September 2001.

Die Helden des Buchs sind Menschen, die sich mehr oder weniger deutlich im Umfeld des Kommunismus bewegen: Wilhelm und Charlotte, die Veteranen aus den Anfangszeiten von USPD und KPD, der lebenshungrige Werner, ihr Sohn, der schließlich der Gorbatschow'schen Reformbewegung zuneigt, und der nonkonformistische Alexander, der noch vor der Grenzöffnung in den Westen flieht.

Die Religion spielt in diesem Buch keine große Rolle. Höchstens, als der Pfarrer mit seinen Friedensandachten beschrieben wird. Diese Friedensandachten spielten in der Endzeit der DDR ja eine wichtige Rolle. Und außerdem ist der Pfarrer an Alexanders ehemaliger Frau interessiert und macht nach der Wende eine Karriere in der Politik ...

Umso erstaunlicher ist der Romanausschnitt, den ich vorhin vorgelesen habe. In ihm ist die Religion ausdrücklich und über zwei Druckseiten Thema. Die Szene spielt im Jahr 2001. Nach einer Krebsdiagnose ist Alexander nach Mexiko geflüchtet. Mexiko ist das Land, in dem seine Großeltern während der NS-Zeit Asyl fanden, und in ihren Erzählungen hat sich für den Enkel dieses Land zum Traumland verklärt. In Mexiko angekommen, ist der Kontrast umso härter. Aber gerade so ist Alexander seinem eigenen Leben, auch seiner eigenen Hoffnung und Verzweiflung auf der Spur. Er begegnet zwei Touristinnen aus der Schweiz, und im Gespräch über die altmexikanischen Götterbilder aus dem Museum wird die Religion zum Thema.

Für die Schweizerinnen ist Religion kein Problem: Sie haben zahlreiche praktische Erfahrungen und stehen für einen Synkretismus, der von der Jungfrau Maria über Voodoo und den Dalai Lama und Heilssteine bis zu außerirdischen Zivilisationen reicht. In ihrer Patchworkreligiosität ist vieles möglich. Vieles kann nebeneinanderstehen und nacheinander kommen. Religion ist hier wie „ein rasch hingeworfenes Aquarell“. „Luftig“ und „schwereles“.

Bei Alexander ist das mit der Religion schwieriger. Die postmoderne Leichtigkeit (die der Autor ja auch wenig karikiert) geht ihm völlig ab. Bei ihm war es eine „schwierige, verrückte,

gewaltsame Begegnung“, die ihm wieder in den Sinn kommt. Eine Erfahrung im „Jahrhundertwinter, als alles zerbrach und die Vögel [...] vom Himmel fielen“.

Um was für eine Erfahrung geht es hier? Die Romanschilderung bleibt hier merkwürdig blass. Klar ist nur: Alexander befand sich damals in einer tiefen biographischen Krise. Er hauste auf den „Dielen irgendeiner Abrissbude“, und er musste erleben, „wie der Schmerz ihn inwendig ausfraß“. Wahrscheinlich war es die Lage nach dem Scheitern seiner Ehe, als er in eines der zahlreichen unbewohnbaren Häuser flüchtete.

In dieser Krise dann die „Begegnung mit ebenjenem“. Von Gott ist hier nicht die Rede. Genauso, wie der Autor nur ganz unbestimmt vom dem spricht, was Alexander dann „im schwarzen Geäst einer Hinterhofpappel“ sah: Er sah „es“. Ein Licht? Jedenfalls etwas, was ihn erleuchtete, aber „für das ihm, dem atheistisch Erzogenen, kein Wort zur Verfügung stand“, wie der Autor erklärend hinzufügt. Keine religiöse Tradition, und dann doch diese Erfahrung!

Rückblickend erinnert sich der Romanheld an „Glücksgefühle“, an das „Lächeln eines Verzückten“, mit dem er seine Umgebung ganz neu wahrnahm. „Jede rostige Laterne“ ein „Wunderwerk“, und „in den Augen der Kinder“ jenes „es“, für das er keine Sprache hatte. Eugen Ruge entwirft hier eine ekstatische Erfahrung, die an Rudolf Otto und seine Beschreibung des Heiligen erinnert. Das Heilige als erschütternd und anziehend zugleich. Ruges Romanfigur Alexander kann sich dieser Erfahrung erst einmal nicht entziehen. Denn sie ist besitzergreifend, verändernd, aber auf eine gewisse Weise auch verpflichtend. Von der möglichen Zentralität des Glaubenthemas hörten wir ja gestern.

Aber gerade dieser Anspruch wird für Alexander auch zum Problem. Eugen Ruge spricht am Schluss seiner kleinen religionsphänomenologischen Studie vom Gefühl der „Sünde“, das seinen Romanhelden bewegt. Aber wie so vieles in seiner Gotteserfahrung, so bleibt auch diese „Sünde“ offen: Besteht sie in der Überschätzung oder in der Verleugnung dieser Begegnung? Ist jetzt „Reue“ dran? Soll er die „Botschaft“ anerkennen, „den Namen [...] nennen“?

Offene Fragen. Umso bemerkenswerter, dass Ruge sie seinen Helden in der geprägten religiösen Sprache formulieren lässt. Wir wissen nicht, ob sein Alexander diese Sprache erst in Westeuropa gelernt hat. Klar ist nur: Diese Sprache kann die Sache verdecken; oder sie kann abgedroschen sein. Aber sie hält auf ihre Weise auch Fragen wach, weil sich in ihr bestimmte Erfahrungen einfach leichter formulieren lassen.

Um es noch kurz zu sagen: Der Roman endet nicht mit einer genuin christlichen Perspektive. Am Schluss hat Alexander die vorauslaufende Vision von ewiger Wiederkehr und Gleichgültigkeit: „Einzig das Knirschen der Hanfseile wird noch zu hören sein. Und das gleichgültige, ferne Rauschen des Meeres.“

Ein schönes Bild, wie ein Foto aus dem Urlaub. Und trotzdem bin ich froh, dass es neben dieser kosmischen Gleichgültigkeit noch etwas anderes gibt. Die Herrnhuter Losungen rufen uns heute ein Wort aus dem Jesajabuch in Erinnerung. Da sagt Gott zu seinem Volk – ganz verbindlich und verändernd: „Ihre Wege habe ich gesehen, aber ich will sie heilen und sie leiten und ihnen wieder Trost (eigentlich: Frieden, Ganzheit, Integrität) geben.“ (Jes. 57,18)

Etwas davon hat Ruge seinen Alexander erfahren lassen. In aller Offenheit und Ambivalenz.
Amen.

„Heile mich, so werde ich heil“

Wort zum Sonntag, Allgemeine Zeitung der Lüneburger Heide, 29.10.2011

Korfu-Stadt, in diesem Sommer: Wie ein Volksfest wird der Tag des Inselheiligen gefeiert. In den Gassen stehen feingekleidete Menschen, mehrere Musikkapellen kreuzen unseren Weg, und als wir uns der Kirche des heiligen Spyridon nähern, kommen uns Einheimische mit grünen Zweigen in der Hand entgegen.

Eben haben sie den Sarkophag des Heiligen durch die Stadt getragen, und jetzt ist er im Altarraum ausgestellt. Die Kirche platzt fast aus den Nähten: Alle wollen nach vorne, um den Heiligen zu verehren, um vor ihm das Kreuz zu schlagen. Ungeduldig stehen sie an, versuchen mit den Wachleuten zu verhandeln, zeigen auf ihre Kinder oder verweisen auf einen Termin, den sie noch haben.

Warum stehen diese Menschen an?, frage ich mich. Was verbinden sie mit diesem Heiligen? Da sehe ich Kranke, die an den Absperrungen vorbeigeleitet werden, direkt in den Altarraum. Über den Inselheiligen werden viele Geschichten erzählt, aber besonders wichtig sind den Menschen die Geschichten von den Heilungen. Darum stehen sie also an. Sie möchten Gesundheit, vielleicht auch Heilung. Und als Zeichen dafür nehmen sie die Zweige mit nach Hause.

Für mich ist dieser Heiligenkult erst einmal fremd. Aber mich fasziniert, dass die Sehnsucht nach Gesundheit hier einen ganz wichtigen Platz in der Kirche hat. Natürlich haben die Menschen auf Korfu auch ihre Ärzte, und zwar sehr kompetente. Aber sie bringen ihren Wunsch nach Gesundheit eben auch mit Gott in Verbindung.

Das erinnert mich an die Bitte, die wir vom Propheten Jeremia hören: „Heile du mich, Herr, so werde ich heil; hilf du mir, so ist mir geholfen“ (Jer. 17,14). Der Prophet lädt bei Gott seine ganze Not und Sehnsucht ab, ganz konkret. Genauso wie die griechischen Gläubigen geht er davon aus: Gott ist sich für das Konkrete nicht zu schade. Ganz im Gegenteil!

Um das zu erfahren, müssen wir nicht zu den Heiligen pilgern. Beten können wir da, wo wir sind. Und zwar ganz konkret - für uns und für andere Menschen. Und Gott sei Dank gibt es auch in immer mehr Kirchen die Möglichkeit, sich persönlich segnen zu lassen. Für ein konkretes Anliegen, für eine konkrete Herausforderung. Wunder verspricht das nicht. Aber es gibt dir Kraft, heilsam für Seele und Leib.

Aber plötzlich zerren die alten Aufgaben und Pflichten wieder an dir.

Was trägt uns, wenn die Fundamente wackeln? In der Währungskrise wird das Gold als vermeintlich „sicherer Hafen“ angepriesen. Das ist die Weisheit der Anlageberater. Was sagt Jesus zu den Unsicherheiten unseres Lebens? Soviel ist klar: Er fordert nicht einfach platt zum Glauben auf, so wie das manche Bekehrungsprediger tun. Sondern er braucht drei lange Kapitel, um seine Lebensregeln zu entfalten. Alles Regeln, die uns auch in der Unsicherheit weiterhelfen können. An drei Beispielen möchte ich das deutlich machen.

Gleich zu Beginn der Bergpredigt heißt es: „Selig sind die, die Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.“ Jesus verherrlicht hier nicht das Leiden, aber er weiß, dass das Leiden und Trauern zum Leben dazugehört. Er hat nicht das Ideal, dass wir das Leiden und Trauern gleich abhaken sollten. Sondern getröstet werden bei ihm grad die, die die Trauer wirklich aushalten und an sich herankommen lassen. Erst dann sind wir soweit, in der Tiefe auch den Trost zu spüren – den Halt, wenn alle Fundamente wackeln. Es lohnt sich, die Hand nach diesem Trost auszustrecken.

Und dann hören wir die provokativen Worte: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, wo sie die Motten und der Rost fressen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel ...“ Jesus kannte unser modernes Finanzsystem noch nicht, aber er hatte eine Ahnung davon, dass unser Vermögen immer auch von der Entwertung bedroht ist. Was das für die Altersversorgung bedeutet, haben die Rentner in den USA in der Krise bitter erfahren müssen. Geht Jesus an der Notwendigkeit, fürs Alter vorzusorgen, einfach achtlos vorbei? Oder warum weist er uns auf die Schätze im Himmel hin?

Jesus, so meine ich, möchte hier einfach nur unseren Blick öffnen: Wenn es um unsere Zukunft geht, sind die Werte, die wir ansparen können, nicht alles. Darüber hinaus gibt es eben diese Schätze im Himmel. Und damit meint Jesus nicht irgendeinen Lohn für unsere guten Taten, sondern einfach das, was Gott für uns an Segen und Fürsorge bereit hält. Auch wenn wir das vielleicht enttäuschend finden: Weder wir noch unser Politiker haben den Zauberstab für Währungsstabilität und ewigen Wohlstand in der Hand. Für uns ist das unbefriedigend, aber nach Jesus muss es eben keine bodenlose Katastrophe sein: Denn es gibt es gibt ja auch noch die Schätze im Himmel, und mit diesem Hinweis meint Jesus keine Vertröstung auf das Leben nach dem Tod. Stattdessen geht es um all das Gute, das wir unabhängig vom Börsenstand von Gott erwarten und erbitten dürfen: die Reichtümer der Natur, Kraft, Phantasie und das Gefühl von Glück.

Damit bin ich beim dritten Punkt: Der bekannteste Vers aus der Bergpredigt ist wohl die Goldene Regel: „Alles, was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch!“ Dieser Vers ist die Aufforderung zur Mitmenschlichkeit: Lebt nicht aneinander vorbei, sondern denkt euch in die anderen hinein! Gerade wenn der Boden schwankt, ist es leicht, nur

an sich zu denken. An die eigenen Interessen, an die eigene Zukunft. Und gerade gegen diese Haltung wendet sich Jesus. Und in vielen Nachbarschaften ist es ja auch noch selbstverständlich, dass wir miteinander feiern, aber auch miteinander trauern, wenn es nötig ist. Aber wie ist das mit den Russlanddeutschen gegenüber? Und wie ist das mit den Staaten aus der Euro-Zone, die gerade große wirtschaftliche Probleme haben? Meine Familie und ich, wir haben in den vergangenen Wochen in Griechenland viele hart arbeitende Menschen gesehen, bei denen unsere Steuergelder als EU-Hilfe oder als Garantie gut angelegt sind.

Soviel, liebe Gemeinde, für heute zur Bergpredigt. Es sind jedenfalls keine veralteten Worte, die Jesus uns hier ins Stammbuch geschrieben hat. Und heute sehe ich deutlicher als vor 33 Jahren, dass diese Lebensregeln uns wirklich stützen können wie ein gutes Fundament. Einfach deshalb, weil hinter diesen Worten Gott steht, das Fundament für unser Leben und für unsere Welt. Amen.

Predigt
am 3. Sonntag nach Trinitatis
10. Juli 2011

Liebe Gemeinde,

stellen Sie sich vor, Sie würden diesen merkwürdigen Heiligen in der Innenstadt treffen! Ein Mann mit einem zotteligen Kamelhaarmantel, wahrscheinlich selbstgewebt. Um den Körper hat er einen Ledergürtel geschlungen, der auch schon bessere Zeiten gesehen hat. Er sieht hager aus, dieser Mann. Man sagt, dass er sich nur von Heuschrecken und Honig ernährt. Und wenn die Leute darauf zu sprechen kommen, dann verziehen sie das Gesicht: Igitt, wie kann man nur! Heuschrecken und wilder Honig!

Und dann die provokativen Reden, die dieser Mann schwingt: „Wer zwei Hemden hat, der soll eins abgeben an den, der keins hat!“ Ist wohl ein Linker! Und dann pöbelt er auch noch die Leute an: „Ihr Schlangenbrut, seid nicht so sicher, dass ihr dem großen Gericht entgeht!“ Solche Drohreden in der Öffentlichkeit – einfach unverschämt! Aber dann wird er auch ganz religiös: „Kehrt um und verändert euer Leben! Lasst euch taufen! Denn es kommt einer, der ist viel größer als ich!“

Stellen wir uns vor, wir würden diesem Straßenprediger in der Innenstadt begegnen. Würden wir den Kopf schütteln? Würden wir weitergehen? Würden wir anhalten und ein paar Minuten zuhören? Würden wir uns taufen lassen von diesem hergelaufenen Mann?

Johannes der Täufer ist schon eine provokante Gestalt. Und wahrscheinlich hat er die Leute auch schon vor zweitausend Jahren provoziert. Und trotzdem kamen sie zu ihm. Scharenweise zogen sie in die jüdische Wüste, hinaus an den Jordan. War es Neugier? Wollten sie sich provozieren lassen, so wie wir uns heute die Sprüche eines Dieter Bohlen anhören?

Ich vermute mal, dass mehr dahintersteckte. Vielleicht war es die Sehnsucht nach dem echten Leben, die die Menschen an den Jordan hinaustrieb. Die eingefahrenen Gleise hinter sich lassen, noch einmal Neuland entdecken – das sind doch auch die Hoffnungen, mit denen viele von uns in den nächsten Wochen in den Urlaub fahren. Die Sehnsucht nach dem echten Leben – bei Johannes wurde das allerdings nicht zur Wellness-tour. Er mutete den Leuten etwas zu. Die einfachen Wahrheiten. Den Zöllnern sagte er auf den Kopf zu: Presst die Leute nicht aus! Und auch den Soldaten redete er ins Gewissen: Nutzt eure Macht nicht aus! Und dann diese unbequeme Mahnung mit den Hemden: Wer zwei hat, soll das andere abgeben! Das setzt ja voraus, dass du an den Armen gerade nicht vorbeischaust.

Johannes mutet den Leuten etwas zu. Vielleicht kommen sie ja gerade deshalb. Denn Süßholzasplanter gibt es genug, und auf die Dauer sind die langweilig, weil sie dich nicht weiterbringen.

Aber die Leute wären nicht gekommen, wenn Johannes sie nur mit ihren Fehlern konfrontiert hätte. Wir kennen das ja von uns: Manchmal ist der ernüchternde Blick in den Spiegel wichtig. Aber reicht nicht, um uns Schwung für den Alltag zu geben. Darum bot Johannes den Leuten auch Zukunft und Hoffnung an.

Da ist die Taufe, dieses Bad im Jordan. Die Menschen kannten das vorher nicht, aber es leuchtete ihnen ein: Du lässt dich untertauchen und dann wieder aus dem Wasser ziehen. Das ist, wie wenn du ein neuer Mensch wirst. Das Alte wird abgewaschen, und du kommst anders aus dem Fluss heraus, als du hineingegangen bist. Für Menschen, die keine Dusche kannten, muss das eine überwältigende Erfahrung gewesen sein. Und auch wir spüren etwas vom Zauber der Taufe, wenn ein großes oder kleines Gotteskind mit Wasser besprenkelt wird: „Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes ...“ Johannes ist der Erfinder der Taufe, und seine Erfindung berührt uns bis heute.

Dazu kommt noch etwas anderes: Kaum jemand konnte mit der gleichen Dringlichkeit von der Zukunft sprechen: „Verändert euer Leben, denn das Himmelreich ist nahe“. Das hämmerte er den Menschen immer wieder ein. Gott ist ganz nah, und darum könnt ihr nicht einfach so weitermachen. Vielleicht denken wir bei solchen Worten an einen Untergangspropheten wie den amerikanischen Pastor, der vor ein paar Monaten das Weltende erwartete – auf den Tag und fast auf die Stunde genau. Aber Johannes war keiner dieser Untergangspropheten. Sondern er hatte die Ahnung, dass etwas Neues kommt, und dass Gott unsere Welt nicht egal ist. Darum die Hoffnung, die er auf Jesus gesetzt hat.

Dass Gott die Welt nicht egal ist – am wichtigsten ist uns das vielleicht, wenn wir ein Kind sehen. Aber auch für uns und für die Armen und Bedrängten dieser Welt wünschen wir uns Hoffnung und Zukunft.



***Mittleres Johannesfenster in der Klosterkirche Oldenstadt
von Alois Plum / Mainz, 1998 (Ausschnitt, Foto: Gunther Schendel)***

Und als Anwalt der Zukunft finde ich Johannes bis heute wichtig. Da mag er noch so streng und befremdlich sein, ein Störfaktor in jeder Fußgängerzone. Ich bin glücklich, dass unsere Klosterkirche hier in Oldenstadt seit über tausend Jahren nach ihm benannt ist (das Oldenstädter Fensterbild zeigt ihn zusammen mit Maria, wie er staunend und froh auf Jesus hinweist). Und ich bin dankbar, dass wir in diesem Jahr der Taufe wieder verstärkt an den ersten Täufer erinnern. Amen.

**Predigt
zur Konfirmation 2011
(Oldenstadt, 8. und 15. Mai 2011)**

Liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden,
liebe Eltern und Großeltern,
liebe Patinnen und Paten, liebe Festgemeinde!

Es gibt Lieder, die sofort ins Ohr gehen, die dich auch dann noch erreichen, wenn sie eigentlich gar nicht deine Musik sind. „Krieger des Lichts“ von der Gruppe Silbermond: Das ist auch so ein Ohrwurm. Immer wieder im Radio gespielt. Und im März mit dem ECHO ausgezeichnet.

Aber warum hören wir dieses Lied heute in der Kirche? Bei Eurer Konfirmation? Ihr seid doch Jugendliche – und keine Kriegerinnen und Krieger! Ihr wünscht Euch Frieden – und nicht den Kampf! Und Uniformen trägt Ihr ja auch nicht. Ganz im Gegenteil: Jede und jeder von Euch hat sich auf ganz eigene Weise für diesen Tag chic gemacht! Hier vorne sitzt Ihr so, wie Ihr heute sein wollt. Keine Uniform, sondern Euer eigener Stil. Und wie erwachsen Ihr damit aussieht, das spüren Eure Eltern vielleicht am deutlichsten.

Warum dann dieses Lied über die „Krieger des Lichts“? Wenn du genauer hinhörst, dann merkst du: In diesem Lied geht es gar nicht um Kampf und Krieg, sondern um den Start ins Leben. „Macht euch auf den Weg“: Das singt Steffi Kloß, die Sängerin von Silbermond, gleich mehrfach. Und Ihr seht so aus, als wolltet Ihr Euch auf den Weg machen. Ihr seht neugierig aus. Neugierig auf das eigene Leben. Wie Entdecker, die etwas sehen und erleben wollen.

„Macht euch auf den Weg!“ Ja, gerne! Aber beim Start ins Leben gibt es auch Hindernisse. Im Lied ist davon die Rede. Unser „Wille“ kann schläfrig sein, so müde wie eine faule Katze. Die „Angst vor unsern Schwächen“ kann uns lähmen. Und vielleicht haben wir auch das Gefühl, gar nicht gebraucht zu werden. Frei nach dem Motto: „Ob ich was tue oder nicht, ist doch eh egal! Es mäkeln doch sowieso alle an mir herum!“

Vielleicht kennt Ihr diese Gefühle und Gedanken auch. Und wenn man so drauf ist, dann ist jeder Schritt nach vorne richtig schwer.

Darum wird das Lied ganz direkt und sagt uns immer wieder:
„Ihr seid gebraucht hier“

„Hab keine Angst vor deinen Schwächen“
„Fürchte nie deine Fehler aufzudecken“
„Lasst uns aufstehn“

Ja, jede und jeder von Euch wird gebraucht. Ihr seid wichtig mit Euren Erfahrungen und Einfällen, mit dem, was Ihr seid und könnt. Vielleicht habt Ihr Freundinnen und Freunde, die Euch das sagen. Die Euch Mut machen zum Weg nach vorne.

Und wenn es Euch einmal keiner sagen sollte, dann sagt es Euch Gott. „Ihr seid das Licht der Welt“: So hat Jesus einmal seine Freundinnen und Freunde angeredet. Und ich finde, das stimmt: Wir Menschen können die Welt nicht nur kaputter, sondern wir können sie auch heller machen. Ihr kennt das sicher aus der Schule: Da gibt es manche, die ganz finster drauf sind. Aber andere, die haben eine Ausstrahlung. Die können dich irgendwie anstecken. Mit Leichtigkeit, mit Freude. Und du spürst: Die haben eine innere Kraft.

Um diese Kraft geht es auch in dem Lied. Da heißt sie „Mut“, „Herz“ oder „Glaube“. Und das Lied betont immer wieder: Damit kommst du weiter. Wenn du ein Herz und den Glauben hast, dann ist das Schwert und Macht genug. Dann brauchst du nicht den starken Mann zu markieren (oder die starke Frau). Dann musst du deine eigenen Ängste und Fehler nicht um jeden Preis verstecken. Und dann musst du dich vom schönen Schein nicht blenden lassen:

Lass dich nicht täuschen auch wenn's aus Gold ist
Lass dich nicht blenden erst recht von falschem Stolz nicht
Lerne vergeben und verzeihn
Lasst uns aufstehn
Macht euch auf den Weg

Ihr werdet Euch heute auf den Weg machen und wieder ein Stück erwachsener werden. Wir Erwachsenen wünschen Euch dazu viel Kraft und Gottes Segen. Möge Gott Euch stärken und behüten, damit Ihr neugierig und mutig nach vorne geht. Und vertraut doch auf das Licht, das Jesus in die Welt gebracht hat. So werdet auch Ihr Licht sein in dieser Welt. Keine kämpferischen „Krieger des Lichts“ vielleicht. Aber Licht. Amen.

Glaubensbekenntnis

(nach Formulierungen des Konfirmationsjahrgangs 2011)

Gott ist geheimnisvoll.
Er hat die Evolution in Gang gebracht und vorangetrieben.
So hat er alles erschaffen, Himmel und Erde.
Für uns hat er viele Gesichter.
Er ist gütig, manchmal aber auch zornig,
weil ihm nicht alles egal ist.

Aber er ist immer da – auch wenn wir ihn nicht sehen.
Er hat ein Auge auf uns und lässt uns nicht allein.

Jesus ist der Retter.
Er hat von Gott erzählt.
Er hat Blinde sehend gemacht
und den Armen geholfen.
Für den Glauben ist er gestorben.
Aber dann ist er von den Toten auferstanden,
und er scheint immer in unserer Nähe zu sein.
Wie ein Lichtblick ist er.
Er hilft uns in Notsituationen, einen Ausweg zu finden.

Der Heilige Geist ist Gottes gute Kraft.
Wir wünschen uns diese Kraft für unser Leben.
Sie soll uns nicht verlassen,
damit wir tun können, was gut und gerecht ist.
Wir wünschen uns Frieden und Gelassenheit,
Geborgenheit und Heil.
Wir wünschen,
dass die Situation auf der Welt besser wird
und Gottes Segen alle Menschen erreicht.
Amen.

**Predigt
am Sonntag Estomihi**

1. Kor. 13

Raven, 6. März 2011

Vorher wurde eingespielt: "Song for the Unification of Europe" von Zbigniew Preisner aus dem Soundtrack des Films "Drei Farben: Blau" von K. Kieslowski mit dem Text von 1. Kor.

13

Liebe Gemeinde!

Vielleicht kennen Sie auch diese Augenblicke der Wahrheit: Ich stehe vor dem Spiegel, und plötzlich durchzuckt mich die Frage: Worauf kommt es im Leben eigentlich an? Was lohnt sich, worauf kann ich setzen? Manchmal bewegt mich diese Frage auch, wenn ich ein Kind sehe: Was ist wichtig, was können wir diesem Kind mitgeben? Und was kann ich durch dieses Kind noch einmal neu entdecken?

Worauf es im Leben ankommt: Zu dieser Frage hat sich jeder und jede von uns wahrscheinlich schon längst die eigenen Gedanken gemacht. Der eine würde vielleicht sagen: Ich will Spaß. Und jemand anderes denkt vielleicht: Hauptsache Erfolg. Und jemand drittes würde vielleicht zur Antwort geben: Das wichtigste ist die Gesundheit.

So wie wir nach Antworten suchen, so hat sich auch der Apostel Paulus nach einer Antwort auf diese Frage umgesehen. Immerhin geht es ja um die Grundfrage unseres Lebens. Die Antwort, die der Paulus vor mehr als zweitausend Jahren gefunden hat, haben wir eben gerade gehört: Es ist ein Lied, es sind griechische Verse, und der polnische Komponist Zbigniew Preisner hat diese alten Worte sehr modern und sehr eindrucksvoll vertont.

Welche Antwort gibt Paulus in diesem Lied? Das Spannende an diesem Lied ist, dass nicht sofort mit der Antwort kommt, sondern zunächst einmal eine Suche beschreibt. Diese Suche kommt mir vor wie der Weg auf einer Leiter: Stufe um Stufe kommt er voran.

Ich möchte einige dieser Stufe mit Ihnen und euch nachgehen. Auf der ersten Stufe denkt Paulus an die Sprachen. Bei ihm hört sich das so an: Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.

Die Sprachen: Nicht erst durch die PISA-Studie wissen wir, wie wichtig die Beherrschung von Sprachen ist. Wenn ich nicht nur unsere deutsche Sprache perfekt sprechen und schreiben kann, sondern auch noch einige Fremdsprachen: Ist das dann nicht der Weg zum Erfolg? Dann müsste mir der Weg zu einem guten Job doch eigentlich offenstehen! Und wenn ich gut

reden kann, dann müssten mir die Herzen der Menschen doch eigentlich zufliegen! So könnten wir denken, und sicherlich ist etwas daran dran.

Aber ist das alleine schon der Weg zum Glück, zu einem sinnvollen Leben. Paulus schüttelt den Kopf: Was wäre das alles ohne die Liebe? Selbst wenn du mit den Engeln auf Du und Du stündest, als ein liebloser Kerl wärst du nur ein Großsprecher, und du wärst mit deiner ganzen Sprachbegabung nicht zu gebrauchen. Du wärst wie ein dröhnender Gong, wie ein lärmende Trommel, und der Komponist hat diese Aussage mit dem Schlagzeug schön unterstrichen: Im Dröhnen des Schlagzeugs scheint diese Antwort unterzugehen.

Also kommt der nächste Schritt. In der Vertonung ist es jetzt eine Einzelstimme, eine Frauenstimme, die sich wie ein Vogel nach oben erhebt: Und wenn ich prophetisch reden könnte und wüßte alle Geheimnisse, so daß ich Berge versetzen könnte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts.

Auf dieser zweiten Stufe geht es um das Wissen. Nicht nur die Quizshows im Fernsehen zeigen, dass Allgemeinwissen wieder etwas gilt. Wissen ist ja schließlich Macht. Wenn ich mehr weiß als die anderen, dann komme ich in der Schule voran. Wenn ich mehr weiß, dann werde ich auch nachher erfolgreich sein. Und wenn ich forsche und forsche, dann werde ich vielleicht sogar das Unmögliche möglich machen: Berge werden sich versetzen, und vielleicht kann ich dann sogar einen Menschen schaffen: Ich als Gott am Reagenzglas.

Aber auch hier gießt der Apostel Paulus, der das Wissen seiner Zeit nun wirklich kannte, wieder Essig in den Wein: Ja, vielleicht kann ich mir sogar göttliches Wissen aneignen, und der Klassenbeste kann ich in jedem Fall werden. Aber was wäre das alles wieder ohne die Liebe. Ohne die Liebe bin ich auch als weltberühmter Nobelpreis ein Nichts. Und der Komponist bringt diese Aussage gleich dreimal: „dann wäre ich ein Nichts“. Und es klingt Verzweiflung und Einsamkeit mit. Das bloße Wissen kann mich in eine schreckliche Einsamkeit führen.

Deshalb wendet sich Paulus auf der dritten Stufe der Liebe zu, und in der Vertonung ist es nicht mehr eine einsame Stimme, sondern ein Chor, der diese Worte singt: Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie bläht sich nicht auf. Erst danach antwortet wieder eine einzelne Frauenstimme und führt dieses Loblied auf die Liebe weiter: Sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles.

Das sind große Worte über die Liebe. Vielleicht sind uns diese Worte zu groß, obwohl unsere Schlager und Songs ja auch nicht kleiner von der Liebe reden. Aber vielleicht lösen diese Worte einen Druck aus, weil die Liebe hier so perfekt ist. Unsere Erfahrungen mit der Liebe sind vielleicht andere: Denn wahrscheinlich kennen wir nicht nur die Herrlichkeit der Liebe, sondern auch ihre Grenzen. Manchmal stoßen wir an unsere Grenzen und sind weniger

liebevoll, als wir sein wollen. Und manchmal spüren wir auch, dass die Liebe anderer ihre Grenzen hat. Und vielleicht denken wir beim Thema Liebe auch an Enttäuschungen, an Sprünge und Brüche in unserem Leben.

Und trotzdem finde ich es schön, dass der Paulus hier so groß von der Liebe spricht. Denn die Liebe ist ja nicht selbstverständlich: Es ist nicht selbstverständlich, dass zwei Menschen sich lieben. Es ist nicht selbstverständlich, dass Kinder sich geliebt wissen können. Und es ist auch nicht selbstverständlich, dass in unserer Gesellschaft und in unseren Orten ein Klima der Nächstenliebe herrscht. Diese Liebe ist nicht selbstverständlich, aber sie ist nötig. Sie ist der soziale Schmierstoff, die unser Miteinander lebenswert macht, der für die nötige soziale Wärme sorgt.

Aber mehr noch: Wenn wir lieben oder geliebt werden, dann können wir etwas von dem Wert spüren, mit dem Gott uns beschenkt hat. Der russische Dichter Dostojewski hat das einmal in die Worte gefasst: „Einen Menschen lieben heißt, ihn so zu sehen, wie Gott ihn gemacht hat.“ Wenn wir wirklich lieben, dann sehen wir einen Menschen nicht mehr nur mit unseren eigenen Augen an, und wir messen ihn nicht mehr nur an unseren eigenen Maßstäben, sondern wir versuchen, ihn wenigstens einmal für Sekunden mit den Augen Gottes zu sehen. Da ist jeder Mensch ein Wunder, auch wenn wir aus diesem Wunder manchmal so wenig machen. Aber dieses Wunder ist da, und die Liebe kann es im anderen Menschen freilegen, und in mir auch.

Das meint auch Paulus, wenn er von der Liebe spricht. Die Liebe macht uns erst wirklich zum Menschen, weil wir in der Liebe nicht mehr nur an uns denken, an unsere Interessen, an unsere Maßstäbe. Diese Art der Liebe hat auch Folgen für die Erziehung: Natürlich werden sich unsere Kinder erst einmal an uns orientieren, und es ist gut, wenn wir ihnen in einer gewissen Weise auch Vorbilder sein können. Aber was wir nicht tun sollten, ist, sie zu unseren Ebenbildern zu erziehen. Denn sie sollen nicht unsere Ebenbilder, sondern Ebenbilder Gottes sein.

Aber Paulus geht noch eine Stufe weiter, liebe Gemeinde. Denn er lobt die Liebe nicht nur in den höchsten Tönen, sondern er bescheinigt ihr auch: Sie wird bleiben. Sie wird selbst an der Todesgrenze nicht aufhören: Die Liebe hört niemals auf, wo doch das prophetische Reden aufhören wird und das Zungenreden aufhören wird und die Erkenntnis aufhören wird. Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.

In der Vertonung, liebe Gemeinde, hört sich das dramatisch an: Das Weisheitsreden, das Reden in anderen Sprachen geht im dumpfen Schlagzeug unter, während der Gesang der Frauenstimme sich immer weiter und immer süßer erhebt, um dann die letzten Worte gleich dreimal und wie in einem Tanzrhythmus zu singen: „aber die Liebe ist die größte unter

ihnen“. Und dieser Tanzrhythmus wird dann leise vom Orchester aufgenommen, wie um zu zeigen: die Liebe bleibt, auch wenn unsere Stimmen einmal verklingen sollten.

Aber so schön diese Vertonung und so schön diese Worte sind: Stimmt das, dass die Liebe bleibt? Wir erleben es doch, dass Liebe zuende geht. Wir erleben es, dass Liebespaare durch den Tod getrennt werden. Wir erleben, dass die Liebe nicht unvergänglich ist. Und Paulus muss es doch auch gewusst haben. Wie kann er trotzdem behaupten, dass die Liebe bleibt?

Er kann es wohl nur, weil er die ewige Liebe Gottes im Blick hat, diese Liebe, die auch an der Todesgrenze nicht Halt macht. Wir stehen also mit all unseren Versuchen der Liebe nicht allein. Da ist eine Liebe, die unsere Liebe trägt, und die uns in der Liebe schon einen Vorgeschmack der Ewigkeit gibt. Wenn Liebe gelingt, dann ist Gottes Ewigkeit schon da, dann steht die Zeit still. Und wenn unter uns Menschen sind, die das Ende einer Liebe erlebt haben, die enttäuscht worden sind, oder die durch den Tod von einem lieben Menschen getrennt worden sind, dann sollen diese Menschen unter uns doch wissen: Die Ewigkeit, die Gott in die Zeiten gelungener Liebe gelegt hat, ist nicht wertlos, sie wird durch das Ende nicht widerrufen.

Worauf kommt es im Leben eigentlich an? Das war die Frage am Anfang dieser Predigt. Paulus ist auf der Suche nach einer Antwort bei der Liebe gelandet. Und ich denke auch, liebe Gemeinde: Es gibt nichts, was uns menschlicher macht. Es gibt nichts, was uns mehr mit Gott und den Menschen verbinden würde. Darum denken Christen in aller Welt in den kommenden Wochen wieder besonders an den Liebesweg Jesu. Da können wir die ganze Leidenschaft spüren, mit der Gott uns liebt. Und da können wir spüren, dass all unser Lieben nicht umsonst ist. Denn wir sind von einer größeren Liebe umgeben.

Und der Friede Gottes ...

Predigt
am 5. Sonntag nach Trinitatis
6. Februar 2011 **1. Kor. 1,4-9**

Liebe Gemeinde,

in der vorigen Woche war Zeugnistag. Schwarz auf Weiß stehen die Zahlen auf dem Blatt Papier. Sie zeigen, was die Lehrerinnen und Lehrer von deinen schulischen Leistungen halten. Meist weißt du die Noten schon vorher. Aber trotzdem ist es etwas anderes, das Zeugnis in der Hand zu halten. Vielleicht ist es ein Gefühl des Stolzes, das dich durchströmt. Oder du bist enttäuscht, kommst auf dem Boden der Tatsachen an. Wie auch immer: Der Zeugnistag lässt niemanden kalt.

Manchmal haben auch Kirchengemeinden ihren Zeugnistag. Wir kennen das, wenn bei uns in der Gemeinde Visitation ist. Dann kommt der Propst und schaut sich die Gemeinde eine Woche lang genau an – wir haben das ja vor zweieinhalb Jahren erlebt. Viele Gespräche werden geführt, viele Notizen werden gemacht. Und am Ende steht dann meist ein Bericht, der die Chancen und Probleme einer Gemeinde benennt. Keine Noten von Eins bis Sechs, aber manchmal schon klare Worte.

So erlebt auch die Kirchengemeinde in Korinth ihren Zeugnistag. Ein Teil von dem Zeugnis, das der Apostel Paulus ihr ausstellt, haben wir vorhin in der Lesung gehört. Paulus musste um diese Gemeinde ganz schön kämpfen. Er hat sie gegründet, er hat sie geliebt. Aber nicht immer ging es dort so zu, wie er sich das vorstellte. Manchmal musste er aus der Ferne mit harten Briefen eingreifen. Auch der 1. Korintherbrief, aus dem wir vorhin gehört haben, lässt es an Klarheit nicht fehlen.

Umso bemerkenswerter finde ich es, dass Paulus sein Zeugnis für die Korinther erst einmal mit einem dicken Dank beginnt: „Wenn ich an euch denke, dann danke ich meinem Gott immer wieder für die Gnade, die er euch durch Jesus Christus geschenkt hat. Durch ihn hat Gott euch an allem reich gemacht: Reich an der Fähigkeit zu reden und reich an Erkenntnis.“ Und dann fährt Paulus fort: „In gleicher Weise hat Gott der Botschaft von Christus bei euch einen festen Grund bereitet.“

Paulus hat an den Korinthern eine ganze Menge auszusetzen. Und auch wir können uns unsere Kirche immer noch anders vorstellen. Aber das ist nicht das Entscheidende. Das Entscheidende ist der Dank dafür, dass es unsere Gemeinden überhaupt gibt.

Für Paulus ist es ein Wunder, dass sich Menschen um die Botschaft von Christus versammeln, dass sie diese alte und immer wieder neue Geschichte weitererzählen.

Und für ihn ist es auch ein Wunder, dass in den Gemeinden so viele Fähigkeiten und Begabungen zu finden sind. Zwei Fähigkeiten und Begabungen greift er stellvertretend heraus: Da kann der eine gut vor Menschen auftreten und reden, während die andere reich an Erkenntnis ist. Keiner kann alles. Aber das Charmante in der Gemeinde ist: Da muss ich auch nicht alles können. Denn es gibt andere, die mich ergänzen. Und im Idealfall entsteht gerade aus der Verschiedenheit ein gutes Team.

Nun bin ich eigentlich nicht befugt, unserer Gemeinde ein Zeugnis auszustellen. Aber mein Eindruck ist: Wir sind ein gutes Team. Wir dürfen dankbar sein für die vielen Menschen, die sich für unsere Gemeinde engagieren, die mitmachen, die spenden, die unsere Gemeinde auch in ihr Gebet aufnehmen.

Was wir gemeinsam und mit Gottes Hilfe auf die Beine stellen können, das haben wir im letzten Jahr wieder beim Gemeindefest oder beim Adventsmarkt gespürt. Aber auch anderes kann uns dankbar und ein bisschen stolz machen: das erste abendfüllende Konzert unseres Gospelchors GO up!, der Neuanfang mit der Familienkirche, einem Kindergottesdienst für die Kleinen, oder der immer noch wachsende Zuspruch beim Frauenfrühstück – um nur einige Beispiele zu nennen. Jeder, der mitmacht, ist ein Grund zur Dankbarkeit!

Nachher werden wir zwei Menschen nach vorne bitten und ihnen ganz persönlich „Danke“ sagen. Es ist der Dank für große Treue, für ein z. T. jahrzehntelanges Engagement. Es ist nicht selbstverständlich, dass Sie, alle unsere Ehrenamtlichen, Ihre Zeit und Ihre Kraft in den Dienst unserer Gemeinde stellen. Umso dankbarer sind wir für Sie und für Euch!

Denn Sie sind Gottesgeschenke – für die Gemeinde und für die Menschen, die hier wohnen. Durch Sie bekommt Gottes Liebe Hand und Fuß. Durch Sie wird sie spürbar in Klängen und Tönen. Durch Sie kommt sie zu Kindern, Erwachsenen und älteren Menschen.

Sie sind Gottesgeschenke. Das soll doch einmal gesagt werden – auch wenn heute nicht Zeugnistag ist. Amen.

Predigt
am Sonntag nach Epiphania
9. Januar 2011
(zu EG 73)

Lied: Auf Seele, auf, und säume nicht (73,1-3)

Kaspar, Balthasar und Melchior – so sollen die drei Sterndeuter geheißen haben. Drei verschiedene Namen, drei verschiedene Lebensalter und Perspektiven. So jedenfalls zeigt es das Oldenstädter Glasfenster, das vor hundert Jahren in die Kirche kam. Jeder dieser drei Sterndeuter könnte eine andere Geschichte erzählen, und doch ist es immer das gleiche Kind, das sie besuchen wollen und vor dem sie niederknien.



*Glasbild aus der Klosterkirche Oldenstadt, Firma Ferd. Müller 1909
(Foto: Gunther Schendel)*

Kaspar, das ist der junge Mann ganz hinten. Er ist als Afrikaner gekennzeichnet, ein König mit Krone, Turban und Perlenkette. Ich überlege, was er wohl sagen würde. Vielleicht würde er sagen:

Ich bin der Jüngste. Für mich war es gar nicht leicht, von zu Hause aufzubrechen. Das Elternhaus, das kennst du. Da weißt du, was du hast. Da bist du zuhause. Und dann kommen die anderen und sagen dir: Wir haben den Stern gesehen, den Wunderstern! Dem müssen wir folgen!“

Ich weiß noch, wie ich erst abwinkte. Am liebsten wäre ich bei meiner Familie geblieben. Aber dann meldete sich eine andere Stimme. Neugier meldete sich, die Lust am Aufbruch, die Vorfreude auf einen neuen Weg. Denn um ehrlich zu sein: Manchmal ist es zuhause doch auch ganz schön eng. Immer der gleiche Trott, und immer musst du tun, was die Eltern von dir erwarten. Das geht bis zum Glauben, den sie dir selbstverständlich weiterreichen. Aber was ist, wenn du den eigenen Weg entdecken willst?

Jetzt bin ich hier. Als Jüngster habe ich mich hinten angestellt. So will das die Höflichkeit der Erwachsenen. Aber im Grunde kann kaum stillhalten. Ich bin ganz neugierig, was mit diesem Kind los ist. Ein neuer König, hier in diesem Stall? Ein neuer Gott? Ich bin einfach nur neugierig.

Lied: Auf Seele, auf, und säume nicht (73,4-7)

Balthasar – das ist der König in der Mitte. Er steht in der Mitte des Lebens. Nicht mehr jung, aber auch noch nicht alt. Sein Blick geht nach unten, zum Jesuskind hin. Was er jetzt wohl denkt? Vielleicht denkt er jetzt so:

Jetzt sind wir also da, und da ist das Kind. Als wir aufbrachen, da waren wir noch ganz begeistert und stolz. Immerhin hatten wir den Stern entdeckt – ein toller beruflicher Erfolg. Unser Fleiß und unsere Ausbildung hatten sich ausgezahlt. Wir hatten die Nase vorn, waren besser als die anderen. Aber dann wurde der Weg immer länger. Und manchmal, da verloren wir den Stern aus dem Blick. Wo ging es lang? Waren wir überhaupt noch auf dem richtigen Weg? Das waren die Fragen in der Wüste. Und lohnte sich der Weg überhaupt? Sicher, da gab es diese alten Worte: Ein Kind wird geboren, ein neuer König, der Retter. Aber sind die Worte aus der Bibel nicht nur schönes Gerede, etwas für die Kinder oder für die Alten? Ich stehe doch in der Mitte des Lebens und weiß, was geht und was nicht.

Das waren meine Gedanken, damals in der Wüste. Aber jetzt habe ich das Kind vor mir. Tatsächlich, ein Kind! Unwillkürlich bücke ich mich herunter. Was habe ich als Erwachsener eigentlich von einem Kind zu erhoffen? Soll ich mich ihm gleichstellen und wieder ein Kind werden? Nein, das geht nicht mehr! Aber vielleicht kann ich das Kind spüren, das ich einmal war und das ich immer noch mit mir herumtrage: meine einfache Sehnsucht nach Freude, nach Licht, nach Liebe? Wie oft geh ich als Erwachsener an dieser Sehnsucht vorbei!

Lied: Auf Seele, auf, und säume nicht (73,8-10)

Kommen wir nun zum vordersten König und Sterndeuter. Melchior ist hier ein älterer Mann mit weißem Bart. Da Gesicht lässt eine Menge Lebenserfahrung vermuten. Jetzt kniet er vor dem Kind und schaut es wie gebannt an. Die Krone hat er sich abgesetzt, ein Zeichen seines Respekts. Was mag ihm jetzt durch den Kopf gehen? Vielleicht sind es Gedanken wie diese:

Ich bin einen weiten Weg gegangen. Nicht nur den Weg durch die Wüste. Nein, ich bin ja schon viele Jahrzehnte unterwegs. All die Wege und Irrwege, die man so hinter sich bringt. Aber jetzt bin ich irgendwie am Ziel. Jetzt kann ich mich so klein machen wie dieses Kind. Die Krone kann ich ablegen. Ich muss nicht mehr stark und mächtig sein. Es ist das Gefühl, wie wenn du ein Enkelkind siehst und mit ihm spielen möchtest. Ganz leicht wird dir da.

Obwohl, mit diesem Kind ist es doch noch anders. Es ist nicht einfach dein Enkelkind. Es schaut dich ja irgendwie erwachsen an. Und dann faltet es auch noch die Hände. So, als würde es zu Gott beten. Als würde es dich zu Gott ziehen wollen.

Ein Kind, die Einladung Gottes? Warum eigentlich nicht! Manchmal kann dir das ja schon bei deinem Enkelkind so gehen. Dass es dich noch einmal neu mit dem Leben verbindet. Dass du spürst, worauf es eigentlich ankommt.

Aber bei diesem Kind ist das noch viel deutlicher. Ein Gefühl, als würde das Paradies offen stehen. Ganz viel Leben ist hier. Ich muss nicht mehr suchen. Nicht mehr enttäuscht meine Wunden lecken. Ganz viel Leben ist hier. Und das darf ich mitnehmen. Auch wenn das Kind hier bleibt. Ganz viel Leben.

Kaspar, Balthasar und Melchior – so sollen die drei Sterndeuter geheißen haben. Und vielleicht haben sie so gedacht, als sie dem Kind begegnet sind. Was denken wir eigentlich so, wenn wir dem Kind begegnen?

Und der Friede Gottes ...

Predigt
am 2. Weihnachtsfeiertag
26.12.2010 **Micha 5,1-4**

Liebe Gemeinde,

wann ist Weihnachten vorbei? Zu dieser Frage habe eine ganz frühe Erinnerung aus der Kindheit. Da sagte mein Vater abends am zweiten Weihnachtsfeiertag: Na, dann lasst uns die schöne Musik im Radio noch einmal genießen. Morgen ist Weihnachten ja schon wieder vorbei. Und ich weiß noch heute, wie Wehmut in seiner Stimme lag. So, als würde die Tür wieder zugehen, die Tür zu einem besonderen Paradies.

Wann ist Weihnachten vorbei? Geht das Fest heute wirklich schon zuende? Wenn wir das Radio- und Fernsehprogramm zum Maßstab nehmen und wenn wir uns an der Werbung in den Geschäften orientieren, dann scheint das fast zu stimmen. Denn wir können uns darauf verlassen: Ab morgen sind die Weihnachtslieder und Weihnachtsfilme im Radio und im Fernsehen verschwunden. Und schon als Kind hat es mich immer wieder erstaunt, wie schnell manche Geschäfte dann nach Weihnachten umdekoriert hatten: Anstelle von Sternen und Weihnachtsmännern standen und hingen nun Schornsteinfeger und Glücksschweine in den Schaufenstern, und statt Weihnachtspaketen lagen nun Neujahrskarten in der Auslage. Der Wechsel ging so schnell, dass ich heute den Verdacht habe, dass da Weihnachtshasser oder Weihnachtsflüchtlinge am Werk waren. Aber wahrscheinlich kannten und kennen die Dekorateurs einfach nur ihre Kunden. Weihnachten als ein Deko-Thema. Das nächste interessante Deko-Thema, nämlich Silvester, steht ja schon vor der Tür.

Also: Ist Weihnachten morgen schon wieder vorbei? Anderthalb Tage Tannenbaum und Besinnlichkeit, und das war's dann? Ich muss zugeben: Es gibt etwas in mir, das sich gegen diesen Gedanken wehrt. Und als Verbündeten habe ich nicht nur meinen Vater und seine Wehmut. Sondern als Verbündeten habe ich auch noch jemand ganz anderes, nämlich den Propheten Micha. Vor mehr als 2700 Jahren schrieb er die Worte, die wir vorhin als Lesung gehört haben:

„Doch dir, Bethlechem im Gebiet der Sippe Efrat, lässt der HERR sagen: »So klein du bist unter den Städten in Juda, aus dir wird der künftige Herrscher über mein Volk Israel kommen. Sein Ursprung liegt in ferner Vergangenheit, in den Tagen der Urzeit. Der HERR gibt sein Volk den Feinden preis, bis eine Frau den erwarteten Sohn zur Welt bringt. Dann werden die Verschleppten, die noch am Leben sind, zu den anderen Israeliten zurückkehren. Im höchsten Auftrag des HERRN, seines Gottes, und mit der Kraft, die der HERR ihm gibt, wird er die Leute von Israel schützen und leiten. Sie werden in Sicherheit leben können, weil alle Völker der Erde seine Macht anerkennen. Er wird Frieden bringen.“

2700 Jahre sind diese Worte alt, 700 Jahre vor dem ersten Weihnachtsfest hat Micha sie

geschrieben. Die Geburt im Stall von Bethlehem hat also eine lange Vorgeschichte. Der Prophet bringt die ganze Sehnsucht seiner Zeit zum Ausdruck: die Sehnsucht nach Frieden und Sicherheit, die Sehnsucht danach, dass Verwandte und Freunde durch Verschleppung und Krieg nicht länger getrennt sind.

Es sind ganz menschliche Sehnsüchte. Hoffnungen, die es in allen Zeiten und in allen Völkern gibt. Auch wir kennen diese Sehnsucht und empfinden sie zu Weihnachten vielleicht besonders deutlich. Wie schön, wenn Verwandte und Freunde zu Weihnachten zusammenkommen! Und wie tröstlich, wenn in der Weihnachtszeit auch zwischen Völkern den Schritte des Friedens gelingen, so wie jetzt, als in den USA ein Abrüstungsabkommen mit Russland beschlossen wurde! Aber wie weh tut dann auch das Gegenteil, nämlich wenn das Miteinander nicht klappt, wenn Menschen und Völker sich feindlich gegenüberstehen, oder wenn die Angst vor Terroranschlägen die Advents- oder Weihnachtsstimmung überschattet.

Nein, Weihnachten ist keine Eintagsfliege, und Weihnachten ist heute Abend auch nicht zuende. Denn zu Weihnachten geht es um unsere tiefsten Hoffnungen und Sehnsüchte. Die Geschenke und Tannenbäume sind da nur schöne Dekoration. Im Grunde geht es um diese unausrottbare Sehnsucht nach einer Welt, die im Lot ist, in der wir leben können, in der alle genug haben. Und genau das drücken die Juden bis heute mit dem Wort Frieden, mit der hebräischen Vokabel „Schalom“ aus. Dass alle genug haben.

Nun können wir uns eine Menge vorstellen und erträumen, ob zu Weihnachten oder in den Tagen danach. Wenn diese Träume nur Hirngespinnste sind, dann bringen sie uns kein Stück weiter, und dann können wir morgen wirklich wieder zur Tagesordnung übergehen.

Aber diese Sehnsüchte und Träume sind kein Hirngespinnst, weil Gott sich mit ihnen verbündet. Er stachelt diese Sehnsüchte und Träume geradezu an, indem er dem Micha sagt: „Hör mal und erzähl es den Leuten weiter: Da kommt einer, der wird die Lage verändern. Auf der Rechnung hat den keiner. Weder kommt der aus der Hauptstadt, noch stammt er aus einer mächtigen oder reichen Familie. Aber er wird wie ein Hirte für das Volk sein, er wird Menschen zusammenführen, und über Grenzen hinaus wird er Respekt gewinnen. Er wird Frieden bringen, sogar selbst der Friede sein.“

Gott verbündet sich mit unseren besten Hoffnungen und Sehnsüchten. Micha hat das erfahren, und Maria und Josef und die Hirten auf dem Feld haben das auch erlebt, 700 Jahre danach. Und auch die drei Weisen aus dem Morgenland haben sich auf den Weg gemacht von der Hauptstadt Jerusalem in das ärmliche Bethlehem – die alte Stadt Davids, deren große Zeit schon lange vorbei war. Sie alle sehen ein kleines Kind. Keinen mächtigen Herrscher, keinen perfekten Manager und auch keinen ausgebildeten Streitschlichter mit zehn Diplomen an der Wand. Nein, sondern ein Kind. Und jeder der ein Kind sieht, der weiß: Das braucht Zeit, um zu wachsen, um in dieser Welt immer mehr Wurzeln zu schlagen, um immer mehr Kreise zu

ziehen.

So ist das mit Jesus und seinem Frieden: Er ist nicht einfach da, sondern er muss wachsen, er muss uns Menschen immer wieder neu erreichen. Auch der erwachsene Jesus hat sich ja nicht einfach durchgesetzt, sondern er hat um die Menschen geworben. So ist das bis heute: Er möchte größer werden und Kreise ziehen in dieser Welt.

Darum sind Frieden und Gerechtigkeit nicht einfach da. Aber sie wollen wachsen, und an vielen Stellen können wir diese zarten Pflanzen auch wachsen sehen. Durch den Friedensnobelpreis wurde der chinesische Literaturwissenschaftler Liu Xiaobo plötzlich weltweit bekannt. In seiner Heimat sitzt er seit einem Jahr im Gefängnis, vorher war er schon zu Haft und Arbeitslager verurteilt. Den Mächtigen ist er mit seinen Ideen für ein demokratisches China zu kritisch. Dabei hat er zusammen mit seinen Freunden doch nur von seinem Recht auf freie Meinungsäußerung Gebrauch gemacht. Aber seine Meinung passt den Herrschenden eben nicht.

Nun könnte man denken, dass dieser Mann durch die lange politische Verfolgung verbittert und voller Hass ist. Doch das Gegenteil ist der Fall. Die Worte Liu Xiaobo, die die Schauspielerin Liv Ullmann vor kurzem bei der Preisverleihung vortrug, haben mich sehr berührt: „Ich habe keine Feinde“, las sie da aus einer Rede des Chinesen vor. „Weder die Polizisten, die mich überwacht, gefangen genommen und verhört haben, noch die Staatsanwälte, die mich angeklagt, noch die Richter, die mich verurteilt haben, sind meine Feinde.“ Und dann las sie weiter: „Hass zerfrisst die Weisheit und das Gewissen einer Person, Feindesdenken kann den Geist einer Nation vergiften, Toleranz und Menschlichkeit zerstören und den Weg zu Fortschritt und Demokratie verstellen. Ich hoffe, in der Lage zu sein, die Feindseligkeit des Regimes mit besten Vorsätzen zu erwidern und Hass mit Liebe zu entschärfen.“ Der Friede will wachsen, auch wenn es diese zarte Pflanze manchmal sehr schwer hat.

Ermutigend auch die Arbeit des katholischen Bischofs Kräutler in Brasilien. Der geborene Österreicher setzt sich für Interessen der Indios ein, unter denen er im Amazonasgebiet arbeitet. In diesem Jahr erhielt er den Alternativen Nobelpreis. Sein Einsatz für die Indios ist nicht unumstritten; gerade steht er denjenigen im Weg, die im Urwald gerne ein gigantisches Wasserkraftwerk errichten wollen und dabei die Lebensgrundlagen der Indios zerstören. Aber er begründet sein Eintreten für die Armen mit der Bibel, wenn er sagt: „Gott ist ein befreiender Gott. Der Name Jesu sagt schon: „Gott befreit“. Gott heilt, Gott ist nicht ein Gott in weiter Ferne, er ist gleichzeitig Gott mit uns, ein Gott, der herabsteigt, der den Schrei seines Volkes hört und der es befreit aus der Sklaverei. Das ist die Grundbotschaft der Befreiungstheologie. Und da glaube ich, da kann sich nicht viel ändern. Wir können ja die Bibel nicht zuschlagen.“

Eine Hoffnungsgeschichte erzählt auch das Projekt von „Brot für die Welt“, das wir in dieser Weihnachtszeit unterstützen können. Menschen in Niger, einem der ärmsten Staaten in Afrika, erhalten Kleinkredite. Es sind vor allem Frauen, die mit diesen Krediten für sich und ihre Familie eine neue Perspektive aufbauen. Projekte für Fischzucht kommen in Gang, Gemeinschaftsfelder für Reis und Gemüse werden angelegt. Und so bekommen die Menschen in den Dörfern mehr Zukunft, als sie vorher hatten.

Der Friede ist ein Kind, das wachsen will – in unserer Welt, bei dir und bei mir. Und weil dieses Kind wachsen will, darum ist Weihnachten heute Abend nicht zuende. Gott sei Dank nicht.

Und der weihnachtliche Friede, der höher ist als alle Vernunft, der bewahre unsere Herze und Sinne in Jesus Christus. Amen.

Predigt
zur Christnacht 2010
(Dies ist die Nacht, da mir erschienen,
Evangelisches Gesangbuch, Nr. 40)

(Dies ist die Nacht, da mir erschienen, V. 1-2)

In dieser Nacht geht es um das Licht. Überall zünden wir Kerzen und Lichter an: Die Tannenbäume sind mit Lichtern übersät, und in vielen Weihnachtsstuben stehen Kerzenleuchter und Lichterbögen, hängen Lichtgirlanden in den Fenstern, sorgen Kerzen dafür, dass die Weihnachtspyramiden sich drehen. Und auch die Vorgärten und Hauswände sind heute Nacht überall beleuchtet – mit Sternen und Engeln und Weihnachtsmännern.

In dieser Nacht geht es um das Licht. Da sind die vielen Lichter, die wir anzünden. Und da ist das eine Licht, das wir nicht einfach so anknipsen oder andrehen können. Die Freude und den Frieden – das kannst du zu Weihnachten nicht einfach anstellen wie eine Lichterkette. Und darum ist es ganz normal, wenn der eine oder die andere noch auf dem Weg ist, und wenn unsere Seele noch sucht und noch nicht sattgeworden ist.

Ganz anders scheint das in dem Lied, das wir gerade gesungen haben. Da ist das Licht gleich in der ersten Strophe da, und dann überstrahlt es auch noch alles, was wir uns an Sonnen und Gestirnen so vorstellen können:

"Dies ist die Nacht, da mir erschienen
des großen Gottes Freundlichkeit;
das Kind, dem alle Engel dienen,
bringt Licht in meine Dunkelheit.
und dieses Welt- und Himmelslicht
weicht hunderttausend Sonnen nicht."

Heller geht es nicht, und so hast du den Eindruck, dass Weihnachten beim Lieddichter vollkommen angekommen ist. Alles ist so, wie es sein soll: das „Kind“, das „Licht“, „des großen Gottes Freundlichkeit“. Ein perfektes Weihnachtslied – eigentlich würde diese Strophe schon reichen.

Aber das Lied geht weiter, und zwar mit der Aufforderung an die eigene Seele:

"Laß dich erleuchten, meine Seele,
versäume nicht den Gnadenschein ..."

So einfach ist das mit Weihnachten also auch hier nicht: Da kann das Licht da sein, und die Seele kann es trotzdem verpassen. Darum muss die Seele angesprochen und angestoßen werden: Mach deine Fenster und Türen weit auf, Seele, verschließ dich nicht, sondern lass

dich erleuchten! Manchmal braucht unsere Seele einen Ruck.

Aber dazu kommt noch etwas anderes: Offenbar kann auch die aufmerksamste Seele das Licht, diesen „Gnadenschein“, übersehen. Schließlich kommt der „Glanz“ aus einer „kleinen Höhle“, der Geburtsgrotte Jesu. Da kommt das Kind zur Welt, und daran kannst du vorbeisehen, wie wir an manchem vorbeizusehen gelernt haben.

Dieses Licht drängt sich jedenfalls nicht unwiderstehlich auf, auch wenn es sich „in alle Welt hinein“ ausstreckt und nicht nur an einen Ort gebunden ist. Auch in Uelzen und Oldenstadt kannst du es entdecken.

Aber warum sollte unsere Seele dies Licht entdecken? Einfach deshalb, weil dieser Glanz aus der Grotte gut und heilsam ist. Der Lieddichter sagt es mit den Worten seiner Zeit:

"... er treibet weg der Höllen Macht,
der Sünden und des Kreuzes Nacht."

Hier merken wir, dass das Lied schon mehr als 325 Jahre alt ist; geschrieben hat es Kaspar Friedrich Nachtenhöfer, ein sächsisch-fränkischer Pastor aus der frühen Barockzeit. Hölle, Sünde, Kreuz – damit meinten er und seine Zeit die Gefangenschaft der Seele, das Gebundensein durch Angst, Schuld und schwere Lebenserfahrungen. „Der Sünden und des Kreuzes Nacht“ – das sind die Zeiten, in denen wir keinen Trost mehr haben, in denen auch die Sonne das Dunkel in uns nicht erhellen kann. Und Nachtenhöfer hat solche Dunkelheit mehr als einmal erlebt: Drei Ehefrauen musste er zu Grabe tragen, und zwölf seiner Kinder starben. Unvorstellbares Leid. Eine verwundete Seele.

Aber gerade darum soll die Seele den heilsamen Glanz nicht verpassen. Gerade deshalb braucht die Seele Weihnachten. Weil diese grausamen Verwundungen nicht alles sind. In diesem kleinen Kind kommt des „großen Gottes Freundlichkeit“. Auch wenn du eigentlich gar mehr glauben kannst und willst – mit diesem Kind wirbt Gott noch einmal um dich. Und dieser „Gnadenschein“ ist gut für die Seele. Er kann heilen und die Seele wieder satt machen.

(Dies ist die Nacht, da mir erschienen, V. 3-4)

Was haben wir vom Weihnachtslicht? Nachtenhöfer kann gar nicht aufhören, von diesem Licht zu schwärmen:

"In diesem Lichte kannst du sehen
das Licht der klaren Seligkeit."

Das Licht ist Vorgeschmack des Himmels; es bleibt auch dann, wenn „Sonne, Mond und

Stern“ vergehen oder wenn der eigene, irdische Lebensweg zuende geht:

"... vielleicht noch in gar kurzer Zeit,
wird dieses Licht mit seinem Schein
dein Himmel und dein Alles sein."

Dieser klare Blick auf die Vergänglichkeit ist für uns gewöhnungsbedürftig. Für Nachtenhöfer gehört er selbstverständlich dazu. Er hat zuviel Sterben erlebt, um sich da noch Illusionen zu machen. Die Abschiede in der Familie, und vorher der Dreißigjährige Krieg, in den er hineinwächst und in dem eine ganze Welt zusammenbricht. Und auch wir spüren ja vielleicht, dass nicht immer alles so weitergeht, dass es Brüche im Leben gibt, und dass wir als Einzelne oder als Gesellschaft an unsere Grenzen stoßen. Vielleicht ist heute Abend jemand unter uns, der Weihnachten zum ersten Mal ohne einen geliebten Menschen feiern muss. Oder da ist jemand, der eine schwere Diagnose zu verkraften hat. Anderen von uns steckt vielleicht immer noch der Eindruck in den Knochen, wie schwer der Kampf gegen den Klimawandel oder wie mühsam der Einsatz für den Frieden im Nahen Osten und in Afghanistan ist.

Ist der Blick auf die himmlische „Seligkeit“ eine Art von Vertröstung? Eine Beruhigung, damit wir hier durchhalten, vielleicht sogar stillhalten? Solche Gedanken wären Nachtenhöfer wahrscheinlich fremd gewesen. Und auch ich frage mich, ob sie an dieser Stelle passen. Immerhin spricht der Dichter von einer großen Klarheit, und Klarheit verträgt sich mit Täuschungen ja schlecht. So geht es hier nicht um Vertröstung, sondern um Trost: Was auch passiert, du hast das Ziel schon vor Augen. Das Licht aus der Geburtsgrötte – das himmlische Licht. Und dieses Licht können wir heute durchaus auch als Ermutigung verstehen: Lass dich nicht abschrecken, und steck den Kopf gerade nicht in den Sand!

Damit sind wir beim vorletzten Vers, in dem es ganz konkret um das Leben in dieser Welt geht:

"Laß nur indessen helle scheinen
dein Glaubens- und dein Liebeslicht;
mit Gott mußst du es treulich meinen,
sonst hilft dir diese Sonne nicht.
willst du genießen diesen Schein,
so darfst du nicht mehr dunkel sein."

In diesen Zeilen erinnert der Dichter an die klugen Jungfrauen, die auf Jesus warten und ihre Lichter in der Nacht brennen lassen. Bei Nachtenhöfer werden diese Lichter zum Glaubens- und zum Liebeslicht. Sie sind ein Zeichen der Verbundenheit, ein Zeichen von Sehnsucht und Treue:

"... mit Gott mußst du es treulich meinen,
sonst hilft dir diese Sonne nicht."

Mit all unseren Weihnachtslichtern sind wir also auf dem richtigen Weg. Nämlich dann, wenn sie unser Warten und unsere Vorfreude ausdrücken, und wenn wir in diese Lichter etwas von unserem Hoffen und Sehnen hineinlegen. Weihnachten ist mehr als Folklore und mehr als eine oberflächliche Stimmung. Wenn wir Weihnachten feiern, dann verbünden wir uns mit dem tiefsten Warten und Hoffen der ganzen Welt.

(Dies ist die Nacht, da mir erschienen, V. 5)

Am Ende mündet dieses Lied in ein Gebet. Jesus wird angeredet und zum ersten Mal mit Namen genannt:

"Drum, Jesu, schöne Weihnachtssonne,
bestrahle mich mit deiner Gunst;
dein Licht sei meine Weihnachtswonne
und lehre mich die Weihnachtskunst,
wie ich im Lichte wandeln soll
und sei des Weihnachtsglanzes voll."

Der Dichter spürt wohl: All das Reden über Weihnachten reicht nicht. Viel wichtiger als das Reden über Weihnachten ist der direkte Kontakt zu Jesus, zur „Weihnachtssonne“. Erst so wird es wirklich Weihnachten, im direkten Kontakt, im Bitten und im Beschenktwerden. Aber weil es so wirklich Weihnachten wird, kann Nachtenhöfer Weihnachten gar nicht intensiv genug herbeibeschwören. In diesen sechs Zeilen bildet er immer wieder neue Weihnachtsworte: Da spricht er nicht nur von der „Weihnachtssonne“, sondern auch von der „Weihnachtswonne“, der „Weihnachtskunst“ und dem „Weihnachtsglanz“.

Besonders interessant finde ich das Wort von der „Weihnachtskunst“. Der Dichter denkt hier nicht an die schönen Werke des Kunsthandwerks, die wir jetzt überall bewundern können. Sondern ihm geht es hier um ein Stück Lebenskunst, um die Fähigkeit, das Weihnachtslicht mit in den Alltag zu nehmen. Und weil wir uns diese entscheidende Kunst nicht selbst beibringen können, darum können wir um diese Kunst nur bitten. So sieht das jedenfalls Nachtenhöfer, der mit diesem Anliegen sein Weihnachtslied abschließt:

"... und lehre mich die Weihnachtskunst,
wie ich im Lichte wandeln soll
und sei des Weihnachtsglanzes voll."

Ja, du Kind in der Geburtsgrötte,
lehre uns die Weihnachtskunst!
Amen.

Predigt
zum Ewigkeitssonntag 2010
21. November 2010 Hebr. 4,9-11

Liebe Gemeinde!

heute sind viele unter uns, die in diesem Jahr einen nahestehenden Menschen verloren haben. Viele von uns mussten in den letzten zwölf Monaten einen Trauerweg gehen, so oder so. Manchmal war der Tod abzusehen, und manchmal kam er überraschend. Manchmal zerriss er ein Leben, das noch hätte gelebt werden wollen, und manchmal setzte er den Schmerzen ein gnädiges Ende. Aber so oder so hatten wir es mit dem Tod zu tun, mit der Trennung von einem Menschen, der ein Teil unseres Lebens war. Und wenn ein Mensch aus meinem Umkreis stirbt, noch dazu ein geliebter, dann wird mir schlagartig deutlich, dass ich auch nicht um den Tod herumkomme, dass ich selber nicht unverwundbar bin.

So sind wir heute als verwundbare Menschen zusammen, und die Trauernden unter uns werden die Wunde vorhin, als die Namen verlesen wurden, noch einmal besonders gespürt haben. Die Frage ist: Wie können wir mit dieser Wunde umgehen, die der Tod für jeden und jede von uns bedeutet? Wie können wir mit dem Schmerz umgehen, mit der Trauer, mit der Angst? Gibt es Bilder, die mir Hoffnung geben und die mich stärken können zum Leben?

In der Lesung aus dem Hebräerbrief haben wir eben ein Trostbild gehört – oder jedenfalls ein Bild, das uns trösten soll. Da war von der Ruhe die Rede: „Es ist noch eine Ruhe vorhanden für das Volk Gottes.“ Und jetzt frage ich Sie und mich: Ist das ein tröstendes Bild?

Ich denke an die Verse, die ich manchmal über Traueranzeigen sehe: „Müh und Arbeit war dein Leben, / Ruhe hat dir Gott gegeben.“ In diesen Versen hat die Ruhe ohne Zweifel eine positive Bedeutung: Da hat ein Mensch sein ganzes Leben lang gearbeitet, und jetzt hat er endlich er seine Ruhe. Und die Angehörigen machen durch diesen Vers über der Traueranzeige deutlich: Diese Ruhe, die gönnen wir dem Verstorbenen. Aber ich frage, liebe Gemeinde: Welchen Trost haben die Angehörigen für sich – außer dem Trost, dass der Verstorbene nun seine Ruhe hat? Möchten sie selber auch zur Ruhe kommen, oder haben sie Angst vor der Ruhe?

Dass das Wort von der Ruhe nicht nur positive Gefühle auslöst, ist mir kürzlich im Gespräch mit einigen Ruheständlern deutlich geworden. Sie dachten bei Ruhe an die Friedhofsruhe – und an das Gefühl, nicht mehr gebraucht zu werden. Und vielleicht haben einige von Ihnen mit der Ruhe ganz ähnliche Erfahrungen gemacht: mit der Ruhe, wenn man für den geliebten Menschen nichts mehr tun konnte, oder mit der Ruhe in der einsamen Wohnung.

Ist es diese Ruhe, die die Bibel uns als Trost anbietet? Oder ist hier mit Ruhe etwas anderes,

lebendigeres gemeint? Dieser Frage möchte ich mit Ihnen zusammen nachgehen, indem ich einem Trauerweg nachgehe, dem Trauerweg der Marie Luise Kaschnitz. Marie Luise Kaschnitz war sechzig Jahre alt, als sie ihren Mann verlor. Wie sie damit umgegangen ist, zeigt sich in vielen Tagebuchaufzeichnungen und Gedichten, die sie in den darauffolgenden Jahren geschrieben hat. Und wenn ich im folgenden aus diesen Texten zitiere, dann werden Sie wahrscheinlich manches, was Sie selber auch erlebt haben, wiederentdecken. Und manches entdecken Sie vielleicht auch neu.

Am Anfang ist Marie Luise Kaschnitz nur von der Klage beherrscht. Sie vergleicht ihren Mann mit einem abgestorbenen Baum:

„Nur Klage um den Baum, der nicht mehr altert,
Der seine Blätter nicht mehr fallenläßt.“ (Requiem)

Ihr fehlt seine Stimme, die sie wohl auch während der Krankheit schon lange nicht mehr gehört hat:

„Dass deine Stimme, die lang verließ,
Zurück mir kehrte.
Niemand hat dein Lachen
Auf eine schwarze Platte eingeritzt
Die ich mir spielen könnte mitternachts
Mit einer feinen Nadel Diamant.“(Requiem)

Die Ruhe wird hier als Mangel erfahren: Die geliebte Stimme fehlt.

Und wenn Marie Luise Kaschnitz an ihren Mann denkt, dann ist er ihr nur noch wie ein Schatten gegenwärtig, als ein Teil ihrer Erinnerung, in der sie selber auch zum Schatten wird.

„Nur dein Schatten mein Schatten
Sitzen beieinander
Trinken Rezina“ (Requiem)

Hier klingen Reiseerinnerungen an, Erinnerungen an unbeschwerte Tage, und diese Erinnerungen kehren in den Gedichten und Aufzeichnungen immer wieder. Fast wie ein Film, der sich ständig wiederholt.

Aber auf der anderen Seite muß Marie Luise Kaschnitz nun auch lernen, alleine zu leben. In einem Gedicht schreibt sie über dieses Sich-Gewöhnen an die Einsamkeit:

„Meine Einsamkeit ist noch jung, ein Kind.
Weiß nicht wie man sich Schneehütten baut
Wie man sich birgt in der Höhle.“ (Früchte des Winters)

Dieses Gedicht zeigt, wie schutzlos und ausgesetzt sie fühlt: Ohne den geliebten Menschen ist

es kalt, es fehlt die Geborgenheit. Und dieses Gefühl bleibt, auch wenn sie sich langsam wieder in den Alltag zurücktastet.

Aber was diesen Alltag prägt, ist die unsichtbare Gegenwart ihres Mannes. Sie kann ihn nicht vergessen; sein Zimmer ist noch da, und die Erinnerungen sind noch da. Aber gerade so erfährt sie ihre Trauer als etwas sehr lebendiges. So schreibt sie, indem sie ihren Mann anredet: „Dass dein Tod für alle anderen eine bedauerliche Tatsache, für mich aber ein lebendiger Prozeß, immer noch Anziehung, Abstoßung, Nähe und Ferne war, wollte niemand verstehen.“ (Wohin denn ich, S. 61)

Die Trauer ist für Marie Luise ein lebendiger Prozeß, so lebendig, wie es jede Liebesbeziehung ist. Und so finde ich es bemerkenswert, dass sie in diesem Zusammenhang von Anziehung und Abstoßung spricht. Wenn wir ehrlich sind, dann war und ist uns auch der geliebteste Mensch nicht immer nah, und wir müssen ihn im Tod nicht verherrlichen, auch wenn wir ihn geliebt haben und lieben.

Und etwas von dieser Lebendigkeit, liebe Gemeinde, hat für Marie Luise Kaschnitz auch die Auseinandersetzung mit Gott. Auch wenn sie sich als distanzierte Gläubige beschreibt, ist Gott für sie gerade in ihrer Trauer eine Adresse. „Immerhin war noch jemand da, mit dem ich, wie die Maus mit der Schlange, wie der Apfel mit dem Messer, Streitgespräche führte, die alten Fragen – Warum tust du das, warum lässt du das zu? – auch jemand, an den ich störrische Stoßgebete richtete.“ (Wohin, S. 99f.)

Was hier deutlich wird, ist ein lebendiger, streitbarer Umgang mit Gott: Marie Luise Kaschnitz sagt nicht sofort und schicksalsergeben Ja und Amen, sondern sie klagt und fragt – so ähnlich, wie auch Hiob und die Psalmbeter geklagt und gefragt haben. Und wir dürfen darauf vertrauen, liebe Gemeinde, dass unsere Fragen und Klagen nicht ins Leere gehen.

Und eine ähnlich lebendige Vorstellung hat Marie Luise Kaschnitz auch vom Leben nach dem Tod. Das Jenseits ist für sie kein Schlaraffenland, in dem man alles hat, und auch kein ewiger Schlaf, sondern ein Land, in dem wir endlich unsere menschlichen Fähigkeiten ausschöpfen, z. B. die Fähigkeit zu lieben: „Das Jenseits war mir eine Gegend, in der man weniger alles hatte als alles konnte, z. B. lieben, auch geliebt werden.“ In diesem Sinne ist für sie das Jenseits ein Immer-Wachen: Wir erwachen, so kann man sich ihre Gedanken weiterdenken, zu unseren besten Möglichkeiten.

Wenn ich an dieser Stelle, liebe Gemeinde, noch einmal an unseren Predigttext zurückdenke, dann scheint es keinen größeren Gegensatz zu geben zwischen dieser höchst lebendigen Jenseitsvorstellung und dem Versprechen der großen Ruhe. Aber dieser Gegensatz löst sich – in meinen Augen jedenfalls – auf, wenn wir uns klarmachen, dass es im Hebräerbrief nicht um irgendeine Ruhe geht, sondern um die Ruhe des Sabbats. Sicher, der Sabbat, dieser alte

jüdische Feiertag, war und ist ein Ruhetag, aber eben kein gewöhnlicher. Sondern er wird von den Juden begrüßt wie eine Königin, weil er mich zum König macht – frei von den Pflichten und Lasten des Alltags, gekrönt mit der Freiheit, die Gott mir schenken will. Endlich kann ich der Mensch sein, zu dem mich Gott geschaffen hat.

Ich finde diese Jenseitsvorstellung tröstlich und ermutigend, sowohl für uns als auch für unsere Verstorbenen. Für Marie Luise Kaschnitz war es ein Reich der Liebe, auf das wir zugehen und auf das unsere Verstorbenen schon zugegangen sind. In einem Gedicht schreibt sie über das Leben nach dem Tode:

„Nur Liebe frei gewordene
Niemals aufgezehrte
Mich überflutend“ (Ein Leben nach dem Tode)

Was ihren Mann angeht, so sehnt sie sich natürlich nach der Wiederbegegnung; aber sie weiß auch, dass die Toten eine „neue Würde“ haben (Wohin, 101), oder wie die Bibel sagt, eine neue, christusförmige Gestalt. Also malt sie sich die Wiederbegegnung nicht aus und spricht davon nur sehr scheu und vorsichtig. Und auch wir, liebe Gemeinde, können davon wahrscheinlich nur sehr scheu und vorsichtig sprechen.

Aber für Marie Luise Kaschnitz ist das entscheidende, dass sie auf ihrem Trauerweg schließlich zu einer produktiven Ruhe kommt. Sie hört auf, ihren Mann zu vermissen, weil er durch die Trauer ein Teil von ihr selbst geworden ist. An ihren Mann gewandt beschreibt sie das wie folgt: „Du und dein Leben und dein Tod waren in mich hineingesunken, mussten nicht mehr angerufen werden, befragt werden, bezweifelt werden. Ich fuhr von dir fort und dir entgegen“ (Wohin, 171).

Diese Ruhe, so kann ich mir vorstellen, hat Marie Luise Kaschnitz das Leben noch einmal neu eröffnet. Ich wünsche Ihnen, dass Sie auf Ihren Trauerwegen auch zu dieser Ruhe kommen. Möge Gott Ihnen neue Perspektiven schenken, ohne dass Sie Ihre Toten vergessen müssen. Und möge Gott uns allen die Gewissheit schenken: Auch der Tod wird uns nicht trennen können von der Liebe Gottes, wie sie uns Menschen in Jesus Christus begegnet ist. Amen.

Predigt
zum Erntedankfest
3. Oktober 2010 **2. Kor. 9,6-15**

Erntedankfest 2010. Hier vorne siehst du Äpfel, Kartoffeln und Birnen. Einen Strohhallen kannst du hier vorne sehen, Blumen ... Das alles stammt aus den Gärten und Feldern, wurde vielleicht auch im Supermarkt gekauft. Du kannst deine Auge hier vorn spazieren gehen lassen. Du kannst dir den Duft vorstellen. Du kannst dir das saftige Fleisch der Birne in Gedanken auf der Zunge zergehen lassen. Und vielleicht denkst du auch die Menschen, die für diese Früchte gearbeitet haben: die Gärtner und Landwirte bei uns, aber auch Menschen, mit denen wir nur über die Kette von Kauf und Verkauf verbunden sind.

3. Oktober 2010. An diesem Tag gehen meine Gedanken aber auch zwanzig Jahre zurück. Damals saß ich in der Nacht vom 2. auf den 3. Oktober vor dem kleinen Fernseher, der im Göttinger Studentenwohnheim stand. Im Fernsehen läuft die Übertragung aus Berlin: die Menschenmenge vor dem Reichstag, dann um Mitternacht das Feuerwerk und die große Fahne, die aufgezogen wird. Dazu die Nationalhymne. Ich versuche mich gegen die Ergriffenheit zu wehren. Aber ich merke, wie mich das aufwühlt: das Gefühl, ein Stück Geschichte mitzuerleben. Schließlich bin ich im geteilten Deutschland großgeworden, und auf meiner inneren Landkarte war die Grenze seit Kindertagen tief verankert. Ja, ich konnte nach Dresden reisen. Aber lange war Dresden für mich weiter weg als Straßburg oder Athen. Die Grenzkontrollen, die lästige Anmeldepflicht, die Angst, ein falsches Wort zu sagen oder zu schreiben. Und jetzt die Einheit – „Einigkeit und Recht und Freiheit“ ... Große Worte, große Gefühle. Aber ich ahne, dass noch ganz viel zu tun ist. Schließlich habe ich auf der Radtour im Frühjahr ein schönes, aber auch heruntergekommenes Land kennengelernt. Das Land hinter der Grenze, die jetzt endgültig gefallen ist.

Neben mir sitzt ein Student aus Ostdeutschland, er ist ganz still. Seit einigen Monaten kann er in Göttingen studieren. Eine Möglichkeit, an die ein Jahr vorher nicht zu denken war. Aber jetzt geht der Staat zuende, in dem er großgeworden ist. Wortlos schaut er sich die Veranstaltung im alten Westberlin an. Wir sprechen nicht über das, was uns jetzt durch den Kopf geht. Stumm gehen wir auseinander. Morgen müssen wir wieder fürs Examen lernen.

Aber lassen Sie uns an diesem Tag der Erinnerungen noch einen weiteren Schritt in die Vergangenheit machen. Wir sind jetzt in Kleinasien, in der heutigen Türkei. Ein bärtiger Mann sitzt am Schreibtisch, einen Federkiel in der Hand. Seine Gedanken wandern über das Meer, bleiben in Korinth, der großen Hafenstadt hängen. Dort gibt es eine kleine Gemeinde von Christinnen und Christen. Mit dieser Gemeinde hat der bärtige Mann, den sie Paulus nennen, schon viel erlebt. Schönes und Schweres. Viele Arme und einige Reiche gibt es dort, und nicht immer gehen die Reichen mit den Armen respektvoll um. Aber jetzt braucht er

beide, die Reichen und die Armen, um eine Sammlung für die Gemeinde in Jerusalem auf die Beine zu stellen. Denn den Leuten dort geht es noch schlechter. Paulus beginnt zu schreiben, der Federkiel kratzt über den Papyrus, und der Brief wird immer länger und immer eindringlicher:

Denkt daran, schreibt er: Wer spärlich sät, wird nur wenig ernten. Aber wer mit vollen Händen sät, auf den wartet eine reiche Ernte. Jeder soll so viel geben, wie er sich in seinem Herzen vorgenommen hat. Es soll ihm nicht Leid tun und er soll es auch nicht nur geben, weil er sich dazu gezwungen fühlt. Gott liebt fröhliche Geber!

Er hat die Macht, euch so reich zu beschenken, dass ihr nicht nur jederzeit genug habt für euch selbst, sondern auch noch anderen reichlich Gutes tun könnt.

Gott, der dem Sämann Saatgut und Brot gibt, wird auch euch Samen geben und ihn wachsen lassen, damit eure Wohltätigkeit eine reiche Ernte bringt. Er wird euch so reich machen, dass ihr jederzeit freigebig sein könnt. Dann werden viele Menschen Gott wegen der Gaben danken, die wir ihnen von euch übergeben.

Dieser Liebesdienst soll ja nicht nur die Not der Gemeinde in Jerusalem lindern, sondern darüber hinaus viele Menschen zum Dank gegen Gott bewegen...

Dieser Brief, liebe Gemeinde, ist ein klassischer Spendenbrief. Mehrfach nimmt Paulus Anlauf, um seine Leser vom Sinn der Sammlung zu überzeugen.

Aber was hat dieser Brief mit den heutigen Feiertagen zu tun, mit dem Erntedankfest und mit Tag der deutschen Einheit? Wenn ich diese Zeilen lese, dann fällt mir am ehesten die Debatte um den Soli ein, um die Solidaritätsabgabe. Wie viel Geld darf die deutsche Einheit noch kosten? Und ist es richtig, dass diese Abgabe ausschließlich in den Osten fließt, während jetzt im Westen vielerorts die Straßen und Plätze verrotten?

Beim Geld hört die Freundschaft auf. So sagt der Volksmund, und oft genug ist das ja auch so. Die großen Worte und Gefühle vor zwanzig Jahren waren das eine. Und das andere ist der Alltag. Mit den ganz normalen Fragen wie: Wer bezahlt? Wer bekommt? Was ist nötig? Und was nicht? Der große Überschwang war bald vorbei, obwohl es doch unvergessliche Erinnerungen sind: die Trabbischlangen, das Begrüßungsgeld, die belegten Brote, die in Groß Liedern im Dorfgemeinschaftshaus verteilt wurden.

Diese Großzügigkeit, die hätte Paulus wahrscheinlich gefallen. Er kannte auch die Sorge, zu kurz zukommen und ungerecht behandelt zu werden. Aber für ihn ist nicht der Blick auf den Mangel, sondern auf den Reichtum das Entscheidende: „Gott, der dem Sämann Saatgut und Brot gibt, wird auch euch Samen geben und ihn wachsen lassen, damit eure Wohltätigkeit eine reiche Ernte bringt.“

Wenn wir diese Worte ernstnehmen, dann sind wir Menschen nicht Beraubte, sondern

Beschenkte. Und als Zeichen dafür können wir die Erntegaben nehmen, die hier vorne im Altarraum nehmen. Natürlich steckt in diesen Erntegaben viel Arbeit und viel Sorge, weil in diesem Jahr das Wetter für die Landwirte nicht das Beste war. Aber in diesen Erntegaben steckt auch viel von der Liebe Gottes, von dem Reichtum, mit dem er uns beschenkt.

Wir sind Beschenkte. Das dürfen wir heute am Erntedankfest und am Tag der deutschen Einheit feiern. Es ist ein großes Geschenk, dass wir heute in einer halben Stunde in Salzwedel sind und dass die Grenze uns nicht mehr voneinander trennt. Und es ist auch ein großes Geschenk, dass wir heute in einem zusammenwachsenden Europa nur noch Freunde um uns haben. Wir sind Beschenkte, und das zu spüren, ist vielleicht das beste Mittel gegen Verzagtheit und Kleinlichkeit.

Heute ärgere ich mich darüber, dass ich meinen Mitstudenten damals nicht nach seinen Gedanken gefragt habe, als wir vor dem Fernseher saßen. Denn zur Einheit gehört auch, dass wir uns gegenseitig zuhören, und dass wir wahrnehmen, welchen Veränderungsdruck die Einheit für viele Menschen gebracht hat. Und dass viele inzwischen auch sehr ernüchtert sind.

„Vertraut den neuen Wegen“: Dieses Lied hat Klaus Peter Hertzsch aus Jena im Frühjahr 1989 gedichtet. Es entstand damals für die Hochzeit eines seiner Patenkinder. Aber so richtig Karriere machte dieses Lied dann nach dem Mauerfall. Heute verstehe ich dieses Lied als die Einladung, mutig nach vorne zu gehen, um die innere Einheit in unserem Land immer wieder neu zu gewinnen. In Freiheit und Gerechtigkeit.

Amen.

Predigt
zur Diamantenen und Goldenen Konfirmation 2010
19. September 2010 **2. Tim. 1,7**

Liebe Jubilarinnen und Jubilare, liebe Festgemeinde!

Heute blicken wir zurück, um nach vorne zu blicken. Wir blicken fünfzig oder gar sechzig Jahre zurück. Damals wurden unsere Jubilarinnen und Jubilare hier in der Kirche konfirmiert, und im Vorgespräch haben Sie mir lebhaft von Ihrer Konfirmandenzeit und von Ihrer Konfirmation erzählt. Sie erzählten mir von Pastor Rehse, der Sie damals vor dem Altar eingesegnet hat. Sie berichteten mir von einem feierlichen Gottesdienst, von der schwarzen Kleidung, die Sie damals tragen mussten (Kranz im Haar, Myrte, Maistrauß und Gesangbuch). Aber ich hörte auch von den ersten Perlonstrümpfen, die manche von Ihnen tragen durften.

Und dann erfuhr ich auch von den Feiern, die sich an den Gottesdienst anschlossen. Damals, in den Jahren 1949, 1950, 1959 und 1960, wurde selbstverständlich noch zuhause gefeiert. Vor sechzig Jahren sowieso, aber auch zehn Jahre später, als es wirtschaftlich schon wieder besser ging als direkt nach dem Krieg. Für die Familienfeier wurde das Schlafzimmer ausgeräumt, damit alle Platz hatten, es wurden Klöße gedreht. Und als es dann soweit war, dann wurden beim Festessen lauter ernsthafte Reden gehalten: Und manche von Ihnen empfanden es als ungewohnt, plötzlich so im Mittelpunkt zu stehen. Dann doch lieber die ungezwungene Nachfeier mit den Nachbarn und mit allen, die angepackt hatten ...

Aber an dem tiefen Einschnitt, den die Konfirmation damals markierte, kam man nicht vorbei. Denn damals fielen ja für die meisten von Ihnen Schulabschluss und Konfirmation direkt zusammen, und dann kam nach vierzehn Tagen Urlaub der Weg in den Lehrbetrieb. Jemand von Ihnen sagte: „Man war von einem Tag auf den anderen nicht mehr Kind.“ Und jemand anderes sagte: Unsere Konfirmation, das war die Schwelle vom Kindesalter zum Erwachsenenalter“. Na-türlich waren Sie damals noch keine Erwachsenen, aber die ersten Schritte in Richtung Erwachsensein konnte man doch schon einmal üben: Wenig später begann die Tanzschule, und bei der Konfirmationsfeier wurde ja auch nicht nur mit Wasser angestoßen ...

Heute blicken wir zurück, um nach vorne zu blicken. Viele Jahre nach Ihrer Konfirmation sind Sie in diese Kirche zurückgekehrt. Diese Kirche hat sich verändert (der Altar ist nicht mehr an derselben Stelle), und auch Sie haben sich verändert und sind heute reicher um die Lebenserfahrung von Jahrzehnten.

„Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.“ So lautet der Predigttext für den heutigen Sonntag. Ein Lehrer aus der frühen

Kirche schreibt an einen Schüler. Vor Jahren hat er ihm die Hände aufgelegt und ihn gesegnet. Seitdem ist nicht alles nach Plan gegangen, es gibt manches, das einen entmutigt und herunterzieht. Und darum erinnert er ihn noch einmal an die Grundüberzeugung, die alle Christenmenschen miteinander verbindet. Diese Grundüberzeugung fasst er mit vier Worten zusammen: Nicht Furcht, sondern Kraft, Liebe und Besonnenheit!

„Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht“: Wenn ich die Berichte aus Ihrer Konfirmandenzeit höre, liebe Jubilarinnen und Jubilare, dann war da vom Geist der Furcht nicht allzu viel zu spüren. Pastor Rehse wurde geachtet und verehrt, ja. Aber das musste einen ja nicht davon abhalten, sich gewisse Freiheiten zu nehmen. Da waren die Weintrauben am Pfarrhaus vor jugendlicher Naschsucht nicht sicher, und auch die pfarrherrlichen Filzplatschen waren nicht immer dort, wo sie eigentlich sein sollten. Und erste Versuche mit dem Rauchen wurden bereits im Konfirmandenunterricht gestartet. Vielleicht ging das nur bei einem Pastor, der mit viel Lachen dabei war, und bei dem Sie wussten, was geht und was nicht geht.

Diese jugendliche Furchtlosigkeit ist das eine. Aber etwas anderes ist es, dann auch als Erwachsener den Kopf oben behalten und sich immer wieder neu den Herausforderungen des Lebens zu stellen! Darum erinnert der Apostel an die drei Geschenke, die Gott uns mit auf den Weg gibt: Kraft, Liebe und Besonnenheit!

Kraft: das ist die Dynamik, mit der wir den längeren Atem haben.

Liebe: das ist der Blick für die anderen, weil die Kraft ohne die Liebe leicht egoistisch wird.

Und Besonnenheit: das ist die Lebenskunst, die Gelassenheit, die man mit zunehmender Erfahrung lernen kann.

Kraft, Liebe und Besonnenheit: das sind alles keine Selbstverständlichkeiten. Unsere Kräfte können erlahmen. Wir können den Blick der Liebe verlieren. Und auch unsere Besonnenheit kann uns im Stich lassen, wenn die Herausforderungen zu groß sind.

Der Apostel aus der frühen Kirche weiß das genauso gut wie wir. Und darum zitiert er in dem Brief schließlich ein altes Lied. Sie kennen das von sich selbst: Alte Lieder können wie ein Stück Heimat sein. Die „Caprifischer“, mit denen Rudi Schuricke 1949 groß herauskam, oder die Lieder von Little Richard oder Elvis, die Sie damals begeisterten – und für die Ihre Eltern nur Unverständnis übrig hatten.

Der Apostel erinnert seinen ehemaligen Schüler an ein altes Lied über Jesus Christus. Wahrscheinlich haben sie dieses Lied damals zusammen gesungen, und jetzt soll es dem anderen weiterhelfen, ihm wieder Mut machen für seinen Weg. In diesem Lied heißt es:

Gott hat uns gerettet und uns dazu berufen,
ihm ganz als sein Eigentum zu gehören.

Nicht wegen unserer guten Taten,
sondern aus seinem eigenen freien Entschluss.
Ihm gehören wir aus reiner Gnade,
wie er sie uns durch Jesus Christus
geschenkt hat schon vor aller Zeit.
Jetzt aber ist diese Gnade offenbar geworden,
als Jesus Christus, unser Retter,
auf der Erde erschien.
Er hat dem Tod die Macht genommen
und das unvergängliche Leben ans Licht gebracht.

Hier ist von einer Geschichte die Rede, die über unsere Lebensgeschichte weit hinausreicht: Diese Geschichte beginnt vor aller Zeit und ist offen auf die Ewigkeit. Das ist die Geschichte von Jesus. Aber das Besondere ist: Wir sind in diese Geschichte immer schon verwickelt. Schon lange vor unserer Geburt, lange auch vor der Weltentstehung hat Gott uns schon im Blick gehabt. Sicher, unsere Lebenswege nehmen zwar manchmal merkwürdige Wendungen; und manchmal mögen wir auch an uns und an der Welt verzweifeln. Ja, aber trotzdem sind wir von Anfang an Leute mit einem Geschenk: beschenkt mit Kraft, Liebe und Besonnenheit. Dieses Geschenk bleibt, auch wenn wir es beiseitelegen, auch wenn es überlagert wird von Hektik, Stress und Sorge.

Der Apostel fordert seinen ehemaligen Schüler auf, diese Geschenke immer wieder hervorzunehmen und die Schönheit dieser Geschenke immer wieder neu zu entdecken. Das machen wir ja heute auch, wenn wir uns an Ihre Konfirmation erinnern und wenn wir den Segen erneuern, der Ihnen damals mit auf den Weg gegeben wurde. Denn hinter all dem steht mehr nur als unsere guten Wünsche. Dahinter steht die Macht der Auferstehung, von der im letzten Teil des Liedes die Rede ist. Da heißt es: „Er hat dem Tod die Macht genommen und das unvergängliche Leben ans Licht gebracht.“

Dem Tod ist die Macht genommen – ein unvergängliches Leben kommt ans Licht: Welch ein Trost, wenn wir uns mit Alter und Vergänglichkeit auseinandersetzen müssen, und wenn es nicht mehr nur um graue Haare oder Haarausfall geht! Dem Tod ist die Macht genommen – ein unvergängliches Leben kommt ans Licht: Das bedeutet: Wir müssen nicht mehr nur auf die Vergänglichkeit starren. Sondern wir dürfen auch Ausschau halten danach: Wo kommt in unserem Leben etwas von dem unvergänglichen Leben ans Licht? Wo erfahren wir, dass unser Leben reich und tief und groß wird?

Das wird jeder und jede von Ihnen eigene Erfahrungen machen: der Stolz auf die Enkelkinder, die Genugtuung, mit den eigenen Fähigkeiten gebraucht zu werden, die Freude am Ehrenamt, das Geschenk der Liebe, die Freude über die Schönheit der Welt, sei es zuhause oder in fremden Ländern.

Mitten in unserem Leben das unvergängliche Leben Gottes! Ich wünsche Ihnen und uns allen, dass wir uns diesem unvergänglichen Leben anvertrauen, jetzt und an der Grenze unseres Lebens. Und ich wünsche Ihnen und uns allen, dass wir immer wieder die drei wunderbaren Geschenke Gottes zum Glänzen bringen: die Kraft, die Liebe und die Besonnenheit. Möge die Kraft der Auferstehung uns Kraft geben. Möge die Liebe Gottes unsere Liebe stärken – die Liebe zu unseren Mitmenschen und zu uns selbst. Und möge Gottes langer Atem uns immer wieder die nötige Besonnenheit geben, die Übersicht, die wir auch zur Lebensfreude und zum Lebensgenuss brauchen.

Amen.

„Ballast abwerfen – leichter starten“
Ansprache beim Gottesdienst "Mit Herzen, Mund & Händen" Oldenstadt
(22. August 2010)

Ein Mensch verlost sein Haus. Das war eine der Geschichten aus dieser Woche. Für nur 99 € konntest Du eine wunderbare Villa in Österreich bekommen. Natürlich nur dann, wenn Du die richtige Losnummer hast. Glückliche Gewinnerin war die Besitzerin eines Bioladens aus Bayern.

Für nur 99 € eine Villa mit Alpenblick. Als ich diese Geschichte in der Zeitung las, da kam mir der Gedanke: Warum hast Du an dieser Verlosung eigentlich nicht mitgemacht? Wäre doch toll gewesen: eine Luxusvilla in den Alpen!

Aber das Spannende an dieser Geschichte ist gerade: Der Besitzer will diese Villa loswerden. Und zwar deshalb, weil er in eine Ein- oder Zweizimmerwohnung umziehen will. An dieser Stelle werde ich stutzig: Was will der Mann? Sich aus dem Erlös keine neue Villa kaufen, sondern in eine kleine Wohnung umziehen. Ist er pleite?, frage ich mich. Nein, seine Geschäfte gingen gut. Mit Weihnachtsdeko hat der Mann schon mit 32 seine erste Million verdient. Viele weitere kommen hinzu. Er kann sich mehrere Häuser leisten, sein Hobby wird das Segelfliegen, mit Hochleistungsflugzeugen, die er eigens für sich anfertigen lässt. Mit diesen Flugzeugen schafft er es bis zum Weltrekord.

Und jetzt, so lese ich, will Karl Rabeder das alles loswerden. Er ist 49 und träumt von einem Leben mit 1000 € pro Monat. Der Rest seines Vermögens soll in Kleinkredite wandern. Er möchte, dass mit diesem Geld andere Menschen weiterarbeiten können, Menschen in Lateinamerika oder in Äthiopien.

Eine ehrenwerte Absicht, ganz bestimmt. Aber warum will der Mann dafür fast alles loswerden – seine Villa, sein Haus, seine Flugzeuge? Dazu sagt Karl Rabeder: "Besitz belastet". Was er anstrebt, ist eine "besitzlose Leichtigkeit". So lese ich es jedenfalls in der Zeitung. Bislang, so sagt er, war das Leben für ihn ein „ständiger Wettkampf“: da ging es um Erfolg, um Reichtum, um Nervenkitzel. Jetzt möchte er lernen, „loszulassen und anderen Menschen etwas zurückzugeben."

Dieser Mann wirft Ballast ab, eine ganze Menge Ballast. Und wie ist das bei Ihnen, bei Euch? Vielleicht gibt es da ja auch Ballast, den Sie loswerden möchten. Bei uns wird das wahrscheinlich keine Villa und kein Segelflugzeug sein. Vielleicht ist es ein voller Keller voller Krempel? Eine Ablage, die unbearbeitet vor sich hinstaubt? Ein Problem, das ungelöst vor sich hinschmort? Vielleicht sind es auch Ziele, die uns überfordern? All das kann uns ganz schön behindern, so wie der Wackerstein, den wir vorhin in die Hand gedrückt bekamen.

Jesus ist der Spezialist für Ballast. Er will, dass wir leichter und klarer durchs Leben gehen. Darum die Anweisung an die Jüngerinnen und Jünger: Reduziert das Gepäck! Und darum der Rat: Plant und macht nicht alles auf einmal – Israel, Samaria und am besten die ganze Welt! Sondern tut das, was jetzt gerade nötig ist (damals war es die Sorge für Israel, weil dieses Volk wie eine Herde von verlorenen Schafen war)!

So können wir auch versuchen, unser Lebensgepäck zu reduzieren. Wir können Dinge aussortieren. Wir können die Termine unseren Kräften und Möglichkeiten anpassen. Wir können uns mit weniger zufrieden geben und vielleicht gerade so etwas mehr Frieden finden.

Die Sehnsucht danach ist in unseren vollgestopften Zeiten groß. Das zeigt mir der Erfolg des Buches „Simplify your life“. Aber der gute Wille allein reicht oft genug nicht aus. Denn zum Reduzieren, da brauche ich viel Vertrauen. Da brauche ich zum Beispiel das Vertrauen, dass mein Wert nicht von meinen Sachen und auch nicht von der Fülle meiner Termine abhängt.

Und noch mehr Vertrauen brauche ich wahrscheinlich, wenn mich Fragen und Probleme quälen und ich nicht weiß, wie ich sie loswerden soll. Wenn ich mich schäme, weil die anderen ja scheinbar so leicht dahinleben.

Da finde ich es hilfreich, dass Jesus uns in der Bibel immer wieder mit offenen Händen entgegentritt, dass er uns zuruft: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquicken (oder wie es in einer anderen Übersetzung heißt: Ich will euch die Last abnehmen)!“

Ja, wie gut, dass Jesus der Spezialist für Ballast ist! Amen.

Predigt
am 7. Sonntag nach Trinitatis
Apostelgeschichte 2,41-47 **18. Juli 2010**

Liebe Gemeinde,

wenn man aus dem Urlaub zurückkommt, dann kann man viel erzählen. Heute Morgen ist mir ein Erlebnis aus unserem Zypernurlaub besonders nah. Ich denke dabei an einen Gottesdienst, den wir vor genau drei Wochen im alten Kloster von Ayia Napa miterleben konnten. Was an diesem Gottesdienst so besonders war? Es war schon schön, dass dieser Gottesdienst in deutscher Sprache stattfand, und es war ein kleines Wunder, dass wir den Hinweis darauf eher zufällig in einem Aushang entdeckten. Aber unvergesslich ist für mich etwas anderes: nämlich die besondere Atmosphäre.

Da gibt es mitten in einer lärmenden Touristenstadt ein Kloster, und mitten in diesem Kloster steht ein Brunnenhaus, und in diesem Brunnenhaus findet der Gottesdienst statt. Als wir ins Kloster kamen, sahen wir den bayrischen Pastor und seine Frau, wie auf der Brüstung der Brunnenstube gerade Woldecken fürs bequeme Sitzen auslegten, und dann stellten sie vorsichtig das Kreuz und die Abendmahlsgeschirre auf die Brüstung. Nach und nach kamen einige Gottesdienstbesucher und setzten sich auf die Decken; unter den Besucherinnen war auch die griechisch-orthodoxe Schwiegermutter der örtlichen Kirchenvorsteherin. Und dann ging der Gottesdienst los, und wir stimmten nicht nur in die Lieder aus dem Bayrischen Gesangbuch ein, sondern bestaunten auch die mittelalterliche Brunnenschale und das bunte Blumenbeet neben dem Brunnenhaus. Aber auch wir wurden bestaunt, nämlich von anderen Touristen, die den Klosterhof besichtigten. Und manche blieben kurz stehen und falteten die Hände ...

Dieser Gottesdienst war für meine Frau und mich ein besonderes Erlebnis, gerade weil er so improvisiert und einfach war. Manches daran erinnert mich an das Leben der ersten Christen, von dem wir gerade im Predigttext gehört haben. Auch da war vieles einfach und improvisiert. Wichtig war das Zusammensein, das Teilen, das gemeinsame Beten, das gemeinsame Abendmahl. Da gab es noch keine Kirchen, in denen die Gottesdienste stattfanden, sondern die ersten Christinnen und Christen trafen sich entweder in den Häusern oder im jüdischen Tempel – also genauso öffentlich wie wir in Ayia Napa.

In unserem Predigttext klingt das wie eine große Idylle: alle waren ein Herz und eine Seele. Wir wissen aus unserer Lebenserfahrung, dass es solche Idyllen nur selten gibt – oder dass solche Idyllen nur selten lange halten. Oft genug ist unsere Wirklichkeit doch viel gemischerter. Das gilt für die Kirche genauso gut wie für unser sonstiges Zusammenleben. Einige Seiten nach unserem Predigttext lesen wir in der Apostelgeschichte, dass beim wunderbaren Teilen damals längst nicht alle mitmachten. Da gab es ein Ehepaar, das sagte zwar: „Ja, ja“, aber

dann schaffte es doch einen Teil seines Vermögens heimlich beiseite und gab es nicht in die große Kasse.

Und in den letzten Tagen und Monaten sind es noch ganz andere Nachrichten, die die Kirche in Deutschland erschüttern: Die Missbrauchsskandale, die Schwierigkeiten, damit angemessen umzugehen, in der katholischen, aber eben auch in der evangelischen Kirche. Wir können den Rücktritt der hamburgischen Bischöfin Jepsen als angemessen oder als überzogen bezeichnen, ganz gleich. Deutlich ist doch: Unsere Kirchen sind alles andere als nur idyllisch. Auch wenn wir uns das anders wünschen würden, gibt es auch hier Fehler und (bisweilen schwerste!) Verfehlungen, gibt es hier Streit und Eigensucht.

Auch bei unserem wunderbaren Gottesdienst in Ayia Napa erfuhren wir, dass das dort nicht viel anders war. Denn der schöne Gottesdienstort in der Brunnenstube war eine Notlösung: Bis vor kurzem konnten die evangelischen Gottesdienste in einer der beiden Klosterkapellen stattfinden, aber dann entzog der griechisch-orthodoxe Bischof der kleinen Gemeinde das Gastrecht und wies ihr die Brunnenstube zu – vielleicht ein Zeichen für die Schwierigkeiten, die die Ökumene zurzeit nicht nur auf Zypern hat.

Ja, wir sind von der Idylle weit entfernt. Und so könnten wir hinter der schönen Schilderung der Apostelgeschichte oder hinter einer Gottesdiensterfahrung wie der auf Zypern ein dickes Fragezeichen machen. Aber das wäre schade. Denn ich frage mich, was dann aus unseren guten Kirchenerfahrungen wird!? Manchmal erfahren wir doch, wie ein Gottesdienst uns weiterführt, wie ein Kirchenlied uns anspricht und wie ein Kirchenraum uns eine Heimat bietet – einfach dadurch, dass er da ist und uns aufnimmt mit unseren Freuden und Sorgen. Und manchmal erfahren wir vielleicht auch, wie die Gemeinschaft mit anderen Christinnen und Christen uns stärkt. Da reicht es manchmal, nebeneinander zu sitzen und sich gemeinsam über eine Taufe zu freuen – oder dem Nebenmann und der Nebenfrau nach dem Abendmahl beim Friedensgruß die Hand zu geben.

Für solche Erfahrungen sind unsere Kirchen und Gemeinden da. Und wir können nur hoffen und beten, dass unsere Kirchen und Gemeinden immer wieder ein Ort für solche Erfahrungen werden. Solche Erfahrungen wünsche ich auch unseren Kindern und Jugendlichen, die wir in die Gemeinde hineintaufen und hineinkonfirmieren. Denn in der Kirche geht es ja nicht um dies oder das, sondern um die Kraft Gottes für unser Leben und für unsere Welt. Diese Kraft kann uns Menschen neu mit anderen Menschen verbinden. Diese Kraft kann uns großzügig machen. Sie kann uns Frieden schenken mit uns selbst. Und sie kann uns auch ungeduldig machen, wenn es um Unrecht und Ungerechtigkeit geht. Darum finde ich es absolut richtig, wenn sich die beiden großen Kirchen in den Missbrauchsskandalen jetzt für eine rückhaltlose Aufklärung aussprechen und sich klar auf die Seite der Opfer stellen.

Unsere Kirchen und unsere Gemeinden sind keine Idylle, ja. Aber es gibt Erfahrungen, da

können wir spüren, wie unser menschenfreundlicher Gott die Kirche eigentlich gedacht hat: Kirche als ein Ort des Aufatmens, Kirche als ein Ort des Friedens. Gottseidank sind solche Erfahrungen nicht nur an unsere Kirchengebäude gebunden. Wir können sie auch zuhause machen, wenn wir in der Bibel lesen oder mit unseren Kindern und Enkelkindern am Abend beten. Und selbst in einer ganz profanen Brunnenstube ist eine solche Erfahrung möglich. Darum habe ich Ihnen die Feriengeschichte aus Ayia Napa erzählt.

Amen.

Predigt
beim 3. Freiluftgottesdienst in Oldenstadt-West
13. Juni 2010 **Lk. 14. 16-24**

Liebe Gemeinde,

einer lädt ein, und alle entschuldigen sich. Der eine hat sich ein neues Stück Land gekauft, ein anderer ist der stolze Besitzer von fünf neuen Ochsen, und ein dritter hat geheiratet und möchte die Flitterwochen mit seiner Frau genießen. Einer lädt ein, und alle haben plausible Erklärungen, warum sie nicht kommen.

Glücklicherweise ist das heute morgen anders. Wir sind wieder viele hier auf dem Spiel- und Bolzplatz. und wir haben uns auch nicht von der etwas frischen Witterung ins Bockshorn jagen lassen.

Aber ungewöhnlich ist die Erfahrung, von der Jesus hier erzählt, nicht. Das wissen alle, die für andere Angebote machen. Das wissen wir von der Kirchengemeinde, und auch Sie von der Siedlergemeinschaft haben genickt, als wir bei der Vorbereitung diese Geschichte durchlasen: „Ja, so ist das!“ Da lädt man ein, aber viele haben keine Zeit. Oder sie haben etwas Anderes vor. Das kann man den Menschen nicht vorwerfen. Der Tag hat nur 24 Stunden, und wir haben alle unsere eigenen Prioritäten.

Umso interessanter finde ich, wie die Geschichte von Jesus weitergeht. Der Gastgeber, von dem er erzählt, gibt sich mit den Absagen nicht zufrieden. Er hat alles zu einem großen Festessen vorbereitet, und jetzt will er die Bude auch vollhaben. Darum lässt er sich etwas einfallen und lädt Gäste ein, an die vorher niemand gedacht hatte. In seinem Fall sind es die Armen, Verkrüppelten, Blinden und Gelähmten und schließlich sogar die Landstreicher. Völlig untypische Gäste also, die er einlädt, Gäste, für die diese Einladung ein ganz besonderes Geschenk ist.

Dieser Gastgeber ist einfallsreich, und das gefällt mir an ihm. Genauso einfallsreich war in den letzten fünf Jahrzehnten auch die Siedlergemeinschaft Kattenkamp. Auch die Siedlergemeinschaft hat sich der neuen Lage immer wieder angepasst, hat neue Wege für neue Herausforderungen gefunden. Am Anfang war es eine Notgemeinschaft, die sich da auf einem unerschlossenen Acker vor den Toren Uelzens entwickelte. Als 1958 hier Bauwillige ihre Grundstücke erwarben, da gab es buchstäblich nichts: kein Wasser, kein Abwasser und keine Kanalisation. Von Erschließungsstraßen ganz zu schweigen! In der Chronik, die Sie jetzt zusammengestellt haben heißt es: „Bei länger anhaltendem Regen und besonders im Winter war unsere Siedlung unpassierbar! Die Straßenzüge glichen eher eine

Schlammstrecke“.

Hier musste etwas passieren, und so ging es damals darum, gemeinsam aufzutreten und die Interessen der Siedlung mit Nachdruck zu vertreten. Heute, 50 Jahre später, ist die Siedlergemeinschaft längst keine spontane Notgemeinschaft mehr. Heute geht es nicht mehr um eine Pioniersituation, schließlich ist Oldenstadt-West längst ein etablierter Stadtteil mit einer hohen Wohnqualität. Und seit kurzem führt sogar ein Radweg von Oldenstadt-West in die Innenstadt – die Eingaben, die Sie vor 27 Jahren eingebracht haben, haben also doch etwas genutzt.

All das sind Erfolge, auf denen man sich ausruhen könnte. Aber an der Siedlergemeinschaft fällt mir auf, dass Sie sich darauf gerade nicht ausruhen. Sie packen immer wieder neue Herausforderungen an und gehen immer wieder neue Wege. Ich denke da an den Zusammenschluss mit den Siedlern aus Oldenstadt-Mitte, ich denke da an neue Aktivitäten wie den Lebendigen Adventskalender, die Besentour um den O-See oder an den Freiluftgottesdienst hier auf dem Platz. Und auch die Themen haben sich verändert: Die Beratung zum Thema Gartengestaltung ist ein evergreen und spielt in Ihrem Dachverband immer noch eine Rolle. Aber dazu sind auch neue und zeitgemäße Themen gekommen: die energetische Sanierung von Häusern etwa oder das „Altwerden im eigenen Haus“, um nur ein paar Stichworte von der Homepage zu nennen.

Viele Veränderungen also, und trotzdem feiern Sie Ihr 50. Jubiläum unter dem Motto: „Zukunft braucht Herkunft“. Dieses Motto macht deutlich: Wir brauchen nicht nur die Anpassung an die Gegenwart, sondern wir brauchen auch die Erinnerung an unsere Herkunft, an unsere Geschichte. Und wirklich: ohne diese Geschichten davon, wie es hier auf dem Kattenkamp angefangen hat, und ohne die Erinnerung an Ihre Erfahrungen und Erfolge wäre die Siedlergemeinschaft ärmer. Denn die Erinnerung bewahrt uns davor, einfach nur jede Mode mitzumachen. Und so erinnert mich der Blick in die Chronik an das, was die Siedlergemeinschaft über die Jahrzehnte hinweg stark und lebendig gemacht hat: der Zusammenhalt, das Eintreten für die gemeinsamen Interessen, die Nachbarschaftshilfe, aber immer wieder auch die Geselligkeit und das Sich- Zusammensetzen.

Ohne die Erinnerung sind wir Menschen eine Eintagsfliege. Aber wenn wir uns erinnern, wenn wir uns die alten Geschichten erzählen lassen, dann spüren wir etwas von der Kraft, die in der Nachbarschaft und im Zusammenhalten steckt. Oldenstadt-West erlebt gerade einen Generationswechsel, und gerade darum finde ich die Erinnerung an die Anfänge so wichtig: nicht, weil wir heute alles so wie früher machen müssten, sondern weil wir von den Erfahrungen der Generationen vor uns nur lernen können.

„Zukunft braucht Herkunft“: Am deutlichsten wird uns dieser Satz vielleicht, wenn wir uns ein kleines Kind anschauen – ein Kind wie die Celine oder den Vincent Adrian. Ein solches

Kind ist ganz viel Zukunft. Aber es braucht auch Wurzeln, um Kraft und Halt für die Zukunft zu haben. Darum haben wir diese beiden Kinder heute getauft. Wir bieten ihnen für ihre Wurzeln den besten Mutterboden an, den wir ihnen anbieten können, nämlich Gott mit seiner ganzen Liebe zu uns Menschen. In den beiden alten Geschichten aus der Bibel haben wir ja gehört, wie Gott immer wieder neu und überraschend auf uns Menschen zugeht: Da stellt Jesus die Kinder in den Mittelpunkt, obwohl die Erwachsenen sie eigentlich als störend empfunden haben. Und da erzählt Jesus die Geschichte vom großen Gastgeber, der schließlich all die Menschen einlädt, an die sonst keiner denkt.

In diesen Geschichten verwurzelt zu sein – das gibt Kraft zum Leben und zum Wachsen. Das gibt Kindern Kraft, aber auch uns Erwachsenen, wenn wir immer wieder neue Wege für unser Zusammenleben und für unsere Nachbarschaft finden wollen.

Zukunft braucht Herkunft. Ja, wir brauchen Wurzeln, die weit in die Erde hineinreichen. Dann können wir erfahren, was einmal jemand über die Wurzeln eines Baumes geschrieben hat (Sigrid Berg):

Sie halten fest,
sind tief gegründet,
Sturm und Unwetter können toben,
den Baum schütteln und biegen,
aber er verliert den Boden nicht.
Sie geben ihm Halt.
Durch sie strömt immer neue Lebenskraft.

Amen.

Predigt
zum Hofgottesdienst 2010
30. Mai 2010, Hof Hacke, Pieperhöfen

Röm. 11,33-36

Liebe Gemeinde,

haben Sie gestern abend auch mitgefiebert, als Lena Meyer-Landrut in Oslo ihr Lied sang? Als sie alle Register zog und trällerte, gurrte und tanzte? Und als sie verdient gewann? Denn mit ihrem Lied „Satellite“ verbreitete sie ja eine ansteckende Leichtigkeit und Freude.

In diesem Lied geht es um ein Mädchen, das verliebt ist und um seinen Liebsten kämpft. Der Refrain heißt in deutscher Übersetzung:

So wie ein Satellit im Weltall kreise ich ständig um dich herum.
Und wenn ich dabei verglühe, wär's mir egal,
denn ich halte es keine Minute mehr länger aus ... ohne deine Liebe.

Nun geht es in den meisten Schlagern um die ganz großen Gefühle: um die Liebe, um Freude, um Trauer und Einsamkeit. Aber ich fand es schon stark, was Lena aus diesem Lied gemacht hat. Sie hat das Lied nicht einfach gesungen, sondern bei ihrem Auftritt war sie das Mädchen, das sich über seine Liebe freut, an seinem Liebsten leidet und trotzdem um ihn wirbt – und das in allen Tonlagen.

Dieser Auftritt hat mir noch einmal deutlich gemacht: Es gibt Gefühle, die bringen uns Menschen zum Singen. Wenn uns etwas Großes berührt, dann können wir nicht stumm bleiben wie die Fische, sondern dann drängen die Gefühle heraus. Ganz egal, ob wir dann pfeifen oder singen – und sei es unter der Dusche. Und oft genug greifen wir dann auch zu den ganz großen Worten, zur Sprache der Dichtung.

So ist das auch beim Apostel Paulus, diesem Prediger und Missionar aus der Frühzeit der Kirche. In seinen Briefen gibt es einige Stellen, da singt er fast, weil ihn etwas dermaßen ergreifen. Nehmen wir zum Beispiel den Brief an die Gemeinde in Rom – da bricht es an einer Stelle aus ihm heraus:

O welch eine Tiefe des Reichtums,
beides, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes!
Wie unbegreiflich sind seine Gerichte
und unerforschlich seine Wege!
Denn »wer hat des Herrn Sinn erkannt,
oder wer ist sein Ratgeber gewesen?«
Oder »wer hat ihm etwas zuvor gegeben,

daß Gott es ihm vergelten müßte?«

Denn von ihm

und durch ihn

und zu ihm

sind alle Dinge.

Ihm sei Ehre in Ewigkeit!

Amen.

Ja, es gibt Gefühle, die bringen uns zum Singen. Hier ist es das Staunen über die Wege Gottes, das aus dem sonst so nüchternen Paulus einen Dichter oder einen Sänger macht. Kurz zuvor hat er seiner Gemeinde noch mit allen Mitteln seiner Gelehrsamkeit auseinandergesetzt, wie sich das mit der Rettung der Juden und der Heiden verhält. Aber jetzt spürt er, dass der wissenschaftliche Ton eigentlich gar nicht angemessen ist, weil Gott ja viel höher ist als all unsere Vernunft. Und so überlässt er sich dem Staunen: O welche Tiefe des Reichtums, / beides, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes!

Ich bin mir sicher, liebe Gemeinde, dass wir dieses Staunen auch kennen. Vielleicht sind es bei uns nicht unbedingt die letzten Geheimnisse der Heilsgeschichte, die uns zum Staunen und zum Schwärmen bringen. Vielleicht liegen unsere „Wunderpunkte“ viel näher, und vielleicht sind sie auch viel konkreter als bei Paulus:

- ein Mensch, den wir lieben
- unsere Kinder
- das Maigrün
- die Schönheit der Musik.

Gerade hier, auf einem landwirtschaftlichen Hof, sind wir dem Wunder des Lebens ja ganz nahe. Es ist ein Wunder, wenn auf den Feldern alles gut steht. Es ist ein Wunder, wenn alles gut gedeiht. Und es ist ein Wunder, wenn Sonne, Schnee und Regen das Ihre dazu tun.

Natürlich sind wir Menschen an vielen Wundern beteiligt: Da ist die Arbeit der Landwirte, ohne die es hier draußen nur Wildwuchs gäbe, und da ist die Kunstfertigkeit der Musikerinnen und Musiker, die für den guten Ton sorgen. Aber unser Tun und Machen ist eben nicht alles. Schließlich ist es ein Geschenk, wenn alles wächst und gedeiht – oder wenn die Musik eines Posaunenchores unser Herz berührt.

Nun gibt es auch vieles, das alles andere als staunenswert ist. Da sind die wenig wunderbaren Nachrichten, die uns jeden Abend im Fernsehen erreichen: die Ölpest im Golf von Mexiko, die Bilder von Terroranschlägen und Krieg. Solche Bilder sind ungemütlich, sie schlagen aufs Gemüt. Und wie leicht überdecken sie die Wunder, die wir doch auch erleben!

Ich würde mir wünschen, liebe Gemeinde, dass wir uns von solchen Bildern das Staunen nicht

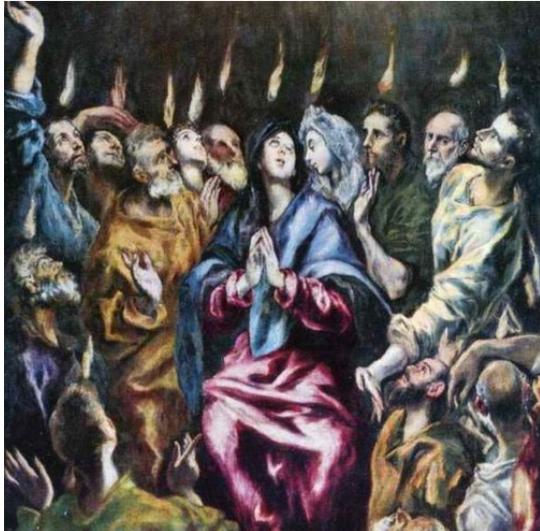
austreiben lassen. Dabei geht es mir nicht um den Griff zur rosaroten Brille, der alles Schwierige ausblendet. Die Nachrichten sind ja nicht irgendein Märchen, sondern sie sind ein Stück gebündelte Wirklichkeit. Aber zur Wirklichkeit gehört eben auch das Staunen über die Kastanienblüten auf dem Hof, über das Lächeln eines Menschen oder über die Schönheit einer Kuh im Stall oder auf der Weide. Und all dies gehört zur Wirklichkeit nicht nur dazu, sondern es zeigt uns, wie Gott die Welt eigentlich gemeint hat. Er hat uns die Welt als ein Wunder geschenkt, als eine Einladung zum Staunen.

Und wenn wir staunen, liebe Gemeinde, dann geben wir der Welt ihren Wert. Dann gehen wir über die Menschen, Tiere und Pflanzen nicht einfach hinweg, und dann betrachten wir sie auch nicht mehr als selbstverständlich oder als Verfügungsmasse. Wenn wir staunen, dann ist uns die Welt nicht mehr egal. Dann ist es uns nicht mehr egal, wie Menschen mit Menschen umgehen oder zu welchen Preisen Lebensmittel oder Textilien verscheuert werden. Das Staunen macht uns partiisch, weil wir lieben, worüber wir staunen.

Aber zuallererst liegt der Wert des Staunens im Staunen selbst. Es ist ein Wunder, wenn die Schönheit der Welt uns anspricht oder wenn ein Mensch in uns tiefe Gefühle weckt. Es ist ein Wunder, wenn wir hinter der Welt Gott entdecken und wenn wir zu singen beginnen. Ja, es gibt Gefühle, die bringen uns Menschen zum Singen. Und dazu müssen wir weder Paulus noch Lena heißen.

Amen.

Pfingsten ist Bewegung
Zu einem Bild von El Greco
(Allgemeine Zeitung der Lüneburger Heide, Pfingstausgabe 2010)



Pfingsten ist Bewegung. So jedenfalls sieht es der griechisch-spanische Künstler El Greco (1541-1614) in diesem Bild.

Auf diesem Gemälde gibt es keinen Punkt, der nicht in Bewegung wäre. Am ruhigsten ist noch die Taube, die am Himmel entlang schwebt – das Zeichen für den Heiligen Geist. Aber die Szene darunter ist Dynamik pur. Da lodern kleine Flammen auf den Köpfen von Menschen. Und da strecken sich diese Menschen der Taube entgegen. Sie machen sich lang, sie heben sie Hände. Da ist einer, der der Taube zuwinkt. Und da sind andere, die schützen ihre Augen oder haben die Arme abgespreizt.

Alle diese Menschen haben sich nicht mehr in der Gewalt. Hier scheint eine andere, größere Gewalt zu herrschen, der sich keiner entziehen kann. Das gilt auch von Maria, der Frau in der Mitte, dem Sinnbild der Kirche. Sie ist ganz nach oben ausgerichtet, und ihre Augen schauen verzückt. Während sie noch sitzt, scheinen die Menschen um sie herum fast ihr Gleichgewicht zu verlieren. So groß ist die Be-Geisterung, die Bewegung, die der Geist anrichtet.

Diese Bewegung drückt sich auch in den grellen Farben und den unruhigen Kleiderfalten aus. El Grecos Zeitgenossen hat diese Grellheit und die Überdehnung der Personen befremdet. Sie galt ihnen als gekünstelt und maniert. Doch besser lässt sich die Dynamik von Pfingsten nicht ins Bild setzen. Denn Pfingsten bewegt, weil hier Gott als Dynamik pur nach uns Menschen greift.

Und zugleich zeigt dieses Bild: Jeder von uns reagiert anders auf den Heiligen Geist. Denn

Gottes Geist verpasst uns keine Uniform, sondern er weckt unsere Lebendigkeit und damit auch unsere Individualität. Pfingsten bringt in Bewegung – ganz neu.

Liedpredigt am Himmelfahrtstag
Ev. Gesangbuch 561 (Regionalteil Bayern/Thüringen)
13. Mai 2010

Liebe Gemeinde,

Christi Himmelfahrt gehört wahrscheinlich zu den Festen im Kirchenjahr, die wir andern am schwersten erklären können. Kein Wunder, dass der Himmelfahrtstag vor allem als Vatertag und als Flugtag Furore macht. Kein Wunder, denn unter dem Vatertag und dem Flugtag kann ich mir unmittelbar et-was vorstellen. Und da kann ich vor allem etwas erleben ...

Aber wie ist das mit Christi Himmelfahrt? Sicher, ich kann mir das vorstellen, so wie ich das von alten Bildern oder aus der Kinderbibel kenne: Jesus, wie er von seinen Aposteln umringt ist, Jesus, wie er langsam nach oben entrückt wird, wie eine Wolke ihn aufnimmt und die Jünger ihm staunend und ratlos hinterher schauen. Ja, diese Szene kann ich mir vorstellen, und ich kann sie mir ausmalen, so wie die Künstler aller Zeiten sie sich ausgemalt haben: Auf einem Bild aus der Renaissancezeit ist es ein ganzer Haufen von Engeln, der Jesus nach oben trägt. Aber die Frage bleibt: Was bedeutet dieses Fest für mich? Und was kann es für uns bedeuten?

Einige Antworten auf diese Frage finde ich in dem Lied, das wir gerade gesungen haben. Ein neueres Lied auf eine alte Melodie. Der Text stammt von Detlef Block, einem Pastor und Schriftsteller aus Bad Pyrmont (inzwischen genießt er seinen verdienten Ruhestand). Er hat viele Lieder geschrieben, in denen er sich die alten Geschichten des Glaubens noch einmal vornimmt, um sie genauer zu verstehen – als Zeitgenosse, als Mensch von heute.

Also: Was sagt dieses Lied über die Himmelfahrt Christi? Zunächst einmal sagt es über die Himmelfahrt, dass sie ein Grund zum Feiern ist: „Wir feiern deine Himmelfahrt mit Danken und mit Loben!“ Nicht nur die Vatertagsfreunde und die Flugtagsbesucher haben einen Grund zum Feiern, sondern auch wir Christinnen und Christen. Aber was ist unser Grund zum Feiern? Der Dichter spricht im 1. Vers von der Entgrenzung, die Jesus erfahren hat: „Nun bist du immer für uns da, entgrenzt von Raum und Stunde“. Ich stelle mir das so vor: Im Tod, da war Jesus eingesperrt wie in eine enge Grabkammer. Er konnte sich nicht bewegen, er kam nicht heraus. Aber dann kam Ostern und die Auferstehung, und damit begann die Entgrenzung von Jesus: erst der Weg aus dem Grab, und dann der Weg über eine anfassbare, konkrete Gestalt hinaus: Schon die Maria am Grab sollte ihn ja nicht mehr festhalten ...

Was diese Entgrenzung bedeutet, das beschreibt der Dichter im 2. und 3. Vers. Im Mittelpunkt steht die Frage: Was ist das eigentlich für ein Himmel, in den Jesus da hineinfährt? Sind das irgendwelche höheren Sphären, ist das irgendein siebter Himmel, den unsere Meteorologen bislang nur noch nicht gefunden haben? Nein, sagt der Dichter mit aller

Entschiedenheit: „Der Himmel, dem du zugehörst, ist Herrschaft und ist Nähe.“ Der Himmel spielt sich also nicht in der Ferne ab, und er ist auch kein fester Ort irgendwo in der oberen Atmosphäre. Jesus geht nicht zu einem Vater, der sich so einsperren und begrenzen ließe. Und darum sagt es der Dichter ganz zugespitzt: „Gott ist nicht, wo der Himmel ist; wo Gott ist, da ist Himmel“. Damit wird die landläufige Vorstellung von Himmel und von Himmelfahrt völlig auf den Kopf gestellt: Der Himmel – das ist keine Ortsangabe, die du mit dem Navi finden könntest, sondern der Himmel, das ist so etwas wie eine Qualität. „Herrschaft und Nähe“ sagt der Dichter dazu, und diese Zusammenstellung zeigt schon, dass mit Herrschaft hier alles andere als Willkür und Unterdrückung gemeint ist.

Stattdessen geht um ein Leben im „Machtbereich“ Jesu, um ein Kraftfeld, das weit bis in unseren Alltag hineinreicht. So jedenfalls beschreibt es der Dichter im 3. Vers. Da bittet er um die „Kraft zu Tat und Leiden“, und da bittet er darum, im „Wollen und Entscheiden“ dem Wesen Jesu gleich zu sein. Der Himmel kann weit bis in unseren Alltag hineinreichen. Weil Jesus entgrenzt ist, kann er seinen Weg sogar bis in unser Innerstes finden. Natürlich weiß der Dichter genauso gut wie wir selbst, dass das keine selbstverständliche Erfahrung ist. Darum greift er zur Sprache des Gebets. Aber wenn Jesus entgrenzt ist, was liegt dann auch näher, als ihn zu bitten?

(V. 4-6)

Der Himmel „ist Herrschaft und ist Nähe“: So haben wir in der ersten Hälfte dieses Liedes gesungen. Was der Dichter darunter versteht, das war noch ein wenig undeutlich. Aber jetzt macht er es konkreter, gerade auch, was er unter „Herrschaft“ versteht.

Herrschaft ist für manche von uns vielleicht ein schwieriges Wort; ein herrschaftsloser Zustand, in dem alle frei und gleich sind, das wäre doch am besten! Aber wir erleben ja im Großen und im Kleinen, dass wir von solchen Zuständen weit weg sind. Ich denke da an die gewaltigen Kräfte, die gerade in der Wirtschaft am Wirken sind – die Marktmacht von Großanlegern und Börsenmaklern. Welche Kraftanstrengung braucht es, diese Macht einzugrenzen und zu kanalisieren! Aber ich denke auch an die Mächte in unserem Inneren. Der Dichter spricht von der „Angst“, die sich in uns festfressen und uns beherrschen kann: die Angst vor der Zukunft, die Angst vor weltweiten Entwicklungen, die wir nur noch schwer in den Griff bekommen wie z. B. auch die Veränderungen unseres Klimas.

Wir fühlen uns machtlos, weil andere scheinbar mächtiger sind. Aber der Dichter setzt dem immer wieder die Macht Jesu entgegen: Er hat die Macht „im Himmel und auf Erden“, er hat „die Angst der Macht beraubt“, aber er hat der Macht auch ein anderes Gesicht gegeben: Denn jetzt geht es nicht mehr um die Macht um der Macht willen, sondern um eine Macht, die an den Glauben gekoppelt ist: „Die wahre Macht hat nur, wer glaubt und aus dem Glauben handelt“. Damit ist das „Maß der Welt“, wie der Dichter sagt, wirklich verändert: Denn die Zukunft gehört den Menschen, die sich in den Machtbereich Gottes stellen und denen es nicht

um den eigenen Sieg, sondern um den „Sieg“ Gottes geht (V. 5).

Zu den Mächten gehören aber auch der Selbstzweifel und das Gefühl des Ungenügens: Eigentlich kann ich mit meinem Leben so nicht bestehen, erst recht nicht vor Gott! Diesen Gefühlen widmet der Dichter den 5. Vers, und er setzt ihnen ein ganz starkes Bild entgegen, nämlich das vom himmlischen Anwalt: Jesus ist unser Anwalt, er tritt „beim Vater für uns ein“. Wie gut, dass Jesus jetzt entgrenzt ist, dass er nicht nur bei uns Menschen, sondern auch bei Gott ist!

Im Schlussvers geht der Dichter schließlich über die Grenzen von Raum und Zeit hinaus: „Wenn diese Welt zuende geht“ – nicht nur unser persönliches Leben, sondern diese Welt ... Das ist eine Perspektive, die wir uns nicht vorstellen können und die uns wahrscheinlich verunsichert. Denn wir lieben die Welt, auf der wir leben, auch wenn wir ihre oft unerfüllte Sehnsucht nach Frieden und Gerechtigkeit kennen! Was ist, wenn diese Welt zuende geht? Und was kommt dann? Der Dichter verliert sich nicht in Einzelheiten, sondern er greift wieder zur Sprache des Gebets: „... bewahre und errette, was deinem Namen untersteht. Bereite uns die Stätte und hol uns heim, Herr Jesu Christ, dahin, wo du der König bist, der Friede ohne Ende.“ Mit diesem Gebet sagt er: Wir haben die Zukunft nicht in der Hand. Aber sie ist in der Hand Jesu, der über Raum und Zeit hinausreicht.

Soviel, liebe Gemeinde, zu diesem Himmelfahrtslied von Detlev Block. Vielleicht hat dieses Lied uns helfen können, die Himmelfahrt noch einmal neu zu verstehen. Heute geht es nicht um eine abstrakte Geschichte – und auch nicht um einen veralteten Feiertag, den wir aus Pflichtschuldigkeit hochhalten. Sondern Himmelfahrt, das ist ein Grund zum Feiern – mit viel Musik, mit Hörnern und Trompeten. Denn „wo Gott ist, da ist Himmel“. Amen.

Ansprache zur Konfirmation 2010

(2. Thess. 3,3)

Liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden,
liebe Eltern, Großeltern und Verwandte,
liebe Gemeinde!

Ein Ohrwurm – das ist ein Lied, das aus dem Ohr gar nicht mehr herausgeht. Für viele aus der Konfirmandengruppe ist das das Lied „Treu“ zu einem Ohrwurm geworden.

Zum ersten Mal haben wir es in Hanstedt gehört, auf der Konfirmandenfreizeit. Ihr wisst es sicherlich noch genau: Am Abend stand die Andacht auf dem Tagesplan. Und nicht jeder von uns hatte so richtig viel Lust. Aber dann ging es rüber in die Kirche. Die Kirche war ziemlich kalt. Und vieles am Gottesdienst, den wir da gefeiert haben, war für uns neu und ungewohnt. Aber an einer Stelle sprang der Funke sofort über. Das war, als die Jugendlichen von der Hausgemeinde mit Keyboard und Gitarre dieses Lied anstimmten. Viele von Euch sangen ziemlich schnell mit. Und jeden Tag wurde Euer Gesang kräftiger, gerade beim Refrain. Okay, dachte ich: Eine schwungvolle Melodie, ein klarer Rhythmus. Aber dann bekam ich mit, dass einer von Euch sich den Text abschrieb. Kurz, bevor wir losfahren, schnappte er sich noch das Liederheft.

Aha, dachte ich, es ist also nicht nur die Melodie, sondern es sind auch die Verse, die Euch etwas sagen. Und da schaute ich mir selber diese Verse noch einmal genauer an. Dieses Lied klingt ja von vorne bis hinten wie ein Liebeslied. Oder wie das Lied von einer großen Freundschaft. Das singt jemand, der sich wundert: Mensch, da ist mir jemand treu, obwohl ich selber gar nicht immer so toll bin. Ich bin untreu, ich bin schwierig, und manchmal versage ich auch – aber trotzdem bleibt der andere an meiner Seite. „Du stehst zu unserer Freundschaft“.

Der das Lied singt, kann das gar nicht verstehen. Denn oft genug erleben wir das ja anders. Da darf ich nur zur Clique gehören, wenn ich alles mitmache. Da akzeptieren mich die anderen nur, wenn ich die richtigen Klamotten an habe und die richtige Musik höre. Da muss ich „in“ sein, sonst bin ich „out“. Es ist besser, wenn ich nicht aussichere, und wenn ich keine Schwierigkeiten mache. Sonst bin ich bei den anderen möglicherweise unten durch.

In diesem Lied ist das anders. Da wundert sich der Texter über eine Freundschaft, die auch die größten Belastungen aushält: „Du bleibst an meiner Seite... Unerschütterlich / hält Deine Treue mich!“ Das ist Freundschaft, wie wir sie uns wünschen. Wie wir sie brauchen, um nicht immer angstvoll darauf zu starren, ob wir alles richtig machen.

Wenn wir eine solche Freundschaft erleben, dann können wir wachsen und reifen. Dann haben wir Raum, um unsere eigenen Erfahrungen zu machen und unseren eigenen Weg zu entdecken. Und wenn ich Euch richtig kennengelernt habe, liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden, dann ist Euch das jetzt gerade wichtig: Dass Ihr entdeckt, wer Ihr seid und was Ihr wollt. Und um das zu entdecken, sind gute Freundinnen und Freunde wichtig.

Um welchen Freund geht es in diesem Lied? Der Dichter redet vom „Herrn“, also von Gott. Gott, so möchte er uns mit diesem Lied sagen, ist für ihn wie ein guter Freund. An dieser Stelle wird der eine oder die andere von uns vielleicht einwenden: Ausgerechnet Gott! Ist Gott nicht streng, weit weg und oft genug nur sehr schwer zu verstehen?

Ja, Gott ist wirklich kein Kumpeltyp. Er ist keiner, der mir immerzu auf die Schultern klopft und alles okay findet. Aber er ist auch niemand, der unendlich weit weg wäre. Das haben die Menschen erlebt, mit denen Jesus unterwegs war. Sie haben erlebt: Da ist jemand, der mir zuhört. Da ist jemand, der sich für mich interessiert. Da ist jemand, der nicht nur die Oberfläche sieht, sondern für den ich wirklich wichtig bin: mit meiner Sehnsucht, mit meinen Fragen, mit meinen Stärken und auch mit meinen Unsicherheiten. „Der Herr ist treu. Der wird euch stärken und bewahren vor dem Bösen“: Das haben die Freunde von Jesus sich gegenseitig weitergesagt. Weil sie es selber so erlebt haben.

Und im Lied geht es darum, dass diese Treue bis heute nicht vorbei ist. Jesus ist zwar nicht mehr als Mensch auf den Straßen in Galiläa unterwegs. Aber er kann uns Menschen bis heute erreichen: Wenn wir seine Kraft spüren. Wenn wir gesegnet werden. Wenn wir erfahren, wie er uns Mut gibt für unser Leben. Und wenn wir offene Augen bekommen für das, was andere Menschen brauchen.

Ihr Konfirmandinnen und Konfirmanden habt Euch vielleicht gefragt, warum wir nach Hermannsburg und über den Kanal in die Alte Wiesenstraße gefahren sind. Klar, dort erwarteten uns die Ökumenische Werkstatt und der Tagestreff für die Nichtsesshaften. Aber warum sind wir dort hingefahren? Ganz einfach: Weil es Mut macht, dass Jesus nicht nur hier Freunde hat, sondern auch anderswo. In Hermannsburg haben wir von den Christen in Südafrika gehört. Von lebendigen Gottesdiensten, von der Musik, von Alten und Jungen, die dort gemeinsam ihren Glauben feiern. Wie wäre es, wenn Ihr Eure Ideen und Euren Rhythmus in den Gottesdienst mit einbringt – hier bei uns?

Und in der Alten Wiesenstrasse, da konntet Ihr sehen: Zum Glauben gehören auch Taten. Als Christinnen und Christen können und sollen wir die Freundlichkeit Gottes weitergeben. Vielleicht habt Ihr ja eine Idee für mehr Mitmenschlichkeit hier in Oldenstadt und Groß Liedern?

Aber das Entscheidende ist heute, liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden: Gott will Euer Freund sein. Er will mitgehen. Er will Euch Mut machen. Er will Euch stärken. Er hält Euch die Treue – darum feiern wir heute dieses Fest.

Amen.

Glaubenstext der Oldenstädter Konfirmierten 2010

Gott ist geheimnisvoll.

Er hat uns Menschen gemacht.

Er hat die Macht, die Welt zu verändern.

Er ist wichtig für's Leben.

Er ist mein Beschützer.

Jesus ist der Retter.
Er war ein Mensch,
Gottes Vertreter auf der Erde.
Er war großzügig.
Er hat Menschen geheilt.
Er hat ihnen Glauben und Hoffnung wiedergegeben.
Er hat sein Leben für uns gegeben.
Er hat uns gezeigt, dass es ein Leben nach dem Tod gibt.

Der heilige Geist ist Gottes gute Kraft.
Wir wünschen uns, dass er uns unterstützt.
Er soll uns leiten in guten und in schweren Zeiten.
Er soll uns beschützen.
Er soll uns davor bewahren, dass wir seine Kraft missbrauchen
und die Umwelt verschmutzen.
Wir wünschen uns seine Kraft für eine friedliche Welt.
Amen.

Predigt zu Karfreitag
2. April 2010 **2. Kor. 5,19**

Meine Augen, liebe Gemeinde, blieben an den zwei Haken hängen. Dieser Mann hatte keine Hände, sondern zwei silbern glänzende Haken. Mit ihnen hängte er sich mühsam das Mikrofon um den Hals. Und dann erzählte er seine Geschichte, damals auf dem Kirchentag in Hannover. Michael Lapsley, so hieß dieser fast kahlköpfige Mann, Michael Lapsley stammte ursprünglich aus Neuseeland. Dann war er als anglikanischer Priester nach Südafrika gegangen, und hier hatte er sich zu den Zeiten der Apartheid für die Schwarzen engagiert. Die Folge war, dass sein Visum nicht weiter verlängert wurde. Aber auch vom Ausland aus trat er für die Gleichberechtigung der Schwarzen ein. Das hatte Folgen: Der südafrikanische Geheimdienst schickte ihm eine Briefbombe, säuberlich in christliche Traktate eingewickelt. Und so verlor er seine Hände und ein Auge.

Jetzt begann für Michael Lapsley ein langer Weg. Er musste seinen Alltag völlig neu lernen, das war das eine. Aber viel schwieriger war noch: Er musste auch innerlich mit diesem Anschlag fertigwerden. In den ersten Monaten, so sagte er, waren in seinem Inneren nur Hass und der Wunsch nach Rache. Er fühlte sich als Opfer, das zurückschlagen wollte und nicht konnte. Erst langsam gewann er ein anderes Bild: nicht mehr das Bild vom Opfer, sondern das Bild vom Sieger, der das Schwere nicht einfach nur überlebt, sondern der Leben aus dem Tod und Gutes aus dem Bösen hervorzunehmen lässt. Lapsley erzählte, dass ihm dieser Wandel alleine nie gelungen wäre. Aber da war das Gefühl, dass Gott auch noch mitten in der Unsinnigkeit des Anschlags bei ihm war. Und da waren auch die vielen Zuschriften seiner Freunde, die ihn ermutigten.

Zwei Jahre nach dem Anschlag konnte Lapsley nach Südafrika zurückkehren. Die Apartheid war zuende, aber ihre Spuren waren nicht vergangen. Lapsley kam in ein Land, in dem es Täter und Opfer gab – mit ihren Lebensgeschichten. Und er spürte, dass diese Geschichten erzählt werden wollten oder erzählt mussten. Darum engagierte sich der Priester in dem Wahrheits- und Versöhnungsprozess, der in Südafrika gestartet wurde. Die Versöhnung war nötig, um miteinander weiterleben zu können. Aber die Versöhnung, so waren sich viele damals einig, konnte es nicht zum Nulltarif geben. Zur Versöhnung gehört auch die Wahrheit: dass die Opfer erzählen können und die Schuldigen sich zu ihrer Schuld bekennen.

Soweit, liebe Gemeinde, die Geschichte von Michael Lapsley, dem Mann mit den zwei silbernen Haken. Was hat diese Lebensgeschichte mit Karfreitag zu tun? Ganz einfach: auch heute geht es um Wahrheit und Versöhnung, um dies beides, und auch heute geht es darum, einer sinnlosen und grausamen Geschichte doch noch etwas Gutes abzugewinnen.

Der Apostel Paulus schreibt im 2. Brief an die Korinther: „Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns

aufgerichtet das Wort von der Versöhnung.“

Hier haben Sie beides zusammen, die Wahrheit und die Versöhnung. Die Wahrheit steckt in dem Wort von den „Sünden“. Ich weiß, dass dieses Wort für viele heute ein Reizwort ist. Denn die Rede von der Sündhaftigkeit der Menschen wurde in der Kirchengeschichte immer wieder dazu missbraucht, um die Menschen klein und schlecht zu machen. Dabei meint Sünde nichts anderes, als dass wir Menschen immer wieder in der Gefahr stehen, unser Leben zu verfehlen, und dass wir nicht immer auf guten Wegen unterwegs sind. Das ist nicht ganze Wahrheit über uns Menschen, Gott sei Dank nicht! Aber es gehört eben zur Wahrheit unseres Lebens dazu.

Und gerade der Karfreitag, liebe Gemeinde, führt uns diese Schattenseite vor Augen. Da müssen wir miterleben, was Menschen einem anderen Menschen antun können. Sie foltern ihn, sie verurteilen ihn, sie verspotten ihn, sie richten ihn hin – und dann verlosen sie auch noch seine Kleider. Roher geht es nicht. Aber auch diese rohen Möglichkeiten stecken in uns Menschen drin. Den Richtern und dem Hinrichtungskommando ist es egal, dass Jesus ein Ebenbild Gottes ist – genauso wie sie. Und dass sie sich da an Gottes Sohn vergriffen haben, das dämmert dem einen Hauptmann auch erst nach der Hinrichtung: „Wahrlich, dieser war Gottes Sohn!“

Ja, hier kommt wie in einem Brennglas die ganze Gleichgültigkeit und Rohheit zusammen, die uns in den Fernseh- oder Zeitungsmeldungen immer wieder erschüttert. Dabei sind die Menschen unter dem Kreuz bestimmt keine Monster. Genauso wenig wie die Beamten vom südafrikanischen Geheimdienst, die dem unbequemen Priester die Briefbombe zugeschickt haben. Vielleicht sind es nur Leute, die ihre Pflicht tun, die machen, was man von ihnen erwartet, und die auch ein bisschen ihren Spaß und ihren Vorteil haben wollen. Aber am Ende kommt das heraus: dass einer tot am Kreuz hängt, oder dass einer ohne Hände weiterleben muss. Oder dass einer ein Trauma hat sein Leben lang, wie die Missbrauchsopfer, deren Geschichten wir jetzt hören.

Nach solchen Geschichten möchte man weglaufen oder vor Scham in den Boden versinken. Es ist schlimm, was wir Menschen einander antun können, und was wir damit auch Gott antun.

Aber nun hören wir, dass Gott uns mit diesen schlimmen Geschichten nicht alleine lässt. Wie hieß es noch einmal? „Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung.“

Versöhnung, das ist ein schönes und beruhigendes Wort. Wir sehnen uns nach Versöhnung, wenn wir mit anderen im Streit liegen und die Kluft überwinden wollen. Wir sehnen uns nach

Versöhnung, wenn eine Trennung uns weh tut. Und Versöhnung, das ist manchmal richtig schwere Arbeit, das braucht viel Kraft und Zeit und guten Willen.

Aber hier hören wir, dass Gott selber die Hand ausstreckt, und zwar ausgerechnet in Jesus, im Gekreuzigten: „Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber. Das klingt absurd, liebe Gemeinde. Wie kann ausgerechnet im Zusammenhang mit der Kreuzigung von Versöhnung die Rede sein? Etwas Unversöhnlicheres als eine solche Hinrichtung können wir uns ja kaum vorstellen. Da wird ein Lebensweg mit der größten Brutalität einfach abgeschnitten.

Wenn Paulus trotzdem von Versöhnung spricht, dann deshalb, weil Jesus diese Leidensgeschichte in einer besonderen Weise umgeformt hat. Um es mit den Worten von Michael Lapsley zu sagen: Er hat sich nicht nur als wehrloses Opfer empfunden, sondern er hat auch im Leiden noch gehandelt: So wendet er sich dem einen Verbrecher zu und sagt ihm: „Noch heute wirst du mit mir im Paradies sein.“ Und dann betet er auch noch für seine Peiniger: „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun!“ Wir spüren es vielleicht: Mit diesen Worten bringt er so etwas wie Frieden an diesen grausamen Ort: Er denkt an die, die mit ihm leiden, und schließt auch seine Feinde noch ins Gebet mit ein.

Er hätte sich ja auch gegen sie wehren und sie verfluchen können. Aber genau das macht er nicht. Er gibt die geballte Aggression, die auf ihn einstürzt, nicht zurück. Er hält sie aus, er lässt sie an sich austoben, und er versucht auch nicht, den Schwarzen Peter, den dieser ehrlose Tod bedeutet, irgendwie an andere weiterzugeben. Er stirbt wie der schlimmste Verbrecher und ist doch der Sohn Gottes. Damit nimmt er, um bei diesem Bild zu bleiben, den Schwarzen Peter aus dem Spiel: Denn wir sollen ja leben und nicht sterben. Wir sollen nicht zugrunde gehen an unseren Vergangenheiten, auch nicht an der Schuld auf unseren Wegen, und auch nicht an dem, was wir nicht geschafft oder versäumt haben.

Darum hält Gott uns die ausgestreckte Hand hin, und er möchte, dass wir uns immer wieder mit ihm versöhnen lassen. Denn Versöhnung – das ist die Chance zum Neuanfang. Versöhnung – das ist ein innerer Friede, der auch nach außen ausstrahlt. Versöhnung – das ist ein Leben aus der Quelle des Lebens.

Unsere Welt braucht mehr von dieser Versöhnung. Keine Versöhnung an der Wahrheit vorbei. Sondern eine Versöhnung, die die Wunden und Enttäuschungen ernstnimmt. Aber das Beispiel von Michael Lapsley hat mir gezeigt: Gott kann solche Wunden auch verändern. So dass aus ihnen etwas Neues wird. Amen.

Palmarum – Tür zu einer besonderen Woche

"Wort zum Sonntag" für die Allgemeine Zeitung Uelzen, 27. März 2010

Ein Silberbecher mit der Inschrift: „Palmarum 1949“. Als ich Kind war, hatte dieser Becher für mich einen besonderen Reiz. Was die Inschrift bedeutete, wusste ich damals noch nicht. Erst später erfuhr ich, dass sie den Konfirmationstermin meines Vaters festhielt: Er war am Palmsonntag konfirmiert worden, eine Woche vor Ostern. Und es dauerte noch einige Jahre, bis ich lernte: Bis vor ein paar Jahrzehnten fanden eigentlich alle Konfirmationen zu Palmarum statt.

Was steckte hinter diesem Konfirmationstermin eine Woche vor Ostern? Ich weiß: damals war das Schuljahr zuende – und für viele Konfirmanden auch die Schulzeit. Aber ob das der einzige Grund gewesen ist? Ich vermute, dass dieser Konfirmationstermin auch etwas mit der Woche zu tun hatte, die am Palmsonntag anfängt.

Die Karwoche ist sicherlich nicht die leichteste Woche im Kirchenjahr. Aber sie ist die gehaltvollste: Erst der Jubel, als Jesus in Jerusalem einzieht – von den Palmen, die sie Jesus wie einen roten Teppich vor die Füße werfen, hat der Palmsonntag ja seinen Namen. Und dann der Stimmungsumschwung: Am Gründonnerstag feiert Jesus das letzte Abendmahl, und es ist klar, dass ihn einer verraten wird. Und einen Tag später, am Karfreitag, kippt die Stimmung vollends, und Jesus wird zum Tode verurteilt und hingerichtet. Seine Geschichte scheint zuende, bis wir am Ostersonntag genau das Gegenteil feiern dürfen: nämlich dass Jesus lebt, damit auch wir leben.

Der Palmsonntag ist die Tür zu dieser besonderen Woche. Wenn die Jugendlichen früher zum Beginn dieser Woche konfirmiert wurden, dann sollte das wohl sagen: Intensiver könnt Ihr den christlichen Glauben nicht erfahren als in dieser Woche! Diese Woche, die setzt Euch auf die Spur, die führt zum Kern des Christentums. Und ich finde, das gilt auch noch heute. Denn die Karwoche macht deutlich, dass der christliche Glaube nicht nur ein Schönwetterglaube ist. In der Woche zwischen Palmsonntag und Ostersonntag geht Jesus durch die tiefste Krise, die möglich ist – aber am Ende steht nicht der Tod, sondern das Leben. Darum möchte ich mir viel Zeit lassen für das Geheimnis dieser Woche. Je intensiver wir diese Woche erleben, umso intensiver wird dann auch die Osterfreude sein.

Predigt
für Estomihi, 14.2.2010
(Mitarbeitergottesdienst in Oldenstadt)

Liebe Gemeinde,
vorgestern Abend gab es im Fernsehen eine besondere Premiere: Gezeigt wurde der Film „Metropolis“, ein Stummfilmklassiker aus den Zwanziger Jahren. Durch den spektakulären Fund alter Filmrollen war es möglich geworden, die Originalfassung dieses Films fast vollständig wieder herzustellen.

Warum erzähle ich von diesem Film, der übrigens als einziger Streifen der Kinogeschichte zum UNESCO-Kulturerbe gehört? Ich erzähle von diesem Film, weil er mich an unseren heutigen Predigttext erinnert, an das Hohelied der Liebe. Hier wie dort wird zu Beginn eine Welt gezeichnet, in der die Liebe nicht an erster Stelle steht. Im Hohelied der Liebe heißt es:

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich prophetisch reden könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, so dass ich Berge versetzen könnte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts.“

Ohne die Liebe ist alles nichts, da kann ich noch so viel leisten, noch so klug oder noch so religiös sein. Ohne die Liebe ist alles nichts.

Und genau das, liebe Gemeinde, ist auch die Grundthese des Films Metropolis. Dieser Film entführt uns in eine Welt, in der ein genialer Erfinder und Machtmensch für sich und seinesgleichen eine perfekte Zukunftsstadt geschaffen hat: Hochhäuser, zwischen denen Autobahnen hin- und herführen, Wohnungen mit einer sagenhaften Aussicht, tolle Sportstätten und Freizeitparks.

Diese schöne neue Welt hat allerdings einen Haken: Sie fußt auf der Arbeit derer, die diese Welt nie sehen werden. Tief unter der Erde sind die Städte der Arbeitssklaven, die die großen Maschinen bedienen müssen und die für den Wohlstand der da oben sorgen. Die einen sind im Licht, die anderen im Dunkeln. – Wenn ich an die gegenwärtige Diskussion um Hartz IV denke, dann kommt mir dieser über achtzig Jahre alte Film ganz schön aktuell vor!

Wie geht die Geschichte in „Metropolis“ weiter? Ich will hier nicht den ganzen Film nacherzählen, aber das Entscheidende ist: Einer aus der Oberstadt interessiert sich für die Menschen in der Unterstadt. Er verliebt sich in ein Mädchen „von unten“ und steigt deshalb in die Unterwelt hinab, die ihm bislang völlig fremd war. Er entdeckt, dass die Menschen da unten auch seine „Brüder“ sind. Und deshalb ist er imstande, als „Mittler“ für den Ausgleich, für den Kontakt zwischen Oben und Unten zu sorgen. Am Ende dieses Films bietet sich die

Chance für eine andere Welt. Eine Welt, die nicht mehr ohne Liebe, ohne das „Herz“, auskommen muss.

Ich erzähle von diesem Film, weil er mit absolut nicht veraltet vorkommt. Denn auch wir stehen ja immer wieder vor Herausforderung, Trennlinien zu überwinden: die Trennlinie zwischen Arm und Reich, aber genauso gut auch die zwischen Alt und Jung oder zwischen Alteingesessenen und Neuzugezogenen oder kirchlichen Insidern und Menschen, die im Glauben auf der Suche sind. Dabei ist die Liebe, um die es in dem Film geht, nicht nur ein schönes Gefühl. Sondern das „Herz“ steht für das Bewusstsein, dass wir Menschen in dieser Stadt oder auf diesem Globus Brüder und Schwestern sind, dass wir zusammengehören und alle ein Recht auf Leben und Glück haben.

Der Inbegriff dafür ist der Abstieg des Oberstädtlers in die Unterstadt. Dieser Oberstädtler, der sich da auf den Weg macht, ist ausgerechnet der Sohn des Chefs. Und so erinnert uns dieser Film vielleicht auch an die Grundgeschichte unseres Glaubens: Denn hier ist es ja der Gottessohn Jesus, der vom Himmel auf die Erde herabkommt und sich auf das Leben in dieser Welt einlässt – mit allen Konsequenzen. Er tut das, um die Erde wieder mit dem Himmel in Kontakt zu bringen. Und er tut das, damit wir Menschen anders miteinander umgehen. Dabei geht es nicht um das oft karikierte Gutmenschentum, sondern einfach um das Bewusstsein, dass wir Söhne und Töchter eines Gottes sind. Hier in der Gemeinde – und weit über unsere Gemeinde hinaus. Amen.

ja auch Jesus bei seiner eigenen Taufe erlebt. Da hörte er die Himmelsstimme: „Dies ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Nach außen hin ist die Taufe nur Wasser, mehr oder weniger viel. Aber im Kern geht es hier um die ausgestreckte Hand Gottes – das ist bei Jesus nicht anders als bei uns.

Nach den Erfahrungen mit meinem eigenen Taufspruch kann ich ganz gut verstehen, warum Luther seine eigene Taufe so wichtig war. Denn es macht einen Unterschied, ob ich die Worte der Bibel ganz allgemein höre oder lese – oder ob meine Eltern mich in der Taufe ganz persönlich mit Gott in Verbindung gebracht haben. Für Luther war die Taufe so etwas wie ein Anker: eine feste Verbindung zwischen seinem Leben und Gott. Da konnte kommen, was wollte - dieser Anker, der hielt ihn. Auch in den Krisenzeiten seines Lebens.

Und wenn ich einen solchen Halt habe, liebe Gemeinde, dann kann ich auch leichter nach vorne gehen, mich weiterentwickeln, neue Schritte wagen. Darum geht es im heutigen Predigttext, den wir vorhin schon in der Lesung gehört haben. Da schreibt Paulus im Römerbrief:

Brüder und Schwestern, weil Gott so viel Erbarmen mit euch gehabt hat, bitte und ermahne ich euch: Stellt euer ganzes Leben Gott zur Verfügung! Bringt euch Gott als lebendiges Opfer dar, ein Opfer völliger Hingabe, an dem er Freude hat. Das ist für euch der »vernunftgemäße« Gottesdienst. Passt euch nicht den Maßstäben dieser Welt an. Lasst euch vielmehr von Gott umwandeln, damit euer ganzes Denken erneuert wird. Dann könnt ihr euch ein sicheres Urteil bilden, welches Verhalten dem Willen Gottes entspricht, und wisst in jedem einzelnen Fall, was gut und gottgefällig und vollkommen ist.

Sicher haben Sie es auch gemerkt: Mit diesen Worten will Paulus etwas von der Gemeinde. Darum bittet und ermahnt er sie. Und ihm geht es nicht gerade um wenig: „Stellt euer ganzes Leben Gott zur Verfügung! Passt euch nicht den Maßstäben dieser Welt an. Lasst euch vielmehr von Gott umwandeln, damit euer ganzes Denken erneuert wird.“ Paulus rückt hier den Christenmenschen in Rom ganz schön auf die Pelle. Und normalerweise sträuben sich mir bei solchen Forderungen immer die Nackenhaare, weil ich mich frage, ob solche Worte uns nicht gnadenlos überfordern. Wie, aus welcher Kraft sollen wir denn andere Menschen werden?

Aber Gottseidank stehen diese Aufforderungen hier nicht im luftleeren Raum. Der erste Satz ist nicht: Ändert euch! Sondern das Erste ist hier der Hinweis auf Gottes Erbarmen: „weil Gott so viel Erbarmen mit euch gehabt hat, bitte und ermahne ich euch ...“ Das Erste und Wichtigste im christlichen Glauben ist die ausgestreckte Hand Gottes, und darum habe ich vorhin auch den kleinen Umweg über die Taufe gemacht. Ohne die Taufe hängen alle Ermahnungen zu einem anderen Leben in der Luft. Wie schwer es ist, sich und das eigene Leben zu verändern, das merken wir ja schon an unseren kleinen oder großen Vorsätzen für das neue Jahr.

Aber der Glaube ist eben ist nicht nur ein unverbindliches Wellnesspaket, er sagt uns nicht nur: Keine Angst! Alles wird gut! Sondern in der Taufe verbündet sich Gott mit uns, damit wir auch in unserem Leben die verändernde Kraft der Auferstehung erfahren. „Völlige Hingabe“ an Gott, keine Anpassung an die Maßstäbe dieser Welt: das klingt sehr steil und schroff. Aber gemeint ist, dass wir uns nach der Taufe nicht mehr nur um uns selber drehen müssen, weil wir mit Gott einen Fixpunkt für unser Leben haben. Gemeint ist, dass wir nicht alles mitmachen müssen, weil wir mit der Liebe einen festen Maßstab haben.

Die Leute in Rom, die hatten zwar noch nicht das Internet und unsere heutigen Wahl- und Auswahlmöglichkeiten. Aber auch sie sahen sich in der Großstadt mit einer Vielzahl von Möglichkeiten konfrontiert: Märkte, Religionen, Weltanschauungen. Ganz verschiedene Lebensregeln und Lebensentwürfe. Paulus meint: wir Christinnen und Christen müssen in dieser Vielfalt nicht untergehen, und wir müssen und dürfen nicht alles mitmachen. Sondern wir können frei entscheiden, wenn wir Gottes Liebe zum Maßstab nehmen.

Um diese Freiheit zum Querdenken ging es wohl auch unserer Landesbischöfin, als sie in den vergangenen Wochen ihre Äußerungen zu Afghanistan gemacht hat. Mehr Phantasie für den Frieden, die Abkehr von der alleinigen Logik der Gewalt – solche Forderungen liegen ganz auf der Linie des Paulus, wenn er schreibt: „Passt euch nicht den Maßstäben dieser Welt an.“ Aber die Diskussion der letzten Tage hat mich auch noch einmal daran erinnert, dass wir in einer Welt leben, in der wir nicht ohne schmerzhaftes Kompromisse auskommen. Das gilt für Fragen der Politik, und manchmal gilt das auch für unser eigenes Leben. Denn unsere Welt ist noch keineswegs so, wie sie einmal sein soll.

Umso wichtiger ist mir die Besinnung auf die Taufe. Der alte Luther hat seine Gemeinde immer wieder dazu aufgefordert, täglich in die eigene Taufe „zurückzukriechen“, um die Verbindung mit Gott jeden Tag wieder neu zu spüren. Bei dieser Rückbesinnung kann ich mit den einfachen Wahrheiten in Kontakt kommen, die mich und mein Leben tragen können. Die Taufe sagt mir: Ich gehöre zu Gott. Er ist der Verbündete meines Lebens. Er ist mein Haltepunkt, wenn ich mein Gleichgewicht verliere. Und er traut mir zu, dass ich in einer komplizierten Welt etwas von seiner Liebe verwirkliche.

Eine kleine Anregung zur Tauferinnerung haben Sie vorhin verteilt bekommen. Ich möchte Sie und Euch bitten, mit mir zusammen in dieses Gebet einzustimmen:

Lieber Gott,
mit Wasser bin ich getauft.
Wasser macht lebendig,
Wasser reinigt,
Wasser brauchen wir zum Leben.
Laß mich neu werden,

wenn ich an meine Taufe denke.

Lieber Gott,
bei der Taufe wurde mein Name genannt.
Du rufst mich,
du liebst mich,
ich bin dir wichtig.
Laß mich froh werden,
wenn ich an meine Taufe denke.

Und der Friede Gottes ...

Predigt
Neujahrstag 2010

1. Januar 2010

Joh. 14,1

Liebe Gemeinde,

der Schnee, durch den wir vorhin in die Kirche gekommen, ist für mich ein schönes Bild für das neue Jahr. Genauso weiß liegt und unberührt liegt das neue Jahr jetzt vor uns – bis auf die elfeinhalb Stunden, die wir nun schon hinter uns haben. Noch ist alles möglich - theoretisch jedenfalls.

Sicher, viele von uns haben sicher schon eine ganze Menge Termine im Kalender. Weil die Pflicht ruft, oder weil es besser ist, mit einer guten Jahresplanung ins neue Jahr zu gehen. Und die Zeitungen machen uns in diesen Tagen ja auch mit den Großveranstaltungen vertraut, die 2010 ins Haus stehen: die olympischen Winterspiele, eine wichtige Landtagswahl, und dann – alles überragend – die Fußballweltmeisterschaft in Südafrika. Aber noch stehen diese Termine recht vereinzelt in der Landschaft, wie Bäume in einem Schneefeld. Zwischen diesen Bäumen ist noch ganz viel Platz.

Diese Offenheit, die empfinde ich als ein großes Geschenk. Hannah Arendt, die Philosophin aus Hannover, hat immer wieder daraufhingewiesen, das das Neu-Anfangen-Können zum Menschen gehört. Natürlich nehmen wir auch Unerledigtes aus dem alten Jahr mit. Vielleicht ist da noch ein Stapel von Arbeit, den wir nicht geschafft haben, vielleicht sind da noch Erfahrungen, mit denen wir noch nicht fertig geworden sind. Aber das neue Jahr, das ist doch so etwas wie die Botschaft: Du darfst noch einmal neu anfangen. Dir wird noch einmal neue Zeit geschenkt. Und als Christinnen und Christen sagen wir: Es ist Gott, der uns diese Zeit schenkt.

Und trotzdem läuft beim Blick auf das neue Jahr auch eine gewisse Unsicherheit mit. Das ist ja auch bei jedem Gang durch ein Schneefeld so. Da kann es sein, dass wir auf einen festen und glatten Untergrund stoßen. Aber da können wir es genauso gut auch mit Matsch und mit störenden Steinen zu tun bekommen. Du weißt nicht, ob du gut vorankommst – oder ob du ausrutschst oder stolperst.

Diese Unsicherheit gibt es auch beim Blick auf das neue Jahr. Ist die Wirtschaftskrise schon ausgestanden? Welche Einsparungen werden uns im neuen Jahr abverlangt? Wird es gelingen, beim Klimaschutz weiterzukommen? Und wie geht es in Afghanistan weiter? - Das sind einige der offenen Fragen, die uns in den nächsten Monaten beschäftigen werden. Aber viel näher sind uns vermutlich die offenen Fragen aus dem eigenen Leben. Werden wir ein

glückliches Jahr erleben? Was wird gelingen, was wird misslingen? Und was wird uns geschenkt? Was wird uns genommen?

Wie können wir mit dieser Unsicherheit umgehen? Gestern las in der Zeitung die Anzeige eines hiesigen Autohändlers. Er gab als Motto für das neue Jahr aus: „Die Zukunft wird so gut, wie wir sie machen!“ Dieses Motto spricht von dem, was wir tun können. Wir können anpacken, wir können gestalten. Und das ist in unsicheren Zeiten auch wichtig. Aber es ist eben nur die eine Seite. Denn wir haben das Gelingen und Misslingen oft genug nur zum Teil in der Hand. Und das gleiche gilt ja auch für so etwas Grundlegendes wie die Gesundheit.

Darum gefällt mir die Jahreslosung aus der Bibel, mit der wir in das neue Jahr starten dürfen: „Euer Herz erschrecke nicht! Glaub an Gott, und glaub an mich!“ Diese Worte sagt Jesus zu seinen Jüngern, als sie auch nicht genau wissen, was kommt. Sie ahnen nur, dass sie die Zukunft nicht in der Hand haben, und dass sie Jesus nicht beschützen können auf seinem Weg. Der Petrus will das zwar, er hat wirklich den besten Willen. Aber Jesus sagt ihm auf den Kopf zu, dass seine guten Vorsätze nicht weit tragen. Wenn es hart auf hart kommt, wird er einknicken wie ein dürres Holz. Und als die Jünger dann gar nicht mehr weiterwissen, da sagt Jesus zu ihnen: „Euer Herz erschrecke nicht! Glaub an Gott, und glaub an mich!“

Jesus nimmt die Verunsicherung seiner Jünger ganz ernst. Das gefällt mir an diesen Worten. Aber an diesen Worten gefällt mir auch, dass er der Verunsicherung etwas entgegensetzt. Wörtlich sagt er: „Lasst euch nicht durcheinanderbringen. Lasst euch nicht aufwirbeln wie ein unruhiges Meer.“ Und weil das ja jeder sagen könnte, darum verweist Jesus auf Gott und auf sich: „Glaub an Gott, und glaub an mich!“

Mit solchen Worten wirbt jemand um Vertrauen: Du kennst mich doch, du weißt doch, dass ich es gut mit dir meine. Und wenn wir das Gegenüber gut genug kennen, dann wirken solche Worte manchmal Wunder: Denn dann kennen wir zwar nicht die Zukunft, wohl aber den, der mit uns geht – oder der da ist, mag kommen, was will.

An dieser Stelle fällt mein Blick auf die Karte mit der Jahreslosung (<https://www.rauhes-hausbuch.de/webshop/rechts/showartikeldetails.php5?id=136205>). In diesem Aquarell von Angelika Litzkendorf sehe ich beides: Ruhe und Unruhe. Der Bildhintergrund ist unruhig und verwischt, und ich erkenne kreuzartige Formen, die aber merkwürdig zersplittert sind. Vielleicht ist das ein Bild für die Unruhe unseres Lebens, für Durcheinander, auch für Leid. Aber davor erhebt sich ein großes Kreuz. Ganz klar durchzieht es das Bild, wie ein Orientierungspunkt. Und in der Mitte des Kreuzes leuchtet noch ein einmal ein Kreuz. Ich sehe zwei weiße Striche in einem goldenen Feld, und unwillkürlich fällt mir ein, dass das ja Symbolfarben sind: Weiß, das ist doch die Farbe von Ostern, und Gold, das ist doch die wertvollste Farbe, die Farbe Gottes! So gibt es mitten in diesem chaotischen Bild einen Ruhepunkt, einen Blick in den Himmel.

Aber wenn ich mir das ganze Bild noch einmal anschau, dann ist auch der unruhige Hintergrund gar nicht mehr so beunruhigend. Denn die Künstlerin hat ihn ja in Blau gemalt, der Himmelsfarbe, der Farbe des Geistes. Zwar sind es ganz verschiedene Blautöne; sie reichen von einem kräftigen Dunkelblau bis zu einem ganz zarten Hellblau. Aber diese Blautöne wirken an keiner Stelle bedrohlich. Irritierend ist allerdings das kräftige Rot, ein Dreieck rechts neben dem großen Kreuzstamm: Ist das eine Erinnerung an das Leiden – oder ein Hinweis auf die aufgehende Sonne?

Ich mag dieses Bild zur Jahreslosung, weil es die Unruhe und die Unsicherheit unseres Lebens nicht ausklammert. Und trotzdem soll unser Herz sich nicht erschrecken, weil es einen Fixpunkt für unser Leben gibt: „Glaubt an Gott, und glaubt an mich!“ Wenn wir diesen Fixpunkt vor Augen haben, dann können wir froh und getrost in das neue Jahr hineingehen. Dann können wir mutig planen und anpacken. Und dann können wir heute auch erst einmal den Schnee genießen. Die weißen Flächen, in die wir langsam und bewusst unsere Füße setzen – so wie in das neue Jahr.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Jesus Christus, der auch im neuen Jahr unser Herr sein will. Amen.

Predigt am Altjahresabend

Lk. 18,27

Liebe Gemeinde,

was ist Ihr persönliches Wort des Jahres? Sie wissen es wahrscheinlich: Am Ende jedes Jahres wählt die Gesellschaft für deutsche Sprache das Wort aus, das in für letzten zwölf Monate besonders typisch ist. In diesem Jahr fiel die Wahl auf die Abwrackprämie, also jenen Zuschuss für die Verschrottung eines Altwagens. Auf die Plätze zwei und drei kamen die Formulierungen: kriegsähnliche Zustände und Schweinegrippe.

Wenn man diese Worte zum Maßstab nimmt, dann war 2009 kein besonders gutes Jahr: Denn schließlich sind es ja eine Notmaßnahme gegen die Wirtschaftskrise, der Krieg in Afghanistan und eine schwere Krankheit, die in den Augen der Jury besonders typisch waren. Natürlich kann man auch diesen drei Worten auch noch etwas Positives abgewinnen: Schließlich konnte die Abwrackprämie die Wirtschaftskrise vorerst ein wenig begrenzen, und mit dem Wort von den kriegsähnlichen Zuständen bezeichnete der neue Verteidigungsminister den Krieg in Afghanistan erstmals als Krieg – solche Klarheit ist ja auch ein Fortschritt. Und die Schweinegrippe nahm ja glücklicherweise einen weniger schlimmen Verlauf als einmal befürchtet – bislang jedenfalls.

Aber wie auch immer: Bei diesen Worten des Jahres geht es um die große Politik oder das Schicksal der Gesellschaft. Natürlich ist unser Rückblick auf das Jahr 2009 auch davon geprägt: von den großen und einschneidenden Ereignissen, die durch die Zeitungen und das Fernsehen gingen: die Amtseinführung von Barack Obama, die Bundestagswahl und all das, was wir jetzt in den Fernsehrückblicken sehen können.

Aber daneben zieht jeder und jede in diesen Tagen auch eine persönliche Bilanz, und deshalb fragte ich eingangs nach unseren persönlichen Worten des Jahres. Welche Worte haben uns in den letzten zwölf Monaten besonders begleitet: Ist es der Name eines Menschen, den wir gefunden oder verloren haben? Ist es der Name eines Ortes, an dem wir uns besonders wohl gefühlt haben, in den Ferien, auf einer Reise, bei einem Besuch? Ist es ein Musiktitel, mit dem wir besonders tiefe Gefühle verbinden? Oder sind es medizinische Fachausdrücke, die wir lernen mussten, weil die Ärzte sie bei einer Diagnose immer wieder in den Mund genommen haben?

Wie auch immer, liebe Gemeinde: Ich bin mir ziemlich sicher, dass jeder und jede von uns ein solches Wort des Jahres hat. Bei mir sind es gleich mehrere Worte, aber unter den schönen und schweren Begriffen des Jahres wäre wohl der Städtenamen Tomsk mein Favorit – eine Erinnerung an Sibirien, an eine ganz andere Welt, an unbeschwerte Tage unter der Septembersonne. So werden auch Sie Ihr eigenes Wort des Jahres haben - ein Wort, das Schönes und Schweres in sich schließt.

Wenn wir jetzt in das neue Jahr gehen, dann werden uns diese Worte des alten Jahres sicherlich noch begleiten. Aber mit dem Jahreswechsel beginnt zugleich auch etwas Neues, jedenfalls auf dem Kalender. Und so haben wir die Chance, heute einmal innezuhalten und zu überlegen: Was wollen wir mitnehmen ins neue Jahr, und was wollen wir verabschieden und loswerden wie ein Gepäck, das uns beim weiteren Weg behindert? - Während unser Organist jetzt ein Orgelstück spielt, können wir Gott unsere ganz persönlichen Worte des Jahres sagen – die guten und schweren Worte. Er hört sie. Er hört uns.

- Orgelzwischenpiel -

„Euer Herz erschrecke nicht! Glaubt an Gott, und glaubt an mich!“

Diese Sätze, liebe Gemeinde, sind die Jahreslosung für 2010. Mutmachende Worte aus dem Johannesevangelium. So spricht Jesus seine Jünger an, als sie Angst haben vor dem, was kommt. Sie ahnen, dass sie die Zukunft nicht in der Hand haben, dass sie Jesus nicht beschützen können auf seinem Weg. Mitten in diese Unsicherheit hinein sagt Jesus diese Worte: „Euer Herz erschrecke nicht! Glaubt an Gott, und glaubt an mich!“

Ob unsere Herzen beim Blick auf das neue Jahr manchmal auch erschrecken? Vielleicht spüren wir eher eine gewisse Unsicherheit, denn auch wir haben die Zukunft nicht in der Hand – da mögen wir noch so gut planen, wie wir können. Da kann es gute, aber auch böse Überraschungen geben. Je nach dem sind dann die neuen Worte des Jahres.

Aber vor all diesen Worten des Jahres sagt Jesus uns diese einfachen Worte: „Euer Herz erschrecke nicht! Glaubt an Gott, und glaubt an mich!“ Diese Worte setzen ein positives Vorzeichen vor das neue Jahr. Was auch geschieht: Wir sollen und müssen uns nicht durcheinanderbringen lassen. Wir sollen und müssen uns nicht aufwirbeln lassen wie ein unruhiges Meer. Stattdessen zeigt Jesus auf Gott und auf sich, als wollte er sagen: Hier findet ihr einen festen Grund, hier könnt ihr stehen, und hier könnt ihr euch meinetwegen auch festhalten und festklammern: „Glaubt an Gott, und glaubt an mich!“

Bei diesen Worten fällt mein Blick auf die Karte mit der Jahreslosung (<https://www.rauhes-haus-buch.de/webshop/rechts/showartikeldetails.php5?id=136205>) . In diesem Aquarell von Angelika Litzkendorf sehe ich beides: Ruhe und Unruhe. Der Bildhintergrund ist unruhig und verwischt, und ich erkenne kreuzartige Formen, die aber merkwürdig zersplittert sind. Vielleicht ist das ein Bild für die Unruhe unseres Lebens, für Durcheinander, auch für Leid. Aber davor erhebt sich ein großes Kreuz. Ganz klar durchzieht es das Bild, wie ein Orientierungspunkt. Und in der Mitte des Kreuzes leuchtet noch ein einmal ein Kreuz. Ich sehe zwei weiße Striche in einem goldenen Feld, und unwillkürlich fällt mir ein, dass das ja Symbolfarben sind: Weiß, das ist doch die Farbe von Ostern, und Gold, das ist doch die

wertvollste Farbe, die Farbe Gottes! So gibt es mitten in diesem chaotischen Bild einen Ruhepunkt, einen Blick in den Himmel.

Aber wenn ich mir das ganze Bild noch einmal anschau, dann ist auch der unruhige Hintergrund gar nicht mehr so beunruhigend. Denn die Künstlerin hat ihn ja in Blau gemalt, der Himmelsfarbe, der Farbe des Geistes. Zwar sind es ganz verschiedene Blautöne; sie reichen von einem kräftigen Dunkelblau bis zu einem ganz zarten Hellblau. Aber diese Blautöne wirken an keiner Stelle bedrohlich. Irritierend ist allerdings das kräftige Rot, ein Dreieck rechts neben dem großen Kreuzstamm: Ist das eine Erinnerung an das Leiden – oder ein Hinweis auf die aufgehende Sonne?

Dieses Bild zur Jahreslosung gefällt mir, weil es die Unruhe und die Unsicherheit unseres Lebens nicht ausklammert. Jesus hat das ja auch nicht ausgeklammert. Und trotzdem soll unser Herz sich nicht erschrecken, weil es einen Fixpunkt für unser Leben gibt: „Glaubt an Gott, und glaubt an mich!“

Ich würde mich freuen, wenn wir diese Worte als Worte des Jahres für uns entdecken könnten. Worte vor all den Worten, die noch kommen werden. Wir haben das neue Jahr nicht in der Hand. Aber wir können froh und getrost in das neue Jahr hineingehen, wir können froh und getrost anpacken, weil wir das Fundament für das neue Jahr schon kennengelernt haben. Und dieses Fundament, das trägt. Nicht umsonst sagt Jesus zu seinen Jüngern: „Euer Herz erschrecke nicht! Glaubt an Gott, und glaubt an mich!“

Und der Friede Gottes ...

Predigt am 2. Weihnachtsfeiertag 2009
26. Dezember 2009
(zu: „Es ist ein Ros entsprungen“)

Liebe Gemeinde,

das Lied, das wir gerade gesungen haben, begleitet mich seit Kindertagen. Es gehörte schon zu den Weihnachtsgottesdiensten meiner Kindheit ganz selbstverständlich dazu, auch wenn ich den Text damals noch nicht so richtig verstand. Aber damit befinde ich mich ja in guter Gesellschaft. Erst kürzlich erzählte mir jemand, wie er als Kind nach dem Weihnachtsgottesdienst nach Hause kam und seiner Mutter ganz erstaunt berichtete: „Hör mal, Mami, in der Kirche haben wir gesungen, dass ein Pferd ausgerissen ist.“ Die Mutter fragte erstaunt nach: „Was ihr das gesungen, Kleiner?“ Und der Sohn gab zur Antwort: „Na, das Lied: Es ist ein Ross entsprungen!“

Dieses lustige Missverständnis zeigt: Ganz leicht zu verstehen ist der Text nicht. Und das ist ja auch verständlich: Denn er ist in seinen ältesten Teilen mindestens 420 Jahre alt und stammt damit aus einer ganz anderen Zeit. Und trotzdem hat dieses Lied einen besonderen Reiz. Ich jedenfalls setze es immer wieder gerne zu Weihnachten auf den Plan. Da ist die einfache, besinnliche Melodie. Und da ist dieser geheimnisvolle Text, den ich auch als Erwachsener nicht sofort verstehe, der aber mich gerade deshalb immer wieder in seinen Bann zieht. Dieses Lied gefällt mir, und darum möchte ich es mir mit Ihnen und Euch zusammen einmal näher ansehen. Ich bin gespannt, ob wir mit diesem alten Lied auch heute noch etwas anfangen können.

Im Gesangbuch können Sie sehen: Die ersten beiden Verse stammen aus dem katholischen Trier. Sie gehören zu einem langen Lied mit nicht weniger 23 Strophen, das die ganze Weihnachtsgeschichte von der Geburtsankündigung bis zu den Heiligen drei Königen erzählt (Erstdruck Speyer 1599). In das evangelische Gesangbuch kamen nur die ersten beiden Strophen (Wolfenbüttel 1609), wahrscheinlich, weil Maria in den übrigen Strophen für evangelische Ohren zu sehr im Vordergrund stand. So wurde aus dem katholischen Marienlied ein evangelisches Lied über Jesus gemacht. Besonders deutlich zeigen das die beiden letzten Strophen, die der evangelische Pastor Fridrich Layritz vor mehr als 150 Jahren dazusetzte.

In den ersten drei Strophen, die wir heute in unserem Gesangbuch finden, geht es um eine ganz besondere Blume. In der ersten Strophe wird ein geheimnisvolles Bild entworfen: Da wächst etwas aus einer Wurzel empor, und wir denken bei dem „Ros“, das da genannt wird, wahrscheinlich nicht mehr an ein Ross, wohl aber an eine Rose. Aber was hier „Ros“ heißt, muss wohl ein „Reis“, ein Stamm, sein. Denn aus diesem „Ros“ wächst dann eine Blume

empor, und zwar zur denkbar ungünstigsten Zeit: im Winter, und dann auch noch mitten in der Nacht.

Wenn wir diese erste Strophe singen, dann fragen wir uns unwillkürlich: Was ist gemeint mit diesem Stamm, mit der Wurzel und mit dieser Blume? Es ist wie bei einem Bilderrätsel. Die Lösung kommt in der zweiten Strophe. Da tritt der Liederdichter hervor und löst das Rätsel jedenfalls teilweise auf: Das Blümlein ist das Kind, das der alttestamentliche Prophet Jesaja verkündigt, nach christlicher Auffassung also niemand anderes als Jesus. Und der Reis ist dann wohl Maria, die genauso wie ihr Ehemann Josef aus der Familie des Jesse stammte. Von Jesse, dem Großvater Davids, war ja schon in der ersten Strophe die Rede: „von Jesse kam die Art“. Und diese Herkunft aus der besten Familie Israels, die ist wohl auch mit der Wurzel gemeint. Aber wichtiger als diese Herkunft ist dem Dichter der Hinweis: Dieses Kind stammt aus „Gottes ewgem Rat“. Es ist nicht zufällig entstanden, sondern Gott verfolgt mit ihm ein ganz klares Ziel: Dies Kind soll „uns selig“ macht. Um uns zu retten ist es da.

Damit sind wir bei den letzten beiden Strophen. Da erfahren wir, wie sich der Liederdichter das vorstellt: dieses Seligmachen, das Rettungswerk Jesu. Aber vor aller Theologie wird das Bild von der Blume noch einmal aufgegriffen: „Das Blümlein so kleine, das duftet uns so süß, mit seinem hellen Scheine vertreibt´s die Finsternis.“ Diese Zeilen aus der dritten Strophe sind eine einzige Werbung für diese Blume: diese Blume riecht gut, und sie hat sogar die besondere Macht, in der Finsternis zu leuchten und das Dunkel zu vertreiben.

An dieser Stelle schlägt der Dichter noch einmal den Bogen zur ersten Strophe. Wir erinnern uns, dass die geheimnisvolle Blume ja zur dunkelsten Winternacht aufblühte, wenn eigentlich keine Blume zu erwarten ist. Und damit ist der Dichter beim Thema: Denn ihm geht es um die Rettung in Situationen, in denen wir eigentlich nicht mit Rettung rechnen können: „im Leide“, in „Sünd und Tod“, also in Situationen, in denen unser Leben vollkommen verdunkelt ist. In diese „Finsternis“, so verspricht uns dieses Lied, kommt Jesus „mit seinem helle Scheine“.

Unwillkürlich fragen wir uns: Wie kann er das, wie kann dieses Kind uns wieder „selig“ machen und uns wieder mit dem süßen Geruch des Lebens verbinden? Zur Antwort hätte der Dichter wohl auf das innerste Geheimnis Jesu verwiesen, nämlich dass er „wahr' Mensch und wahrer Gott“ ist. Wir können uns nicht vorstellen, das jemand das beides unter einen Hut bringen kann: richtig Mensch und richtig Gott zu sein. Für uns sind das immer zwei paar Schuhe, und es reicht schon, wenn wir wenigstens richtige Menschen sind.

Aber Jesus, so können wir es auch schon aus der Bibel herauslesen, hat das beides miteinander verbunden. In ihm kommen Himmel und Erde zusammen, die ursprüngliche Einheit ist bei ihm nicht getrennt: Er verkörpert die menschliche Sehnsucht nach Gott, und zwar so sehr, dass er ohne Gott nichts tut. Aber er verkörpert genauso sehr auch die Sehnsucht, die Gott nach uns Menschen hat; darum kommt er zur Welt. Auf diese Weise

verbindet Jesus Himmel und Erde, und zwar so, dass er den Himmel überall mit hinnimmt.

Das Lied spricht von Leid, Sünde und Tod. Das sind all die Situationen, in denen wir vom Leben und vom Himmel ganz weit weg sind. Aber das Besondere an Jesus ist: er kann den Himmel auch dorthin bringen, wo wir das gar nicht erwarten. Das haben die Hirten an der einfachen Viehkrippe erlebt, das haben die Menschen erlebt, die Jesus gesegnet und geheilt hat, und das steht auch hinter der Osterhoffnung auf die Auferstehung. Denn Jesus, der hat den Himmel sogar in das Dunkel des Todes geschmuggelt.

Damit sind wir bei der letzten Strophe dieses Liedes. Diese Strophe ist ein Gebet. Der Liederdichter wendet sich direkt und ohne Umschweife an Jesus: „O Jesu, bis zum Scheiden aus diesem Jammertal lass dein Hilf uns geleiten bis in den Freudensaal ...“ Das Gebet ist die beste Möglichkeit, nun auch unsererseits unsere Sehnsucht nach Gott zum Ausdruck zu bringen. Unsere Sehnsucht, aber auch unser Angewiesensein. Immerhin spricht der Dichter ja vom „Jammertal“, in dem er sich befindet, also in einer höchst unerfreulichen Situation. In dieser Lage macht er Ernst mit dem, was er in der vorigen Strophe vom Glauben kapiert hat. Diese Einsichten bleiben keine graue Theorie, sondern im Gebet werden sie Praxis. Ähnlich hat es in unseren Zeiten auch einmal Frere Roger gesagt, der Gründer der Glaubensgemeinschaft von Taize. Er sagte: „Lebe das, was du vom Glauben verstanden hast, und sei es noch so wenig“.

Zum Schluss wagt das Lied den Ausblick in den Himmel: Wenn Jesus will, dann wird der Beter am Ende sogar in den „Freudensaal“ Gottes kommen und den Vater dort „ewig loben“. Die Bitte wird dann in Lob verwandelt, und die Gemeinschaft mit Jesus wird dann vollkommen sein – dafür steht das Bild vom „Freudensaal“, vom himmlischen Festmahl. Der Dichter wagt diesen Ausblick, weil er Jesus alles zutraut: Wenn er uns Menschen retten kann, warum soll er uns dann nicht auch zum Ziel bringen: dorthin, wo nach dem Wort der Bibel Gott alles in allem ist (1. Kor 15, 28)? Diesem Ziel gehört jedenfalls die ganze Sehnsucht des Dichters. Nicht umsonst schließt er das Lied mit dem Gebetsruf ab: „O Gott, uns das verleih!“

Wahrscheinlich, liebe Gemeinde, sind unsere Hoffnungen etwas weniger am Jenseits orientiert. Dazu haben wir die Welt und dies Leben einfach viel zu gerne. Und trotzdem finde ich dieses Lied sehr beeindruckend, gerade auch in seiner Fremdheit. Denn mit diesem Lied, da gehen wir wirklich in die Tiefe. Wir bleiben nicht an der Oberfläche von Weihnachten hängen, an der geläufigen Dekoration. Stattdessen zieht uns dies Lied in die Frage hinein: Wer ist das Kind, das wir in diesen Tagen feiern? Und was können wir von ihm erhoffen? Und dass das Lied auch die dunklen Seiten des Lebens nicht ausspart, gehört für mich gerade zu seiner Stärke. Hier ist eine große Ehrlichkeit. Und je ehrlicher dieses Lied ist, desto glaubwürdiger ist für mich auch seine Botschaft: nämlich dass das Kind „mit seinem hellen Scheine“ die „Finsternis“ vertreibt.

Wir spüren: Dies Lied ist keine süße Praline, die man einmal nascht, und das war's dann. Nein, dieses Lied erinnert mich eher an einen guten Stollen, der auch einige herbe Zutaten hat. Aber gerade diese Mischung sorgt ja dafür, dass das Ganze länger hält und auch noch nach den Festtagen schmeckt.

Predigt
am 1. Weihnachtsfeiertag 2009 (Wriedel)
25.12.2009 Joh. 1, 31—36

Liebe Gemeinde,

ist Ihnen schon einmal aufgefallen, daß die meisten Weihnachtsgeschichten am Heiligen Abend spielen? Das Kind in der Krippe, das Licht in der Nacht, die Engel, die Hirten, der Tannenbaum, die Geschenke: das sind die Themen, um die es in diesen Geschichten geht. Kaum eine Geschichte spielt am ersten Weihnachtsfeiertag. Er scheint weniger herzugeben, obwohl er für mich von Kindesbeinen an seinen ganz besonderen Reiz hat. Denn am Morgen nach dem Heiligen Abend, da schaute ich mir meine Weihnachtsgeschenke noch einmal ganz genau an. Ich sah sie zum ersten Mal bei Tageslicht; ich begriff, daß sie mir gehörten, aber natürlich fragte ich mich auch, was ich bei Licht besehen mit ihnen anfangen könnte. Denn auf jedem Gabentisch gibt es ja schöne, brauchbare und weniger brauchbare Geschenke. Dieser Tag der Sichtung, das war für mich der erste Weihnachtsfeiertag.

Und ich kann mir vorstellen, liebe Gemeinde, daß es manchen von Ihnen und Euch heute ähnlich geht. Denn der Heiligabend ist der Abend des Überschwangs, der großen Gefühle. Am anderen Morgen, da sind wir wieder nüchterner und schauen uns nicht nur die Geschenke, sondern auch das ganze Weihnachtsfest noch einmal mit anderen Augen an. Was für ein Geschenk hat Gott uns da in die Krippe gelegt, und was können wir mit diesem Geschenk bei Lichte besehen anfangen?

Wenn wir so nüchtern und zugleich neugierig fragen, liebe Gemeinde, dann kommt uns der heutige Predigttext mit seiner Nüchternheit entgegen. Denn da wird keine anrührende Geschichte erzählt, und da steht auch nicht das Jesuskind im Mittelpunkt, sondern da hat jemand versucht, die Sache mit Jesus in wenigen Worten auf den Punkt zu bringen.

Danach geht es, wenn wir von Jesus reden, nicht um dies oder das, und jedenfalls geht es um mehr als um ein bißchen Frieden und einen Schuß weihnachtlicher Idylle. Worum es geht, liebe Gemeinde, ist die Grenzüberschreitung Gottes, worum es geht, ist, daß Gott zur Welt kommt — in der tiefsten Bedeutung dieses Wortes, und daß er sich mit Haut und Haar auf diese Welt einläßt. Dafür steht das Kind in der Krippe, und dafür steht der erwachsene Jesus von Nazareth. Gott setzt alles auf eine Karte, um mit uns in Verbindung zu kommen.

Nun könnte man fragen, warum diese Grenzüberschreitung nötig ist. Das klingt ja, als könnten wir unser Leben nicht alleine meistern und als könnten wir uns nicht selbst den Weg in den Himmel bahnen! Und in der Tat, liebe Gemeinde, erleben wir ja fast täglich, wie wir Menschen immer neue Grenzen sprengen: Da wird das menschliche Erbgut entschlüsselt, da verlängert die Medizin unser Leben, da schafft die Technik Telefonverbindungen in

Sekundenschnelle, und da bekommen wir die Welt mit unseren Maschinen immer mehr in Griff. Was hinter all diesen Entwicklungen steht, ist die Sehnsucht nach Leben. Wir wollen ein Leben, das sich lohnt, das Spaß macht und das keine Grenzen kennt. Es ist eine zutiefst religiöse Sehnsucht, die uns da treibt. Wieviele Menschen suchen in diesen Tagen im Urlaub das Paradies!

Gegen diese Sehnsucht, liebe Gemeinde, hätte unser Evangelist bestimmt nichts einzuwenden gehabt. Er ist keiner von denen, die uns alles, was schön ist, sofort madig machen. Aber trotzdem stellt er mit großer Nüchternheit fest: „Wer von der Erde stammt, gehört zur Erde und redet aus irdischer Sicht.“ Das ist eine ernüchternde und — wie ich finde auch wahre Einsicht. Sie bringt zum Ausdruck, daß wir nach allen unseren Höhenflügen doch wieder auf der Erde landen. Wir können unsere Grenzen sprengen, wir können unsere Möglichkeiten immer mehr ausweiten, aber wir bleiben Menschen — Menschen mit einem begrenzten Horizont, Menschen mit der Hinfälligkeit unseres Leibes, Menschen mit unserer Sehnsucht und mit unserer Angst. Dieser Begrenztheit unseres Lebens können wir auf eigene Faust nicht entkommen. Auch der Urlaubstrip auf die Trauminsel hat irgendwann einmal ein Ende.

Das ist eine nüchterne Einsicht, und ohne die frohe Botschaft von Weihnachten wäre sie wahrscheinlich unerträglich. Die frohe Botschaft von Weihnachten ist, daß wir nicht müssen, was wir nicht können. Wir müssen unserer Begrenztheit nicht um jeden Preis entfliehen. Wir müssen nicht verzweifelt versuchen, an der Tür des Himmels zu rütteln. Denn Gott selber, so hören wir, hat diese Tür aufgemacht. Er hat die Grenze zur Erde überschritten, er will uns als ein Mensch begegnen, auf Augenhöhe. Und das bedeutet, liebe Gemeinde, daß wir Menschen sein dürfen. Wir dürfen uns aussöhnen mit der Begrenztheit unseres Lebens, weil diese Begrenztheit uns nicht mehr länger vom Himmel trennt. Wir müssen keine Übermenschen sein, wir müssen uns für unsere Hinfälligkeit und Angst nicht mehr schämen. Wir dürfen Menschen sein, weil Gott uns selber als ein Mensch begegnet.

Was bedeutet diese Weihnachtsbotschaft für unser Leben? Sie bedeutet, daß wir unser Leben nicht um jeden Preis steigern, inszenieren und erweitern müssen. Wir müssen nicht alle Moden und alle Grenzüberschreitungen mitmachen. Wir müssen nicht alles haben, machen und können. Sondern wir können nüchtern überlegen, was uns, unseren Mitmenschen und der Umwelt wirklich guttut. Mit einem Wort, liebe Gemeinde: Wir dürfen uns unseres Lebens freuen, und zwar nicht nur oberflächlich und aufgesetzt, sondern aus tiefstem Herzen. Und wir dürfen auch zu unserer Begrenztheit und Hinfälligkeit Ja sagen, weil sie uns nicht mehr von Gott trennt, sondern mit ihm verbindet. Denn der Gottessohn selbst kommt als ein bedürftiger und angreifbarer Mensch auf die Welt. Und von diesem Menschen ist gesagt: „Wer sich an den hält, der hat das ewige Leben“, und der braucht es sich nicht auf eigene Faust und auf Kosten anderer zu besorgen.

Soviel, liebe Gemeinde, zur ersten Sichtung dieses Geschenks, das Gott uns da heute nacht in

die Krippe gelegt hat. Vielleicht spüren Sie auch: Es mehr als ein Rausch und mehr als eine Idylle, sondern es ist das Geschenk unseres Lebens. Wir können und dürfen Gottes geliebte Menschen sein.

Und das begreift auch der Hirte Simon, von dem ich Ihnen am Schluß dieser Predigt erzählen möchte. Es ist eine kleine Geschichte, die endlich einmal am 1. Weihnachtsfeiertag spielt.

Am anderen Morgen war es kalt, und die Feuchtigkeit kroch durch die Decke. Simon wachte auf und wunderte sich, daß die Sonne schon so hoch am Himmel stand. Die anderen Hirten schnarchten noch. Was war los, warum hatte er verschlafen? Da fiel es ihm wieder ein: gestern abend das Licht und die Engel, und dann das Kind. Ein Kind in der Krippe. Es hatte gestrahlt, als wäre es nicht von der Erde. Und dann waren sie losgerannt, von diesem ärmlichen Stall in das nächste Dorf, und sie hatten die Leute aus ihren Häusern geholt und ihnen zugerufen: „Der Messias ist da.“ Einige hatten ihnen den Vogel gezeigt, andere fingen an zu jubeln und luden sie ein. Sie mußten die Geschichte immer wieder erzählen, während ihnen Glas um Glas von dem guten Rotwein eingeschenkt wurde. Es war wie ein Rausch, und er wußte nicht mehr, wie er danach wieder zur Herde gekommen war.

Jetzt war es Tag, und die Sonne tat ihm weh. Mühsam stand er auf. War das gestern abend nur ein Traum gewesen, ein schöner, bunter Traum? Oder war wirklich etwas anders geworden in dieser Welt? Simon wollte und mußte es wissen. Denn er spürte: davon hing etwas ab. Darum griff er seinen Mantel und entfernte sich leise von seinen schlafenden Kollegen. Auf dem Weg zum Stall sah er die Spuren, die er und seine Kollegen in der Nacht hinterlassen hatten. Damals hatten sie nicht gezweifelt, sie waren einfach den Engeln gefolgt.

Als er den einsamen Stall erreichte, wunderte er sich, daß da wirklich eine Familie hauste. Also war es doch nicht: nur ein Traum gewesen! Aber umso deutlicher fiel ihm auf, wie anders heute alles war. Das Licht dieses Tages war nüchtern; kein Sternenfunkeln und kein Lagerfeuer mehr. Und die Mutter des Kindes war nicht mehr so aufgedreht wie gestern, sondern sie sah bleich aus und schlief. Und der Vater der sie gestern voller Stolz begrüßt hatte, schien vor irgendetwas Angst zu haben. Sein Blick flackerte, und er war unruhig, als wäre irgendjemand hinter ihnen und dem Kind her. Und auch das Kind strahlte nicht mehr überirdisch schön. Schon wollte er sich abwenden und die drei ihrem Schicksal überlassen, aber da sah er zum ersten Mal die Augen dieses Kindes. Es waren Augen, wie er sie noch nie gesehen hatte. Sie waren jung und alt zugleich. Sie schienen alles zu kennen: Himmel und Hölle, die Erde und das Paradies. Und das Merkwürdigste war: sie schienen auch ihn zu kennen mit den Höhen und Tiefen seines Lebens. Er erschrak, und trotzdem konnte er seinen Blick nicht von diesen Augen lassen. Denn in diesen Augen, die alles kannten, war Liebe.

Wenn das der Messias ist, durchzuckte es Simon, dann wird er sich nichts ersparen. Dann wird er in unser Leben eintauchen und es teilen. Dann wird er mittragen, was wir alleine nicht

tragen können. Dann wird er mir zur Seite stehen, was auch kommt.

Und dann trat er zur Krippe und steckte sich einen Strohalm in die Tasche. An dem kann ich mich festhalten, dachte er. Er wird mich immer daran erinnern, wie tief sich Gott auf unser Leben eingelassen hat. Mein Gott, ein Kind im Stall. Und Simon war froh, unendlich froh, die Krippe noch einmal bei Licht besehen zu haben. Er war froh, dass das alles kein Traum war.

Predigt
zur Christnacht 2009
(zum Lied: „Wisst ihr noch, wie es geschehen?“)

Liebe Gemeinde,

das Lied, das wir eben gesungen haben, klingt noch in mir nach. „Wisst ihr noch, wie es geschehen?“ Mir gefällt die einfache Melodie. Mir gefallen die einfachen Worte. Auf ihre Weise ziehen sie uns noch einmal tief in die Weihnachtsgeschichte hinein.

„Wisst ihr noch, wie es geschehen?“ – so fragt ein Hirte seine Mithirten. Vielleicht sitzen sie beim Feuer zusammen, draußen in der dunklen Nacht. Und den Hirten fällt sofort eine andere „dunkle Nacht“ ein. Nämlich die Nacht, in der sie „den Stern ge-sehen“ hatten, einen ganz besonderen Stern. Und schon sind die Hirten beim Erzählen. Sie erinnern sich daran, wie die „Stille“ auf dem Feld plötzlich durch ein großes „Singen“ unterbrochen wurde. „Ein Leuchten und ein Singen [...], dass das Kind geboren sei“. Und sie erzählen weiter: wie sie dann losgeeilt sind, wie sie zur Krippe kamen, wie sie das Kind anbeteten: „Und wir fühlten Gottes Nähe und wir beteten es an.“ Und dann erinnern sie sich auch an die Könige aus der Ferne: wie die angeritten kamen, „reich und hoch“, und wie auch die das Kind anbeteten. Und dann fällt den Hirten auch noch der himmlische Chor ein, ein Gesang „aus Himmelshallen“: „Ehr sei Gott, auf Erden Frie-den, allen Menschen Wohlgefallen, Gottes Gnade allem Volk! Die Hirten sind sich einig: Was sie damals erlebt haben, das ist ein „Wunder“. Und so können sie zum Schluss nur noch einmal unterstreichen, was sie schon zu Beginn gesagt haben: „Immer werden wir´s erzählen.“

Dieses Lied zieht uns noch einmal in die alte Geschichte hinein. Egal, wie wir heute abend den Heiligabend verbracht haben. Ob wir ihn alleine oder zusammen mit anderen gefeiert haben. Ob es ein schöner und unbeschwerter Abend war, oder ob wir diesen Abend mit Trauer und Schmerz erlebt haben. Wenn wir dieses Lied mitsingen, dann dürfen wir uns wenigstens für einige Minuten an die Stelle der Hirten versetzen. Wir dürfen dazusetzen an ihr Lagerfeuer. Wir dürfen ihre Geschichte zu unserer Geschichte machen. Wir dürfen „Gottes Nähe“ fühlen, so wie sie sie damals gefühlt haben. Und wir dürfen anbeten, so wie die Hirten und die Könige das getan haben. Wenn wir dieses Lied singen, dann ist es, als wären wir dabei.

Dieses Lied ist einfach und einladend, wie ein Volkslied. Es passt zu den Hirten, auch wenn es der Dichter – Hermann Clau-dius – sehr überlegt konstruiert hat. Beim näheren Hinsehen wird das deutlich. Mich erinnert der Aufbau dieses Liedes an eine Zwiebel mit zwei Häuten. Die Außenhaut finden wir in den Ver-sen 1 und 6, in denen die Hirten sich fast wortgleich an diese be-sondere Nacht erinnern. Die innere Haut finden wir in den Ver-sen 2 und 5: In beiden Versen geht der Himmel auf, und die En-gel verkündigen die Weihnachtsbotschaft. Erst sprechen sie vom Kind, dann von seiner kosmischen Bedeutung. Das Innerste der

Zwiebel haben wir in den mittleren Versen 3 und 4. Da finden die Hirten und die Könige das Kind und beten es an. Das ist die Mitte dieses Liedes – das Staunen vor dem kleinen Kind. Ich stelle mir lebhaft vor, wie die Könige, die „reich und hoch gerit-ten“ kamen, von ihren Reittieren steigen, sich zur Krippe bewegen und auf die Knie fallen.

Und zu dieser Bewegung, liebe Gemeinde, lädt uns auch das Lied ein. Wir dürfen mitstaunen, auch wenn wir nicht kapieren, warum Gott nun ausgerechnet in einem Kind zur Welt kommt. Oder wenn wir zweifeln, ob Gott mit dieser Welt und mit mir überhaupt noch etwas Sinnvolles vorhat. Das Fragen und das Zweifeln hat seine Zeit. Aber heute Nacht dürfen wir staunen über diese alte Geschichte, die Menschen immer wieder anrührt, und die schon längst tot wäre, wenn nicht Gott dahinterstünde.

„Und wir fühlten Gottes Nähe“: Irgendwie sind wir wahrscheinlich alle hierhergekommen, weil wir wenigstens die Sehnsucht nach „Gottes Nähe“ haben. Die Hirten finden Gottes Nähe in einem Kind, das „arm in einer Krippe“ liegt. Gott macht sich unendlich klein, damit er in diese Welt hineinpasst, und damit er sich an unseren Abwehrreflexen vorbeimogeln kann. Selbst die kritischen Könige (in ihren Ländern waren sie schließlich Gelehrte und Priester) steigen von ihren Reittieren herab. Gegen ein Kind kannst du dich schlecht wehren, das umgarnt dich, weil es Beschützerinstinkte weckt – oder die Erinnerung an die eigene Kindheit.

Heute Abend mogelt sich Gott an unseren Abwehrreflexen vorbei, und es fällt schwer, sich nicht in diese Geschichte verwickeln zu lassen. „Gottes Nähe“ in einem hilflosen Kind. Was ist das für ein Gott, der dermaßen tief in die Welt hineintaucht, der sich uns Menschen dermaßen vorbehaltlos ausliefert? Welches Vertrauen muss dieser Gott in uns Menschen haben – auch wenn dieses Vertrauen immer wieder enttäuscht wurde?

An dieser Stelle, liebe Gemeinde, muss ich doch ein paar Worte zu Hermann Claudius sagen, zum Dichter dieses Liedes. Als er das Lied 1939 schrieb (im Alter von 61 Jahren), da hatte er schon eine bewegte Vergangenheit hinter sich. Alle Ideologien des 20. Jahrhunderts hatte er kennengelernt, von Links bis Rechts. Und er ist dabei nicht ohne Schuld und Verstrickung geblieben. Aber in diesem Lied, da besinnt er sich auf die einfache Geschichte zurück. Da betet er gemeinsam mit den Hirten nicht dies oder das an, sondern einzig und alleine das Kind in der Krippe.

Vielleicht sind wir ja heute auch an einem Punkt, an dem diese alte Geschichte wieder ganz neu zu leuchten beginnt. Denn wir haben ja erlebt, dass der Glaube an die alleinige Macht des Marktes uns nicht weiterbringt, und dass die Höhe der Rendite auch nicht allein seligmachend ist. Erst recht nicht, wenn dabei der soziale Zusammenhalt in der Gesellschaft auf der Strecke bleibt – oder gar das Klima auf unserem blauen Planeten.

Wenn wir auf das Kind in der Krippe schauen, dann bekommen wir einen anderen Blick. Denn wir sehen ja einen Menschen an, und nicht abstrakte Aktienkurse und Ideologien. Schon allein dieser Blick auf den Menschen kann manchmal heilsam sein, weil er uns den Blick für die Realitäten lehrt.

Aber dann ist da auch noch etwas anderes: Denn mit diesem Kind, da schaut uns ja auch Gott an. Und damit geht es vor der Krippe nicht mehr nur um das, was wir wollen, sondern auch um das, was Gott will. „Auf Erden Frieden, Gottes Gnade allem Volk“: Darum geht es Gott in dieser Nacht, wenn er den Himmel aufreißt und sich in diesem Kind zu erkennen gibt. „Gnade“ – das ist, wenn wir uns von diesem Kind gnädig anschauen lassen. Vielleicht können wir dann auch andere gnädiger anschauen, und am besten auch uns selbst – mit all unseren Sorgen und Ängsten, mit unseren Grenzen und Schwächen. Wir müssen uns dafür nicht schämen, weil das Kind uns gnädig anschaut.

Und dann die großen Worte „Auf Erden Frieden“, vom Dichter geschrieben im ersten Kriegsjahr 1939. Wenn wir diese Worte ernstnehmen, dann lässt sich der Friede nicht begrenzen, dann ist es Gott nicht egal, was sich jenseits unserer Weihnachtsstuben und jenseits der Außengrenzen der EU so abspielt. Gott sei Dank, dass ihm das nicht egal ist. Denn so wird deutlich, dass Gott wirklich etwas an unserer Welt liegt, an unserem Heimatplaneten auf seinem Weg durch die Zeit.

Mit Weihnachten, liebe Gemeinde, wird die Welt nicht automatisch gut. Aber wir, wir können andere Menschen werden, wenn wir uns auf Weihnachten einlassen. Menschen, die sich in dieser Nacht beschenken lassen durch die Weite und die Großzügigkeit Gottes. Menschen, die diese alte Geschichte tief in sich hineinnehmen und sie weitererzählen. So wie die Hirten, die sich am Schluss gegenseitig in die Hand versprechen:

Immer werden wir's erzählen,
wie das Wunder einst geschehen
und wie wir den Stern gesehen
mitten in der dunklen Nacht,
mitten in der dunklen Nacht.

Und der weihnachtliche Friede Gottes ...

Predigt
zur Christvesper am Heiligen Abend
Titus 2,11-12 **24. Dezember 2009**

„Weihnachten – wer darf eigentlich Weihnachten feiern? Sagen Sie mal: Dürfen das alle Menschen – oder dürfen das nur die Christen?“ Mit dieser Frage, liebe Gemeinde, konfrontierte mich kürzlich mein Krankengymnast. Ich lag gerade auf der Liege und war auf einen Angriff auf meine verhärteten Muskeln, aber nicht auf diese Frage gefasst.

Als ich nur ein wenig aussagekräftiges „Mhm!“ von mir gab, setzte er nach und erzählte von einer Fernsehdiskussion: Da war vom Weihnachtsboom in China die Rede: Weihnachtsdeko ist da offensichtlich der letzte Schrei. Nun ist China wirklich kein Land mit einer christlichen Bevölkerungsmehrheit, und so entzündete sich im Fernsehen der Streit: Ist Weihnachten auch etwas für Nichtchristen? Und wen wundert’s: Der katholische und der evangelische Kirchenvertreter waren sich auch in dieser Frage wieder einmal nicht einig.

Für wen ist Weihnachten eigentlich da? Mit dem Kinn auf der Liege konnte ich meinem Krankengymnasten bestimmt keine befriedigende Antwort geben. Und ehrlich gesagt: Ich hatte auch keine fertige Antwort parat. Aber wenige Tage später fiel mir eine Weihnachtsgeschichte ein, die zum Thema passt.

Diese Geschichte spielt in der amerikanischen Großstadt Chicago. Es ist Heiligabend, und eine der Kneipen im Schlachthofviertel ist gerammelt voll. Draußen ist es kalt, und hier finden die Arbeitslosen und Gelegenheitsarbeiter wenigstens ein bisschen Wärme. Aber die Stimmung ist schlecht, denn das Geld reicht bei den meisten nur für einen Whisky. Und sie wird auch nicht viel besser, als einer kommt und für die ganze Kneipe eine Runde schmeißt. Viele schämen sich dafür, nicht selber das nötige Geld zu haben. Aber dann kommen ein paar Männer schließlich auf den Gedanken, für einige aus der Runde Geschenkpakete fertig zu machen. Und da man nicht viel hat, sucht man symbolische Geschenke aus – Geschenke, die zum Beschenkten irgendwie passen. Der Wirt bekommt einen Eimer mit schmutzigem Schneewasser, damit er den ohnehin schon verdünnten Whisky noch weiter verdünnen kann. Der Kellner bekommt eine leere Konservendose, damit er wenigstens ein anständiges Geschirrstück hat. Wir merken: Bei dieser Geschenkkaktion geht es darum, die Beschenkten irgendwie aufzuziehen.

Und so wird schließlich auch ein Geschenk für den Mann aus der Runde fertiggemacht, der in der Ecke sitzt und immer so schreckhaft ist, wenn die Polizei hereinschaut. Er muss wohl irgendetwas ausgefressen haben, dieser Mann. Also macht man ihm ein besonderes Paket fertig. Aus dem Adressbuch wird die Seite mit den Polizeiwachen herausgerissen, dann wird das ganze in Zeitungspapier eingepackt und sauber verschnürt. Und jetzt ist alles ganz gespannt: Wie wird der Mann in der Ecke auf das Paket reagieren?

Er packt es mit vorsichtigen Händen aus und ist auf alles gefasst. Wird er das Paket gleich zornig in die Ecke werfen? Wird sein Gesicht entgleiten? Nein, sondern stattdessen beginnt er zu strahlen, zu strahlen übers ganze Gesicht. Und dann hält er das Zeitungspapier in die Höhe und sagt: „Da lese ich in der Zeitung, dass die ganze Sache schon lange aufgeklärt ist. Jedermann in Ohio weiß, dass ich mit dem Kriminalfall nichts zu tun habe.“ Und alle beginnen zu lachen. Sie lachen erleichtert mit. Und die schlechte Stimmung ist mit einem Male vergessen (frei nach Bertold Brecht).

Soweit diese Geschichte. Überschieden ist sie mit dem Titel: „Das Paket des lieben Gottes“. Denn das gemeine Paket entpuppt sich für den Mann in der Ecke schließlich als Gottesgeschenk: Er erfährt, dass er schon längst nicht mehr unter Verdacht steht. Frei und ohne Angst kann er weiterleben. Und so nimmt dieser verkorkste Weihnachtsabend doch noch ein gutes Ende – für ihn und für die ganze Runde.

Eine schöne Geschichte. Aber was hat sie mit der Frage meines Krankengymnasten zu tun? Mit der Frage, für wen Weihnachten eigentlich da ist? Das Spannende an dieser Geschichte finde ich: Hier geht es nicht um Christen und Nichtchristen, sondern hier geht es um die Art und Weise, wie Menschen Weihnachten feiern. Und da gibt es die Leute, die sich aus Weihnachten einfach einen Spaß machen. Die rauen Gesellen aus unserer Geschichte, die packen Geschenke, um sich über andere lustig zu machen. So etwas tun die Chinesen, bei denen Weihnachten jetzt Kult ist, sicherlich nicht. Die nehmen einfach die Weihnachtsdeko, um sich bei Tannenbaum und Christstollen einen schönen Abend zu machen. Weihnachten als Themenabend – warum eigentlich nicht?

Aber wir spüren wahrscheinlich alle, dass man damit noch nicht am Kern von Weihnachten ist. Schon etwas näher dran ist der Mann aus der Ecke, der dieses merkwürdige Paket aufschnürt – und der dann die große Überraschung erlebt. Er erlebt, wie sein Leben sich in einem Augenblick verändert. Eben noch war er auf der Flucht, und jetzt kann er aufatmen. Keine Frage: für diesen Mann ist es Weihnachten geworden. Da mag der Weg zu diesem Weihnachtserlebnis noch so krumm gewesen sein. Und so würde ich meinem Krankengymnasten antworten: Für solche wie diesen Mann ist Weihnachten da – für Menschen, die sich zu Weihnachten wirklich überraschen und beschenken lassen.

Das größte Weihnachtsgeschenk liegt natürlich immer noch in der Krippe. Das Jesuskind, von dem die Engel so unerhört große Dinge sagen: „Euch ist heute der Heiland geboren – der Messias, der Herr“. Mit diesem Kind kommt Gott selber zur Welt. Er schwebt nicht auf Wolke sieben, sondern er mischt sich ein. Als erstes kommt er zu den Hirten, und das waren damals keine romantischen Gestalten wie heute hier in der Heide, sondern Leute ganz unten: abhängige Arbeiter, einfaches Volk. Gott beginnt bei denen, die ihn am nötigsten brauchen. Vielleicht würde er heute bei den Arbeitslosen beginnen. Oder bei den Überlasteten. Oder bei

denen, die sich eben noch gestritten haben. Oder bei denen, die sich Sorgen machen um die Zukunft unserer Welt.

Was passiert, wenn Gott zur Welt kommt? Die Hirten reagieren mit einer unbändigen Freude. Eine ähnliche Freude, wie sie der Mann aus der Ecke empfunden hat. Freude, weil wir Gott nicht egal sind und weil die Welt nicht alleine unterwegs ist.

Aber dabei kommt Gott als ein Kind. Ein Kind ist nicht der Präsident einer Weltmacht, und es ist auch kein Supermann. Ein Kind verändert Menschen, indem es da ist. Nicht durch Worte, nicht durch Befehle und auch nicht durch Gewalt. Ein Kind verändert Menschen, indem sie wieder lachen und träumen können.

Und so ähnlich ist das ja auch in der Geschichte über das Paket des lieben Gottes. Auch da verändert sich plötzlich die Stimmung, und die Leute, die sich aus Weihnachten eben noch einen Spaß gemacht haben, die lachen mit dem Mann aus der Ecke mit. Kein gehässiges Lachen, sondern ein Mitlachen, ein Sich-Mitfreuen.

Also noch einmal: Für wen ist Weihnachten da? Für uns alle, wenn wir uns heute Abend überraschen lassen, wenn wir uns anstecken lassen von der Freude der Hirten, und wenn wir uns neu verbinden lassen mit anderen Menschen. Auch mit solchen, mit denen wir eben noch überkreuz lagen.

So ist Weihnachten – und das hätte ich meinem Krankengymnasten wohl zum Schluss gesagt – das Fest, das keine Grenzen kennt. Nicht umsonst heißt es in der Bibel: „Denn es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen.“

Und der weihnachtliche Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Jesus Christus, dem Krippenkind, das wachsen will. Amen.

Predigt am Volkstrauertag

Mt. 25, 31-46

15. November 2009

- Menschen leben miteinander
- kein Krieg
- dass die Menschen zusammenhalten
- kein Rassismus
- Freiheit
- keine Gewalt
- Liebe deinen Nächsten wie dich selbst

Mit diesen Worten, liebe Gemeinde, haben unsere Konfirmandinnen und Konfirmanden beschrieben, was für sie Frieden ist. Frieden ist für sie mehr als die Abwesenheit von Krieg. Frieden ist, dass keiner ausgegrenzt wird. Frieden ist, dass Menschen zusammenstehen, dass sie sich respektieren – oder sogar lieben.

Wir wissen, dass ein solcher Frieden keineswegs selbstverständlich ist. Zwar ist der letzte Krieg in unserem Land fast 65 Jahre her, und mich macht es immer noch sehr dankbar, dass es eine friedliche Revolution war, die die Mauer vor 25 Jahren zum Fall brachte. Aber wie ist das mit dem Frieden zwischen den Menschen in unserem Land? Da beleidigt ein Deutscher eine ägyptische Einwanderin, weil sie auf dem Spielplatz um einen Platz für sich und ihr Kind bittet. Und als sie ihn wegen Beleidigung anzeigt, da erschießt er sie im Gerichtssaal, und ihren Mann verletzt er gleich mit. Anderes ist alltäglicher: die Kloppereien auf dem Schulhof, das stille Mobbing im Betrieb, die Ablehnung von Menschen, nur weil sie Hartz IV bekommen und nicht die neueste Kleidung tragen.

Als der Volkstrauertag vor fast 90 Jahren eingeführt wurde, das ging es um die Opfer eines großen Krieges. Die Trauer um die Toten des 1. Weltkriegs sollte einen festen Platz haben. Und diese Trauer um die Opfer der Kriege ist bis heute wichtig, weil wir nicht fassen können, was Völker und Gruppen sich gegenseitig antun können, heute im Irak und in Afghanistan. Aber daneben geht es beim Volkstrauertag auch um den inneren Frieden, um die Frage: Wie können wir in unseren Städten und Dörfern so zusammenleben, dass möglichst niemand unter die Räder kommt?

Vorhin haben einige Konfirmandinnen und Konfirmanden die Geschichte von den Böcken und den Schafen vorgelesen. Jesus kommt wieder, so haben wir da gehört, und dann hält er Gericht, und dann geht es um die Frage: Wie seid ihr mit den Schwächsten umgegangen, mit den Geringsten unter meinen Brüdern? Was habt ihr für die Hungernden und Dürstenden getan? Wie seid ihr mit den Fremden und Nackten umgegangen? Und was habt ihr für die Kranken und Gefangenen getan?

In dieser Geschichte ist von vornherein klar: Da gibt es Gerechte und Ungerechte, und die werden voneinander getrennt, wie der Hirte am Abend die Schafe und die Böcke voneinander trennt. Denn beide brauchen in der Nacht einen anderen Platz. Aber das Interessanteste dieser Geschichte sind für mich diese bohrenden Fragen: Wie geht Ihr eigentlich mit den Schwächsten um? Denn diese Frage hat etwas mit dem inneren Frieden in einer Gesellschaft zu tun. Denn wenn die Schwächsten nicht respektiert werden, dann werden auch die Starken irgendwann nicht mehr ruhig schlafen können. Oder weniger dramatisch gesagt: Wenn immer mehr Menschen den Eindruck haben, dass es in der Gesellschaft ungerecht zugeht, dann ist es kein Wunder, wenn die Wahlbeteiligung immer weiter sinkt und unsere Demokratie an Zustimmung verliert.

Auf dem Schulhof, so habe ich gehört, gehört es heute zu den größten Beleidigungen, wenn einer zum anderen sagt: „Du Opfer!“ Mit dieser Beleidigung ist gemeint: Du bringst es nicht! Du gehörst nicht zu den Starken und den Coolen! Wer das zum andern sagt, der sagt zuerst einmal etwas über sich selbst: Er möchte stark sein – alles andere sein als ein Opfer. Denn oft wenden wir uns ja gerade dann gegen die Schwachen, wenn wir selber nicht die Stärksten sind, wenn wir unsicher sind und unseren Platz in der Gesellschaft suchen.

Im Gegensatz dazu, liebe Gemeinde, stellt Jesus sich ganz deutlich auf die Seite der Schwachen: „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“ Er nimmt sich das Leid und die Freude der Schwachen zu Herzen. Und das kann er wohl, weil er innerlich frei und stark ist – weil er vom Vater die Kraft hat, die eigene Schwäche und damit auch die Schwäche anderer nicht zu verdrängen.

In den letzten Tagen ist viel über Robert Enke gesprochen und geschrieben worden, und auch mich hat der Tod dieses Torwarts von Hannover 96 tief erschüttert. Das Tragische an seinem Fall ist: Ihm ist es letztlich nicht gelungen, mit seiner eigenen Schwäche umzugehen. Dazu hatte ihn die Depression zu sehr in der Hand. Aber vielleicht ist es ja gerade diese Schwäche, die in den letzten Tagen so viele Menschen auf den Weg zur Arena in Hannover gebracht hat. Enke war eben nicht nur ein erfolgreicher und sympathischer Sportler, sondern auf tragische Weise wurde deutlich, dass er Mensch war – auch mit seiner Schwäche. Und mit solchen Menschen kann man sich identifizieren, jedenfalls ein Stück. Perfekte Stars kannst du nur bewundern.

Und vielleicht ist das ja der erste Schritt zum Frieden – wenn wir vor der eigenen Schwäche nicht mehr davonlaufen, und wenn wir sehen, was wir brauchen: Anerkennung, Unterstützung, Respekt – um nur einiges zu nennen. Denn wenn wir die eigene Bedürftigkeit sehen, dann sehen wir vielleicht auch genauer, was die anderen brauchen: der Neuzugezogene im Haus nebenan, das Kind von Eltern auf Hartz IV, die kranke Nachbarin, der Jugendliche ohne passenden Ausbildungsplatz.

Frieden, so hat eine Konfirmandin aufgeschrieben, das ist, wenn Menschen miteinander leben.
Der Frieden ist darum jeden Tag wieder ein neuer Versuch.

Und der Friede Gottes ...

Volkstrauertags-Ansprache in Groß Liedern

15. November 2009

In diesem Jahr sind wir wieder zusammen, um an die Opfer von Krieg und Gewalt zu denken. Siebzig Jahre ist es her, dass die deutsche Armee mit dem Angriff auf Polen den Zweiten Weltkrieg begann. Unzählige Opfer waren die Folgen, bis der Krieg hier in Deutschland zuende ging.

Die Namen auf dem Denkmal erinnern an die Toten der deutschen Seite, an Menschen aus unseren Ortschaften, z. T. auch aus der eigenen Familie. Als ich vor zwei Monaten in Sibirien war, da sah ich in allen Städten und Dörfern, in die wir kamen, ganz ähnliche Denkmäler. Vielleicht waren sie etwas pompöser, und auf ihnen war nicht das Eiserne Kreuz zu sehen, sondern der Rote Stern. Aber das Entscheidende waren die Namen: Tausende von Namen auf dem Denkmal in Tomsk, in einem Birkenwald hoch über dem Fluss. Auch Opfer des Krieges, Söhne, Ehemänner, Väter.

Diese Denkmäler erinnern an den blutigen Preis, den jeder Krieg fordert. Und diese Denkmäler warnen davor, den Krieg leicht zu nehmen – als wäre er nur ein virtuelles Geschehen auf dem Bildschirm. Dass der Krieg etwas anderes ist, das müssen jetzt die Truppen und damit auch die deutschen Soldaten in Afghanistan leidvoll erfahren. Es ist wohl so, dass man auf die Gewalt von Terroristen manchmal nicht anders antworten kann als mit militärischer Gewalt. Aber die Opfer auf beiden Seiten mahnen zur Vorsicht und zum verhältnismäßigen Einsatz der militärischen Mittel.

In diesem Jahr erinnern wir uns aber nicht nur an den Kriegsbeginn vor siebzig Jahren, sondern auch und vor allem an das Wunder vor zwanzig Jahren. Viele von Ihnen werden es vielleicht den Lebtag nicht vergessen, wie die Salzwedeler Straße ihrem Namen endlich wieder alle Ehre machte, weil die Grenze nach Salzwedel offen war. Über Nacht war Groß Liedern voller Trabbis, und im Dorfgemeinschaftshaus wurden Überstunden gemacht, um die DDR-Bürger mit Kaffee und Schnittchen zu versorgen. Es waren turbulente, aber auch glückliche Tage damals. Denn die friedliche Revolution war friedlich geblieben, und die Todesgrenze fiel ohne einen Schuss.

Der Kriegsbeginn vor siebzig Jahre, die friedliche Revolution vor zwanzig Jahren - beide Ereignisse zeigen, dass wir zum Bösen, aber auch zum Guten fähig sind. Wir können schießen, aber wir können auch eine Mauer niederreißen, Fremde begrüßen und ein einiges Europa bauen.

Gott hat uns die Fähigkeit zum Frieden gegeben. Aber der Friede ist eben kein fester Zustand, sondern er muss immer wieder errungen werden, auch in unserem Land, wenn es um den Ausgleich zwischen Armen und Reichen geht oder um das Verhältnis von West und Ost.

Schließen möchte ich mit einem Gebet, das am 13. November 1989 in der Leipziger Thomaskirche gesprochen wurde. Es sind Worte, die auch heute noch aktuell sind.

Wir wollen zuerst Gott danken, dass die Grenzen offen sind.

Wir wollen Gott danken, dass alles ohne Gewalt verlief und Vernunft und Besonnenheit das Handeln bestimmt hat.

Danken wollen wir Gott, der uns so viele Jahrzehnte den Frieden geschenkt hat in Europa.

Danken wollen wir Gott für unser Leben, das höchste Gut der Menschen.

Amen.

**Predigt
zum Hofgottesdienst in Tatern**

Mk. 7, 31-37

30. August 2009

Liebe Gemeinde!

Gestern das Dorffest, heute der Hofgottesdienst: in Tatern ist viel los. Nun konnte ich gestern nicht dabeisein. Aber ich bin mir sicher: Da wurde viel miteinander gesprochen, erst bei der Kaffeetafel und dann bei der Feier am Abend. Bestimmt wurden Erinnerungen ausgetauscht: „Weißt du noch: Damals ...?“ Und vielleicht wurden auch die neuesten Fußball- oder Formel-1-Ergebnisse kommentiert: „Mensch, das hätte ich aber nicht gedacht ...!“

Viel wurde miteinander gesprochen, und zum Gespräch gehört auch, dass jemand zuhört, dass jemand ein offenes Ohr hat. Denn wer weiß: vielleicht geht es dem anderen gar nicht nur um Fußball und Formel 1, sondern auch noch um etwas anderes: eine Sorge, eine Hoffnung, eine Sehnsucht. Da ist es gut, wenn ich auch die Zwischentöne höre.

Damit bin ich beim heutigen Predigttext. Denn da hören wir von einem Menschen, der weder das eine noch das andere kann. Er ist taub, und er ist stumm. So heißt es jedenfalls in den geläufigen Übersetzungen. Ein Taubstummer also, ein Mensch, der von Geburt an weder hören noch sprechen kann.

Aber wenn wir genauer hinschauen, dann ist mit diesem Menschen vielleicht etwas ganz anderes los. Vielleicht ist er jemand, der unempfindlich ist und dem es schwer fällt zu reden – so jedenfalls lassen sich die griechischen Worte für „taubstumm“ auch übersetzen. Und mir fallen Menschen ein, die Schweres erlebt haben, die apathisch und stumm geworden sind – oder die sich enttäuscht zurückgezogen haben. Genauso wie einem Taubstummen wäre es auch einem solchen Menschen schwer gefallen, die Gespräche an der Kaffeetafel oder an der Theke zu verfolgen und unbeschwert dabeizusein.

Was passiert nun in dieser Jesusgeschichte? Zwei Dinge fallen mir in dieser Geschichte auf, und über die möchte ich mit Ihnen und Euch nachdenken. Das erste: Da sind Leute, die sich um diesen Menschen kümmern. Er ist ihnen nicht egal, sondern sie bringen ihn zu Jesus. Ich finde, das ist ein schönes Beispiel für das, was Dorfgemeinschaft sein kann: dass man nicht einfach nur nebeneinander herlebt, sondern dass man sich für die anderen und ihr Schicksal interessiert. Gemeinschaft zu erleben, miteinander zu feiern: aus diesem Gedanken heraus ist ja damals vor fast dreißig Jahren die Dorfgemeinschaft mit dem Dorffest entstanden. Das Feiern ist wichtig, weil es uns Menschen auf ganz besondere Weise verbindet. Aber zur Dorfgemeinschaft gehört auch der Alltag und der Blick für die, denen es nicht so gut geht. Ein schönes Bild dafür sind die Leute, die sich in unserer Geschichte um den Taubstummen kümmern.

Und damit bin ich beim zweiten Punkt, der mir an dieser Geschichte auffällt. Ich finde es bemerkenswert, wie persönlich und unkonventionell sich Jesus dem Menschen zuwendet. Er tut lauter merkwürdige Dinge. Eigentlich sollte er ihm nur die Hand auflegen. Aber er nimmt ihn aus der Menge beiseite, und dann legt er ihm die Finger in die Ohren, berührt seine Zunge und ruft seufzend gen Himmel: Tu dich auf!

Das klingt merkwürdig und erinnert mich an afrikanische Zauberrituale. Aber vielleicht steckt darin doch ein tiefer Sinn. Warum nimmt er ihn beiseite? Manchmal müssen wir Menschen ganz für uns sein, um uns zu verändern, um ein neuer Mensch zu werden. Manchmal, da können uns auch die besten Freunde und Nachbarn nur bis zu einem bestimmten Punkt begleiten, und dann müssen wir alleine weitergehen, um die bisherigen Gewohnheiten und Lebensmuster hinter uns zu lassen. So ist das ja auch mit unseren Kindern: Als Eltern (oder auch als Paten) können wir sie ja auch nur bis zu einem bestimmten Punkt begleiten. Dann müssen wir langsam aus der Hand geben, damit sie ihre eigenen Erfahrungen machen.

Welche Erfahrung macht der Mensch, der zu Jesus gebracht wird? Er macht die Erfahrung, ganz neu geöffnet zu werden. Seine Ohren gehen auf, und seine Zunge ist nicht länger gefesselt. Am Schluss kann er wieder richtig reden und hätte sicherlich auch am Dorffest hier in Tatern seine Freude gehabt. Und er hätte wohl auch die Töne und Zwischentöne gehört.

Wie hat Jesus das gemacht? Im Tiefsten bleibt das ein Geheimnis. In der Bibel bekommen wir nur die Außenseite zu sehen – das, was man sehen und hören kann. Vielleicht war es die Nähe, die diesen Menschen geheilt hat – dass jemand den Mut hatte, liebevoll seine ganzen Blockaden zu durchbrechen. Und sicherlich war es auch der Ruf in den Himmel: „Effata – tu dich auf“. Damit hat Jesus diesen Menschen mit Gott in Verbindung gebracht – so, wie wir das vorhin mit der kleinen Linda ja auch getan haben. Und ich kann mir vorstellen, wie dieser Mensch eine neue Kraft gespürt hat – so lebendig wie der Klein Liederner Bach.

Diese Geschichte erinnert mich daran, dass wir gute Freunde und Nachbarn brauchen. Und sie erinnert mich auch daran, dass wir manchmal eine Kraft brauchen, die höher ist als alle Vernunft. Darum sind das Dorffest und der Hofgottesdienst zwei Seiten einer Medaille. Wir brauchen die Gemeinschaft miteinander und die Gemeinschaft mit Gott, um leben zu können. Denn wie heißt es so schön: „Auf einem Bein kann man nicht stehen“. Amen.

Predigt
zum 50. Dorf- und Kinderfest in Groß Liedern
16.8.2009

„Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind zu erziehen“: So, liebe Gemeinde, lautet ein Sprichwort aus Afrika. Hinter diesem Sprichwort steht die Erfahrung: Je mehr Anregungen Kinder bekommen, je mehr Menschen sich für sie verantwortlich fühlen, desto besser ist es. Gestern kam ich nach der Eröffnung des Dorf- und Kinderfestes mit einer älteren Dame ins Gespräch, die hier in Groß Liedern geboren ist. Und sie war ganz dankbar für die Kindheit, die sie hier auf einem der Höfe erleben durfte. Wahrscheinlich hat sie genau das erlebt, worum es in dem Sprichwort geht. Jedenfalls klang es so. Denn sie kannte den und jenen. Vermutlich war sie mit ihren Freundinnen auf vielen Höfen zuhause gewesen, und sicherlich brauchte sie keinen Spielplatz, weil es im Dorf und in der Feldmark interessant genug war. Dieses alte, recht übersichtliche Groß Liedern gibt es nicht mehr. Das Dorf ist gewachsen, die Landstraße ist breiter geworden, Groß Liedern hat sich verändert. Und trotzdem feiern wir an diesem Wochenende das 50. Dorf- und Kinderfest. Ich war gestern gerne dabei, als die vielen Stände eröffnet wurden: Spiele für Jung und Alt, der Kaffeegarten, die Kuchentheke. Denn hier wurde etwas von dem Gemeinschaftssinn deutlich, der den Gründungsvätern und Gründungsmüttern des Festes damals wichtig war. Manche von Ihnen werden sich noch an die Anfänge erinnern: an Lothar Wolf und die Landjugend, an Karlheinz Kansy, der über Jahrzehnte der Motor des Dorf- und Kinderfestes war, und an manches wunderbare Festwochenende hier in Groß Liedern.

Das Besondere und Reizvolle am Dorf- und Kinderfest ist bis heute: So ziemlich alles ist ehrenamtlich und selbstgemacht. Viele wirken zusammen und zählen die Stunden nicht. Damit wird der Festplatz zu einem Ort, wo sich Jung und Alt treffen, aber wo ich auch einfach mal hereinschnuppern kann. So ist Ihr Dorf- und Kinderfest ein niederschwelliges Angebot, wie das heute so schön heißt: Jeder kann dazukommen und findet schnell Kontakt. Da ist es egal, ob ich aus dem „alten“ Dorf oder vom Eichelberg komme.

Damit bin ich bei der Lebensregel, die wir vorhin in der Lesung gehört haben – und die schon aus dem Alten Testament stammt: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ In der Bibel ist das eine Anweisung, ein Befehl. Und wahrscheinlich brauchen wir wirklich immer wieder einen solchen Schubser, um nicht nur um uns selbst zu rotieren und die eigenen Probleme und Interessen zu sehen. Aber jetzt, auf dem Dorf- und Kinderfest, spüren wir vielleicht auch: Es kann Spaß machen, sich für andere einzusetzen, einen Stand zu gestalten und etwas für die Dorfgemeinschaft zu tun. Ich bin mir sicher: Die Zeit, die Sie hier einbringen, ist keine verlorene Zeit. Sie selbst haben etwas davon, weil Sie neue Erfahrungen machen und neue Menschen kennenlernen. Und erst recht haben die Menschen hier im Dorf etwas davon. Denn Sie sorgen dafür, dass Groß Liedern mehr ist als ein Schlafort am Rand von Uelzen. Sie geben dem Dorf eine Seele.

Es gab Zeiten, und sie sind noch gar nicht so lange her, da haben manche über das Dorfleben ziemlich abfällig gesprochen. Das Dorfleben galt als veraltet und langweilig. Wenn ich recht

sehe, hat sich dieser Trend verändert. Kürzlich sah ich in einem Buchgeschäft gleich zwei bunte Zeitschriften, die das Landleben anpreisen. Sie tragen Titel wie „Landlust“ oder „Schönes Land“ – oder so ähnlich.

Und der Reiz des Landlebens sind nicht nur die schönen Gärten und die größere Nähe zur Natur. Nein, der Reiz des Landlebens ist auch das andere Miteinander, das hier möglich ist: der direkte Kontakt zum Nachbarn, die Erfahrung, dass man hier, auf dem Land, weitaus eher ein paar Worte über den Zaun hinweg wechselt als in der Stadt – und dass man sich vielleicht auch eher hilft. Wie sagte kürzlich eine unserer Kapellenvorsteherinnen, als sie ihre Erfahrungen hier in Groß Liedern zusammenfasste: „Ohne Menschlichkeit und Hilfsbereitschaft geht es nicht.“

Zum Dorf- und Kinderfest gehört seit langem auch der Zeltgottesdienst. Als Pastor freue ich mich natürlich über die Selbstverständlichkeit, mit der Sie diesen Gottesdienst einplanen. Aber ich finde, das ist nicht nur eine schöne Gewohnheit. Sondern in dieser Programmplanung steckt auch ein tiefer Sinn. Denn Sie machen damit deutlich, dass der Glaube zum Leben dazugehört, dass er keine Sonderwelt ist. So sagt es ja auch Jesus, wenn er die Nächstenliebe und die Gottesliebe nebeneinander stellt, und wenn er an das 1. Gebot erinnert: „Du sollst den Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt.“

Die Liebe zu Gott steht der Nächstenliebe nicht im Weg. Ganz im Gegenteil. Gerade die Liebe zu Gott kann unser Herz weiter und unsere Kraft für andere größer machen. Ich denke da an den heiligen Georg, der seit fünfhundert Jahren drüben in der Kapelle auf dem Altar zu sehen ist. Dieser Georg wagt den Kampf mit dem Drachen, weil er an Gott glaubt. Und ihm gelingt die Befreiung der Prinzessin, weil Gott ihm die Kraft dazu gibt.

Für Georg gehört beides zusammen – die Liebe zu Gott und die Liebe zu den Menschen. Ich finde es wunderbar, dass die Bauern sich ausgerechnet diesen Heiligen ausgesucht haben. Und ich finde es genauso wunderbar, dass Georg es bis aufs Groß Liederner Wappen und bis aufs grüne T-Shirt der Ehrenamtlichen geschafft hat. Denn wir brauchen wirklich beides, um die Herausforderungen der Zukunft zu schaffen: die Liebe zu Gott und die Liebe zu den Menschen. Amen.

Predigt
zum Freiluftgottesdienst in Oldenstadt-West
17. Mai 2009 **Lukas 11,5-13**

Liebe Gemeinde, und heute ganz besonders: liebe Nachbarinnen und Nachbarn aus
Oldenstadt-West!

„Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt.“
Dieser Vers von Friedrich Schiller bringt auf den Punkt, wie sehr wir von unserem Nachbarn
abhängig sind. Schiller hat hier den „bösen“, den nervigen Nachbarn im Blick. Den, der in der
Mittagszeit seine Motorsäge anwirft. Den, der sich über jeden Ast aufregt, der in die Nähe
seines Zauns kommt. Den, der um jeden Preis Streit sucht.

Ich vermute mal, dass es solche Nachbarn hier in Oldenstadt-West nicht gibt. Aber sicher
haben Sie schon von Nachbarschaftsstreitereien gehört, die sich gewaschen haben. Und das
Schlimme ist, und darauf kommt es Schiller in seinem Vers an: Gegen einen Streithansel
können Sie verdammt wenig tun. Und gegen einen nervigen Nachbarn auch nicht. Denn oft
genug trifft er uns an unserer schwächsten Stelle. Und als Nachbarn, die Wand an Wand oder
Zaun an Zaun wohnen, sind wir nun einmal verletzlich. Weil zwischen uns und dem
Nachbarn eben nicht fünfhundert Meter Luftlinie liegen.

Aber Gottseidank, liebe Gemeinde, ist das auch die Chance zur guten Nachbarschaft. Schon
ein griechischer Dichter vor fast dreitausend Jahren wusste: Wenn ein schlechter Nachbar
eine Plage ist, ist ein guter Nachbar ein Segen (Hesiod). Und über diesen Segen der
Nachbarschaft möchte ich heute mit Ihnen sprechen.

Als ich vor einigen Wochen mit den Vorstandsmitgliedern Ihrer Siedlergemeinschaft
zusammensaß, da fragte ich auch nach der Nachbarschaft hier in Oldenstadt-West. Und ich
bekam den Eindruck: In den meisten Fällen ist das mit der Nachbarschaft ganz unkompliziert.
Da hörte ich von Straßenfesten, von den Aktivitäten der Siedergemeinschaft, vom guten
Miteinander mit der Germania Ripdorf. Aber am wichtigsten fand ich die Berichte von der
ganz normalen Nachbarschaftshilfe. Da wird zusammen Holz gesägt, weil es gemeinsam
einfacher geht – und weil vielleicht nicht jeder einen Holzspalter hat. Oder da hat der eine
überraschend Besuch und fragt den Nachbarn: „Habt Ihr im Kühlfach noch ein paar Würste.“
Oder da hilft man sich mit Eiern und Mehl oder auch mal mit einem Kasten Bier aus.

Solche Nachbarschaftshilfe macht das Leben leichter. Und ganz nebenbei verbindet sie auch
uns Menschen. Wir nehmen Kontakt zu Nachbarn auf, mit denen wir sonst vielleicht nicht
soviel zu tun hätten, oder die anders gestrickt sind als wir. Nachbarschaftshilfe verbindet. Und

als Nachbar muss ich mich auch nicht schämen, dass ich nicht immer alles zuhause habe und nicht immer alles alleine schaffe. Bei guten Nachbarn, da darf ich einfach Mensch sein.

Damit bin ich bei dem Beispiel, das wir vorhin aus der Bibel gehört haben. Es ist eine Geschichte wie aus dem echten Leben: Ein Nachbar braucht Brot, weil jemand überraschend zu Besuch gekommen ist. Es ist schon spät, und er macht sich zu seinem Freund, zum Nachbarhaus auf. Er klopft an der Tür, aber von drinnen hört er eine verschlafene Stimme: „Hör auf mit dem Krach, wir sind alle schon im Bett!“ Nachtruhe ist Nachtruhe, da scheint auch die Freundschaft oder die Nachbarschaft zwischen den beiden nichts auszurichten. Aber Jesus kommentiert die Geschichte mit den Worten: „Wenn er schon nicht deswegen aufsteht und ihm seine Bitte erfüllt, weil er sein Freund ist, so wird er doch wegen seiner Zudringlichkeit aufstehen und ihm geben, was er braucht.“

Beharrlichkeit lohnt sich, das ist die Lehre dieser Geschichte. Aus Sorge um seine Nachtruhe wird der Freund oder Nachbar dem andern schon geben, was er braucht. Nun steht da in der Bibel etwas von Zudringlichkeit, und wir wissen, dass Zudringlichkeit dem Miteinander nicht immer dienlich ist. Manche Menschen brauchen ihre Ruhe und wollen ihre Distanz, das ist sicherlich auch hier im Kattenkamp so. Aber es lohnt sich, auf den anderen zuzugehen, gerade dann, wenn ich etwas von ihm will. Und es lohnt sich auch, am Ball zu bleiben. Auch dann, wenn der andere beim ersten Mal nicht zurückgrüßt, wenn wir uns auf der Straße begegnen.

Oder wenn er beim ersten Mal „Nein“ sagt, wenn ich ihn zum Straßenfest oder zu einer anderen Veranstaltung hier in Oldenstadt-West einlade.

Nun hat Jesus (und damit bin ich beim letzten Punkt) diese kleine Geschichte nicht nur erzählt, damit wir uns Gedanken über das Nachbarschaftsleben machen. Sondern in erster Linie will er uns Mut machen, auch Gott gegenüber genauso beharrlich zu sein wie der bittende Freund. Am Ende heißt es: „Wie viel mehr wird der Vater den Heiligen Geist geben denen, die ihn bitten.“ Der Gedanke dahinter ist: Wenn Freunde und Nachbarn sich gegenseitig helfen und wenn Eltern ihre Kinder nicht im Stich lassen – warum sollte Gott sich dann taub stellen?

Gott als jemand, der zuhört wie ein Freund oder der sich umstimmen lässt wie ein schwerfälliger Nachbar – das ist das Bild hinter dieser kleinen Geschichte. Wir wissen alle um die vielen nichterhörten Gebete (ich denke da z. B. an meine heftigen Stoßgebete vor jeder Mathearbeit, und trotzdem war es oft genug wieder eine Fünf). Aber Jesus fordert uns hier zur Ausdauer auf. Wir sollen uns nicht entmutigen lassen, sondern immer wieder anklopfen, um mit Gott ins Gespräch zu kommen. Und Jesus ist sich sicher: Wir werden eine Antwort bekommen. Vielleicht sieht sie nicht so aus, wie wir uns das wünschen. Aber im Bibeltext ist ja auch nicht die Erfüllung aller unserer Wünsche versprochen. Sondern da geht es um den Heiligen Geist – diese innere Gewissheit, dass Gott für uns da ist wie ein guter Nachbar. Und ein guter Nachbar, der muss ja nicht nach unserer Pfeife tanzen. Sondern der muss es gut und

ehrlich mit uns meinen. Dann ist das Zusammenleben als Nachbarn wirklich ein Segen.
Amen.

**Ansprache
zur Konfirmation
(Oldenstadt, 3. und 10. Mai 2009)**

Predigtgrundlage: Lied „Mama“ von den „Brings“

Liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden,
liebe Eltern, Großeltern, Patinnen und Paten, liebe Festgemeinde!

„Mama, gib mir den Glauben zurück“: So heißt das Lied der kölnischen Musikgruppe „Brings“, das wir gerade gehört haben. Ich habe mich gefragt, ob dieser Song zum heutigen Tag passt, zu Eurer Konfirmation. Denn schließlich seid Ihr ja groß und hängt nicht mehr am Rockzipfel Eurer Mutter. Mit Euren schicken Sachen macht Ihr unmissverständlich deutlich: Wir sind auf dem Weg zum Erwachsenwerden. Wir sind keine kleinen Kinder mehr.

Wie passt dieses Lied zu Euch? Und wie passt es zur Konfirmation? „Mama, gib mir den Glauben zurück.“ Auch wer von der Konfirmation nur wenig weiß, weiß doch immerhin soviel: Um einen verlorengegangenen Glauben geht es da eigentlich nicht. Stattdessen werdet Ihr nachher vor Gott und vor dieser Gemeinde sagen, dass Ihr im christlichen Glauben bleiben und wachsen wollt. „Ja, mit Gottes Hilfe.“

Ihr werdet nachher Euer Jawort sagen, ja. Aber ich kann mich noch gut an meine eigene Konfirmandenzeit erinnern: an die Fragen, die ich als Jugendlicher hatte, an meine Zweifel. Und das erste, was mir an diesem Song gefällt, ist, dass er diese Fragen auf den Punkt bringt.

Was Du siehst,
das glaubst Du auch
hast Du mir gesagt
Realität vor Deinen Augen
das ist angesagt
Jesus und der liebe Gott
sind für die Schwachen da
Für die, die nicht im Leben steh'n,
ist sowas wunderbar

Ich glaube nur, was ich sehe, und der Glaube ist nur was für die Schwachen: Das sind die beiden Grundüberzeugungen am Anfang dieses Lieds. Vielleicht kennt Ihr diese Haltung. Sie passt zum Größerwerden: Denn an der Schwelle zum Erwachsensein – da lass ich mir nicht mehr alles erzählen. Und an der Schwelle zum Erwachsensein – da möchte ich meine eigene Kraft erfahren und nicht mehr auf fremde Hilfe angewiesen sein.

Soweit, so gut. Aber dann geht das Lied weiter, und wir hören da von einem Menschen, für den es richtig dick kommt. Er ist einsam, er weint, er hat sich in „quälendem Gedankenschrott“ verirrt. Vielleicht hat er Liebeskummer oder Stress in der Schule oder am Arbeitsplatz. Vielleicht haben ihn auch die Freunde alleingelassen. Oder die Eltern haben sich getrennt. Wir wissen es nicht. Aber vielleicht fallen Euch Situationen ein, in denen Ihr auch schon einmal ganz unten wart.

Was macht der Mann, von dem das Lied handelt? Er ruft nach seiner Mutter, und er möchte seinen Glauben zurück. Gemeint ist wohl der Kinderglaube, als die Welt noch fraglos in Ordnung war, als Gott genauso selbstverständlich war wie die Sonne. Diesen Glauben möchte der Sänger wieder zurück.

Ganz schön naiv, könnten wir sagen. Denn eigentlich ist er ja kein Kind mehr, sondern ein Erwachsener. Und als Erwachsener ruf ich doch nicht nach meiner Mutter! Ja, das stimmt. Aber manchmal stimmt es eben auch nicht.

Aber in diesem Fall ist die Mutter weit weg. Sie kann den Schrei nicht hören. Und darum fällt der Sänger in seiner Verzweiflung schließlich auf die Knie und betet.

In Deiner Not, Du glaubst es kaum,
gehst Du auf die Knie
und Du fängst zu beten an
sowas gab es früher nie.

Not lehrt beten, sagt das Sprichwort zu solchen Fällen. Und wir Pastoren sagen dann häufig: Es ist viel zu schade, wenn du das Beten erst dann lernst. Okay, aber Gottseidank ist Gott kein Rechthaber, sondern einer, der offene Ohren hat. Und darum hört er auch auf unsere Stoßgebete – selbst wenn sie nicht immer so in Erfüllung gehen, wie wir uns das wünschen.

Und genauso ist das auch in dem Lied. Der Sänger erlebt zunächst eine Enttäuschung. Denn die Welt des Kinderglaubens kehrt nicht wieder:

Bis heute war kein Engel da
auch nicht der liebe Gott

Aber dann heißt es weiter:
Der braucht nicht erst vorbeizukommen
der ist in Deinem Kopf
Der wohnt in Deinem Herzen
in Deinem Saft und Blut
und wenn Du einsam bist

er macht Dir Mut

Was erst wie eine Enttäuschung aussah, entpuppt sich im Lied als ein großes Geschenk: Gott kommt zwar nicht so, wie der Kinderglaube sich das vorstellt. Auch jetzt kann der Sänger ihn nicht sehen und nicht anfassen. Aber darauf kommt es auch gar nicht mehr an. Denn Gott wohnt jetzt mittendrin, im Kopf und im Herz. Er ist dem Sänger, wie er sagt, in „Saft und Blut“ übergegangen.

Näher geht es nicht. Intensiver als so lässt sich Gott nicht erfahren – wenn er uns in Fleisch und Blut übergeht, wenn er uns Mut macht. Wenn wir uns nicht mehr einsam fühlen, sondern auf andere zugehen können. Das ist ein Glaube, der zum Erwachsensein passt.

Ihr, liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden, macht heute einen großen Schritt auf dem Weg zum Erwachsensein. In den kommenden Jahren werdet Ihr immer selbständiger nach Glück und Liebe suchen, nach einem sinnvollen Leben. Ich wünsche Euch, dass Ihr den Glauben dabei als Hilfe erlebt. Euren ganz persönlichen Glauben als Jugendliche und Erwachsene.

Und noch ein Letztes! Heute endet Eure Konfirmandenzeit, die für die meisten von Euch in der vierten Klasse begonnen hat. In den vergangenen viereinhalb Jahren haben wir viel miteinander erlebt. Als wir vor kurzem noch einmal Rückblick gehalten haben, da fielen Euch v. a. die Freizeiten ein. Das undichte Zelt beim Camp for Kids, die nasse Wäsche, der lange Fußmarsch zum Hohen Mechtin. Für Frau Meyer, meine Frau und mich war es eine gute Zeit mit Euch. -

Jetzt müsst Ihr nicht mehr zum „Konfer“. Aber Ihr dürft und könnt natürlich gerne weitermachen – in der Gemeinde und in der Jugendarbeit.

Trotzdem möchten wir Euch heute ein kleines Abschiedsgeschenk mit auf den Weg geben. Es ist ein Umhängekreuz mit drei klitzekleinen Senfkörnern darin. Diese Senfkörner, die können Euch an einen tollen Satz von Jesus erinnern. Er sagte einmal zu seinen Jüngerinnen und Jüngern: „Wenn euer Vertrauen (euer Glaube) auch nur so groß ist wie ein Senfkorn, dann wird euch nichts mehr unmöglich sein.“

Ich wünsche Euch, dass Ihr diese innere Kraft spürt, und dass Euer Glaube mit Euch mitwächst. Heute, morgen und alle Zeit.

Und der Friede Gottes, der all unser Verstehen übersteigt, der bewahre eure Herzen und Gedanken in der Gemeinschaft mit Christus Jesus. Amen.

Predigt zum Ostersonntag 2009

Mk. 16,1-8

Liebe Gemeinde!

Es gibt einen alten Osterwitz, der lautet so. Da fragt einer: Warum ist Jesus zuerst einigen Frauen erschienen? – Na klar, weil die Sache schneller bekannt werden sollte!

Ja, Sie lachen. Aber dieser Witz funktioniert nur, wenn Frauen tatsächlich mitteilungsbedürftiger sind als Männer. Und ob das stimmt? Am Ende unserer heutigen Ostergeschichte hat es den drei Frauen am Grab jedenfalls mächtig die Stimme verschlagen. Zittern und Entsetzen hat sie ergriffen, so heißt es. Und darum sagen sie niemandem etwas weiter.

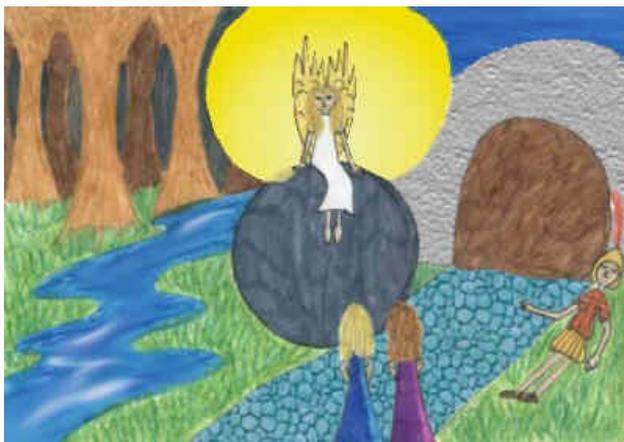
Das ist schon eine merkwürdige Ostergeschichte: Nichts von Jubel und Halleluja. Sondern stattdessen Schweigen und Erschütterung. Was ist los mit den Frauen? Warum reagieren sie so – unösterlich?

Vielleicht kommt das daher, dass sich diese drei Frauen noch nicht an Ostern gewöhnt haben. Wir wissen in der Regel, was uns zu Ostern erwartet: ein extralanges Wochenende, Osterfeuer, Osterdeko, Ostereier – und vielleicht auch die Botschaft von der Auferstehung. Für uns ist Ostern nichts Neues mehr, ein Fest wie andere.

Bei den Frauen ist das anders. Sie erleben Ostern zum ersten Mal. Und darum auch besonders intensiv. Früh am Morgen haben sie sich zum Grab aufgemacht. Sie tun das, was wir auch tun, wenn wir einen lieben Menschen verloren haben. Sie wollen Abschied nehmen. Sie wollen noch einmal an Jesus denken. Und mit dem Salböl wollen sie wenigstens ein wenig gegen die Vergänglichkeit ankämpfen. Obwohl sie wissen, dass sie Jesus auf diese Weise nicht zurückbekommen. Aber sie tun eben, was man so im Trauerfall tut. Und manchmal tut es gut, wenigstens dies noch tun zu können.

Aber als sie auf dem Friedhof ankommen, ist plötzlich alles ganz anders. Der riesige Stein vor der Grabhöhle ist weggerollt. Die drei Frauen sehen einen Engel. Und dann hören sie diesen Engel auch noch sagen: „Jesus ist auferstanden. Er ist nicht mehr hier.“

Für uns ist das die Osterbotschaft, die wir kennen. Aber für die drei Frauen ist das etwas völlig Neues. Eine der Frauen wirft es gleich um. So hat es jedenfalls die Schülerin Mirjana Teuner auf ihrem Osterbild gemalt. Die anderen Frauen stehen stocksteif da und starren auf den Engel wie auf einen Alien.



Der Ostermorgen, gemalt von Mirjana Teuner

Und ich frage mich, liebe Gemeinde, wie es uns an ihrer Stelle ergangen wäre. Wären wir sofort in Jubelstürme ausgebrochen? Natürlich wünschen wir uns das alle: dass der Tod einen geliebten Menschen wieder hergeben muss. Aber was wäre gewesen, wenn wir diese Nachricht als erste gehört hätten: „Jesus ist auferstanden?“

Vielleicht hätte sich in uns auch alles gegen diese Botschaft gewehrt. Gewehrt mit Worten wie: Das kann doch gar nicht wahr sein! Grab ist Grab und tot ist tot! An dieses Grundgesetz haben wir uns seit Kindertagen gewöhnt, auch wenn es zunächst vielleicht wehtat. Und jetzt soll das alles nicht mehr stimmen? Wahrscheinlich wären wir genauso erschüttert gewesen wie die Frauen am Grab. Erschüttert in unserem Grundwissen darüber, was geht und was nicht geht.

Natürlich können wir uns fragen: Wie ist das mit der Aufstehung zugegangen? Denn vorstellen können wir uns das nicht. Und mit den Naturgesetzen, die wir kennen, passt das auch nicht zusammen.

Aber wenn wir Gott dies Wunder zutrauen, dann könnte Ostern für uns zu einer heilsamen Erschütterung werden. Wenn Sie sich noch einmal das kleine Bild anschauen: da hat die Schülerin mit ihren Mitteln diese heilsame Erschütterung zum Ausdruck gebracht. Das Entscheidende auf diesem Bild ist nun nicht mehr der Weg zum Grab. Sondern den Frauen bietet sich nun eine ganz andere Blickrichtung. Da können sie nicht nur den weggerollten Stein und den Engel sehen, sondern auch den kleinen Fluss, der sich munter am Waldrand entlangschlängelt.

Dieser Fluss ist ein Zeichen für neues Leben. Vorhin haben wir zwei Kinder taufen dürfen, Menschen ganz am Anfang ihres Lebens. Aber mit Ostern kann auch für uns Erwachsene das Leben noch einmal ganz neu ins Fließen kommen.

Dass Jesus lebt, bedeutet nicht, dass wir nun nicht mehr mit dem Tod zu tun haben. Die Trauerfälle, die wir erleben, und Katastrophen wie das Erdbeben in Italien zeigen uns das zur Genüge. Aber vielleicht bekommt der Tod für uns ein anderes Gesicht. Eben, weil er nicht mehr todsicher ist. Der Tod konnte Jesus nicht festhalten. Warum sollte er uns dann festhalten können, wenn wir zu Jesus gehören? Warum sollte er uns von Gott und damit vom Leben trennen?

Nach Ostern ist das Todsichere nicht mehr sicher. Wir dürfen den Blick zur Seite riskieren, den Blick dorthin, wo das Leben fließt. Die ausgetretenen Pfade müssen uns nicht mehr festhalten, unsere Ängste, Zwänge und Sorgen. Wie es im Märchen heißt: „Etwas Besseres als den Tod finden wir überall.“

Und weil das ein Wunder ist, darum singen wir an diesem Tag immer wieder das Halleluja, das „Lobe den Herrn“. Kennen Sie die Geschichte von der kleinen Julia und ihrem ersten Besuch in der Kirche? Es ist Ostern, und nach dem Gottesdienst fragt der Vater seine Tochter: „Na, Julia, was hat dir denn am besten gefallen?“ Darauf antwortet die Kleine: „Das alle ‚Hallo Julia‘ gesungen haben!“

Wir können uns über dieses kindliche Missverständnis amüsieren. Aber vielleicht steckt in Julias Missverständnis eine ganz tiefe österliche Wahrheit: nämlich dass es Ostern um uns geht. Um deine und meine Auferstehung zum Leben.

Und der österliche Friede Gottes

Amen.

Predigt zu Karfreitag 2009
(Joh. 19,16-30)

Zum Tode verurteilt, entkleidet und aufgehängt: der Bericht von der Kreuzigung Jesu geht mir jedes Mal unter die Haut. Es ist zum Weglaufen. Es ist zum Wegsehen. So grausam und trostlos ist diese Geschichte.

Aber zugleich merke ich auch: Ich werde diese Geschichte nicht los. Ich kann sie nicht einfach abschütteln. Sie kommt wieder, wenn ich den Fernseher anschalte. In den Nachrichten hören wir von den Folterlagern unserer Zeit: Guantanamo, Abu Ghraib. Auch wenn diese Lager inzwischen geschlossen sind oder geschlossen werden sollen – hier zeigt sich, was Menschen anderen Menschen antun können. Und in der Zeitung stolpere ich über die trostlose Statistik der Todesstrafe: Da kann ich nachlesen, welcher Staat im Jahr 2008 wieviele Menschen legal umgebracht hat. Zahlen aus China, dem Iran, Saudi-Arabien und den USA, um die vier Spitzenreiter in diesem makabren Wettbewerb zu nennen.

Wir werden diese alte Geschichte nicht los, weil sie bis heute so oder ähnlich geschieht. Da ist die Grausamkeit der Soldaten, die um die Kleidung losen: Jesus lebt noch, aber sie streichen ihre Beute ein. Aber da ist auch ihre gleichgültige Routine: Als er in den letzten Zügen liegt, reichen sie ihm den Schwamm mit Essig, ein Betäubungsmittel. Das gehört zum Ritual dazu. Wir sind ja keine Unmenschen.

Es ist zum Davonlaufen, liebe Gemeinde. Aber wir werden diese Geschichte nicht los. Auch wenn wir die Kreuze aus unseren Kirchen herausschaffen würden, würde uns die Gewalt immer noch anspringen. Da sind die Bilder vom Amoklauf aus Winnigen, und da sind die Nachrichten von blutigen Familiendramen. Das Böse spielt sich nicht nur in der Ferne ab. Sondern manchmal ist es erschreckend nah und wohnt in Reihenhäusern und Neubausiedlungen wie bei uns.

„Wir haben unseren Sohn anders gekannt“: So schrieben die Eltern des Amokläufers von Winnigen nach seinem Tod über den Mörder. Ja, das ist wahrscheinlich, dass die Eltern ihren Sohn anders gekannt haben. Und ich nehme an, dass auch die Soldaten unter dem Kreuz nach Feierabend ganz anständige Menschen waren, liebevolle Familienväter sogar.

Und trotzdem gibt es diese andere Seite, die sich hier am Kreuz austobt: Grausamkeit, Gleichgültigkeit, Routine. Und vielleicht kennen wir diese andere Seite auch von uns, wenn wir achtlos aneinander vorbeigehen, wenn wir lieblos über andere urteilen, wenn wir andere Menschen in die Ecke stellen, wenn wir uns über Wehrlose lustig machen. Wir sind dann

keine Mörder und keine Folterer. Und trotzdem gibt es vielleicht auch bei uns manchmal eine Seite, über die wir erschrecken und die wir nicht so gerne anschauen.

Um diese unangenehme Seite geht es am Karfreitag. Die Kreuzigung bringt auf den Punkt, was Menschen einem anderen Menschen im Extremfall antun können.

Doch wenn es nur darum ginge, liebe Gemeinde, dann könnten wir uns heute auch ein Horrorvideo ansehen. Aber die Kreuzigungsgeschichte ist nicht nur eine Horrorgeschichte. Sondern Jesus hat mitten in diesen Schrecken auch noch etwas anderes hineingeschmuggelt, nämlich die Liebe. Für mich ist es immer wieder ein Lichtblick, wenn die Erzählung von den Soldaten weggeht, wenn die kleine Jüngergruppe unter dem Kreuz in den Blick kommt. Besonders anrührend finde ich, wie Jesus sich an seine Mutter und an den Jünger Johannes wendet: „Frau, siehe das ist dein Sohn.“ – „Siehe, das ist deine Mutter.“ Inniger geht es nicht. Pilatus und die Hohenpriester – die streiten sich um die Schrift auf dem Kreuz. Und die Soldaten – die zanken sich lautstark um die Kleider. Mitten in diesem Streit schafft Jesus eine neue Verbindung: Johannes soll sich wie ein Sohn um Maria kümmern, und Maria soll für Johannes wie eine Mutter dasein. Jesus ordnet hier die letzten Dinge, so könnten wir sagen. Aber er tut noch mehr: Mitten in einer Geschichte von Grausamkeit und Gewalt zeigt er, dass wir Menschen anders miteinander umgehen können: Wir können füreinander dasein, wir können füreinander Verantwortung übernehmen. Das Miteinander, das Füreinander – das ist unsere eigentliche Bestimmung. Und das merken wir ja auch, wenn wir ein kleines Kind anschauen, das uns braucht. Oder wenn wir spüren, wie sehr wir uns manchmal über das echte Interesse eines anderen Menschen freuen. Dann, wenn einerinhört und nicht gleich auf Durchzug schaltet.

Und als Zeichen der Liebe – so verstehe ich auch die letzten und schwierigsten Worte von Jesus: „Es ist vollbracht.“ Das sagt Jesus, kurz bevor ihm die Stimme versagt. Beim ersten Hinhören könnten wir diese Worte als Stoßseufzer verstehen: „Gott sei Dank, gleich habe ich die Quälerei hinter mir!“ Aber je tiefer wir in diesen Bericht eintauchen, desto deutlich wird uns: Hier geht es um mehr. Hier geht es darum, dass Jesus seinen Leidensweg nicht nur als eine unerhörte Last empfindet, sondern auch als einen Auftrag, den er bis zum Schluss erfüllen will. Nicht umsonst heißt es zweimal, „dass die Schrift erfüllt werden soll“, nämlich als sie um seine Kleider losen, und als sie ihm schließlich den Schwamm mit dem Essig reichen. Beidesmal muss Jesus das erfahren, was Psalmeter aus dem Alten Testament als ihre schlimmsten Erfahrungen von Einsamkeit und Demütigung beschrieben haben. Hier ist ein Weg vorgezeichnet, den Jesus bis zum Schluss gehen will.

Aber warum? Warum tut Jesus sich das an? Warum lässt er sich das antun? Mich erinnert das an den Anfang des Johannesevangeliums. Da sagt Johannes der Täufer, als er Jesus zum ersten Mal sieht: „Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt.“ Am Kreuz – da wird dieser Satz Wirklichkeit. Da bekommt Jesus es mit unserer dunklen Seite zu tun. Da

erträgt er das Schlimmste, das Menschen einem anderen Menschen antun können. Er erträgt es. Gott erträgt es. Der Höchste fährt nicht mit einem Blitzstrahl dazwischen, auch wenn wir uns das manchmal wünschen würden. Er räumt mit den Henkern nicht einfach auf, sondern lässt sie am Leben.

Wir könnten das als Schwäche deuten: Ist Gott etwa zu schwach, um dazwischenzufahren? Aber wir können dieses Stillhalten auch als Zeichen dafür nehmen, dass Jesus selbst noch seinen Henkern das Leben gönnt. Er lässt sich nicht davon abhalten, die Menschen zu lieben. Selbst unsere dunkle Seite kann ihn nicht davon abhalten. Und darum bittet er auch am Kreuz noch für seine Peiniger: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“

Ganz schön naiv, könnten wir sagen. Aber vielleicht spüren wir darin auch so etwas wie Befreiung. Denn wenn Jesus selbst noch für seine Peiniger betet, obwohl sich ihre dunkle Seite am Kreuz so richtig austobt – warum sollte ihm dann nicht auch an uns liegen? Vor ihm müssen wir unsere dunkle Seite nicht verstecken. Die Angst, die Aggressionen, die Gleichgültigkeit. Jesus heißt das nicht alles gut. Nicht umsonst bedürfen seine Peiniger der Vergebung. Aber wir dürfen unsere dunkle Seite Jesus hinhalten und hoffen, dass er sie durch sein Licht verändert.

Darum sind mir die Jünger unter dem Kreuz so wichtig. Für mich sind sie die Vorhut einer veränderten Menschheit. Sie sind alle keine Helden. Sie haben ihre Licht- und Schattenseiten, und sie wissen das auch. Aber sie lassen den Leidenden nicht allein. Sie sind füreinander da. Sie halten den Karfreitag aus.

Und das ist das Beste, liebe Gemeinde, das auch wir heute tun können. Den Karfreitag einfach auszuhalten. Denn merkwürdig: gerade durch diesen dunklen Tag kann unser Leben heller werden.

Und der Friede Gottes ...

**„... das ist bei Gott möglich“
Gedanken zur Jahreslosung 2009**

Zum Beginn eines neuen Jahres gehören gute Vorsätze. Jedenfalls haben wir das irgendwann einmal gelernt. Aber wir wissen auch, dass diese guten Vorsätze oft nur eine kurze Halbwertszeit haben. Mit dem Rauchen aufhören? Mehr Zeit für die Kinder? Beim nächsten Stress nicht sofort in die Luft gehen? Eigentlich könnten wir manches ändern, und wann ginge das besser als zu Beginn eines neuen Jahres! Eigentlich. Doch dann holt uns der alte Trott wieder ein, und bald genug geht es im neuen Jahr genauso wie im alten.

Wir könnten uns daran gewöhnen, wir könnten leise resignieren. Wäre da nicht die Jahreslosung für 2009: „Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich“ (Lukas 18,27). Das sagt Jesus zu seinen Jüngern, als sie gerade aufgeben wollen. „Wer kann dann selig werden?“, fragen sie, als ein reicher Mann, der nach dem ewigen Leben sucht, von seinem Reichtum nicht lassen will - und als Jesus das wie folgt kommentiert: „Es ist leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als dass ein Reicher in das Reich Gottes komme.“ Manchmal müssen wir in unserem Leben durch ein Nadelöhr gehen – und schaffen das nicht. Jedenfalls nicht allein. Darum finde ich es unendlich tröstlich, dass Jesus diesen großartigen Satz sagt: „Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich“. Mit diesen Worten möchte Jesus auch unsere Blickrichtung ändern: weg von unseren Grenzen, hin zu Gottes Möglichkeiten.

In einem neueren Glaubenslied von Eugen Eckert heißt es:

Meine engen Grenzen,/ meine kurze Sicht / bringe ich vor dich./ Wandle sie in Weite,/ Herr, erbarme dich.“

Ich wünsche Ihnen und mir, dass wir immer wieder die Weite und die Möglichkeiten Gottes entdecken. Auch dann, wenn die guten Vorsätze längst verflogen sind. So wünsche ich uns ein gutes und gesegnetes Jahr 2009!

Predigt in der Christnacht 2008
(Mt. 1,18-25)

Liebe Gemeinde,

in dieser Nacht versuchen wir die alte Geschichte noch einmal neu zu verstehen. Die Geschichte vom Kind, das in der Krippe zur Welt kam. Die Geschichte von der Nacht, in der die Hirten den Himmel offen sahen.

Heute Nacht möchte ich mich dieser alten Geschichte über eine Randfigur nähern – über Josef, den Mann der Maria. Josef ist Weihnachten immer irgendwie dabei: in der Weihnachtsgeschichte, bei den Krippenspielen und in den geschnitzten Holzkrippen bei uns zuhause. Aber meistens hält er sich dezent im Hintergrund, so wie auch hier vorne auf unseren Oldenstädter Glasfenstern: Während aller Glanz auf Maria und das Kind fällt, steht er mit seiner dunklen, braunen Kluft eher im Schatten.

Aber es lohnt sich, ihn aus dem Schatten herauszuholen. Es lohnt sich, auch einmal seine Weihnachtsgeschichte zu hören. Vielleicht entdecken wir an Weihnachten ja eine neue, bislang unterbelichtete Seite. So lasst uns hören, was das Matthäusevangelium über Josef berichtet:

18 Die Geburt Jesu Christi geschah aber so: Als Maria, seine Mutter, dem Josef vertraut war, fand es sich, ehe er sie heimholte, dass sie schwanger war von dem Heiligen Geist.

19 Josef aber, ihr Mann, war fromm und wollte sie nicht in Schande bringen, gedachte aber, sie heimlich zu verlassen.

20 Als er das noch bedachte, siehe, da erschien ihm der Engel des Herrn im Traum und sprach: Josef, du Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria, deine Frau, zu dir zu nehmen; denn was sie empfangen hat, das ist von dem Heiligen Geist.

21 Und sie wird einen Sohn gebären, dem sollst du den Namen Jesus geben, denn er wird sein Volk retten von ihren Sünden.

22 Das ist aber alles geschehen, damit erfüllt würde, was der Herr durch den Propheten gesagt hat, der da spricht:

23 »Siehe, eine Jungfrau wird schwanger sein und einen Sohn gebären, und sie werden ihm den Namen Immanuel geben«, das heißt übersetzt: Gott mit uns.

24 Als nun Josef vom Schlaf erwachte, tat er, wie ihm der Engel des Herrn befohlen hatte, und nahm seine Frau zu sich.

25 Und er berührte sie nicht, bis sie einen Sohn gebar; und er gab ihm den Namen Jesus.

Das ist schon eine merkwürdige Weihnachtsgeschichte, liebe Gemeinde. Alles, was den Zauber der „klassischen“ Weihnachtsgeschichte ausmacht, fehlt hier: keine Krippe, keine Hirten, kein Blick auf die Nacht der Nächte. Dass Maria ihr Kind zur Welt brachte, wird eher

nebenbei erzählt. Stattdessen geht es um die Vorgeschichte, um die Frage, wie Josef mit seiner besonderen Vaterschaft umgeht.

Maria ist schwanger, so hören wir. Die Nachricht, dass ein Kind unterwegs ist, lässt wahrscheinlich keinen Mann kalt: entweder freut er sich, oder er ist erschrocken. Aber in diesem Fall ist es noch etwas anderes: denn Josef ist sich keiner Beteiligung an diesem Kind bewusst. Und so versucht er, die Situation auf eine möglichst anständige Weise zu lösen. Eine heimliche Trennung ohne offizielle Scheidung – das scheint ihm das Beste. Er möchte sein Gesicht wahren, empfindet aber auch Fürsorge für seine Frau – immerhin drohte bei Ehebruch ja die Todesstrafe. Nicht umsonst nennt ihn die Bibel einen „gerechten Mann“. Josef, dieser Handwerker, ist ein Mensch, der handelt. Was ihn auszeichnet, ist, dass er verantwortungsvoll handeln will.

Aber wie gut, dass Josef nicht nur handelt, sondern auch träumt. Vielleicht hat er sich hingelegt, um die Entscheidung noch einmal zu überschlafen. Und mit diesem Schlaf öffnet er sich einer ganz anderen Wirklichkeit, so wie wir uns ja heute Nacht auch einer ganz anderen Wirklichkeit öffnen. Josef, der gibt dem Engel Raum, einer Botschaft aus einer anderen Welt. Und wir, wir „ticken“ in dieser Nacht ja auch anders als sonst. Wir lehnen uns zurück. Wir singen die alten Lieder. Wir hören die alten Geschichten.

„Josef, du Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria, deine Frau, zu dir zu nehmen; denn was sie empfangen hat, das ist von dem Heiligen Geist.“ Es sind schon besondere Worte, die Josef im Traum zu hören bekommt. „Fürchte dich nicht“: Der Engel möchte, dass Josef nicht zurückschreckt vor der anderen Wirklichkeit, die sich jetzt auftut. Und diese andere Wirklichkeit ist ja wirklich explosiv genug: Das werdende Kind ist nicht das Produkt einer außerehelichen Beziehung, sondern es ist Gottes Werk, es geht auf den Heiligen Geist, die Heilige Geistkraft zurück. Darum soll Josef, so sagt der Engel, Maria nicht verstoßen, sondern zu sich nehmen.

Wenn Josef nicht träumend dagelegen hätte, hätte er sicherlich gestutzt und gefragt. So wie Maria bei dieser Botschaft gefragt hat: „Wie soll das zugehen?“ Und ich kann mir vorstellen, dass das auch unsere Frage ist. Denn auch in der Heiligen Nacht geht der Verstand nicht unbedingt schlafen.

Darum empfinde ich es als hilfreich, dass Matthäus über die biologische Seite nur sehr zurückhaltend spricht. Anders als in späteren Schriften steht bei ihm nicht die Jungfräulichkeit der Maria im Vordergrund. Sondern entscheidend ist für ihn die Einsicht, dass dieses Kind ein ganz besonderes Kind ist: ein Mensch, der mit Gott ganz eng in Verbindung steht. Hier geht es nicht um eine biologische Besonderheit, sondern um ein viel größeres Wunder: nämlich dass Gott mit diesem Kind in unsere Welt eingreift. Nicht umsonst sagt der Engel zu Josef: „Dem Kind sollst du den Namen Jesus (das heißt: Gott rettet) geben, denn er wird sein Volk erretten aus seinen Sünden.“

Das ist die Weihnachtsbotschaft des Matthäus, und Josef hört sie als erster. Was bedeutet diese Weihnachtsbotschaft für uns heute? Vielleicht irritiert es uns, dass hier von Sünden die Rede ist. Muss die Kirche immer und überall von Sünde und Schuld sprechen, auch noch am Heiligabend? Aber richtig verstanden wird hier nicht der moralische Zeigefinger geschwungen. Sondern eigentlich geht es hier um etwas anderes: Um Lebenswege und Lebenspläne, mit denen wir in die Irre gehen, mit denen wir scheitern. Die Botschaft von Weihnachten ist: Auch wenn wir scheitern oder an Grenzen stoßen, lässt Gott uns nicht im Stich. Gott will zu denen kommen, die mit Kurzarbeit oder Arbeitslosigkeit zu kämpfen haben. Gott will zu denen kommen, die vor den Scherben ihres Privatlebens stehen. Gott will zu denen kommen, die sich auf dem Börsenparkett verzockt haben. Und Gott steht zu seiner Menschheit, auch wenn es uns immer noch so schwer fällt, an die Hungernden oder an die Zukunft unseres blauen Planeten zu denken.

Die Weihnachtsbotschaft ist ein kleines Kind, das irgendwo in Palästina geboren wird. Diese Geburt in einfachsten Verhältnissen und in einem Krisengebiet zeigt: Gott kommt mitten in die Welt hinein. Er kommt nicht in eine Welt, wie sie sein sollte, sondern wie sie ist. „Dem Kind sollst du den Namen Jesus geben, denn er wird sein Volk erretten aus seinen Sünden.“

Ja, Josef träumt. Er träumt den großen Weihnachtstraum – so wie wir vielleicht auch träumen in dieser heiligen Nacht. Aber was ist, wenn der Tag kommt, wenn es Zeit zum Aufstehen ist? Das Besondere an Josef ist: Er schüttelt den Traum nicht wie eine schöne, aber wenig alltags-taugliche Phantasie ab. Sondern er lässt sich durch diesen Traum verändern: Als erstes nimmt er Maria zu sich – kein Gedanke mehr an das Gerede der anderen. Und als das Kind da ist, gibt er ihm den sprechenden Namen. Und schließlich rettet er diesem Kind das Leben – die Flucht nach Ägypten.

Für Josef ist das Träumen und das Handeln kein Gegensatz. Was wird aus unseren Weihnachtsträumen – morgen, übermorgen, in der nächsten Woche? Gebe Gott, dass wir diese Träume weiterträumen bis in den Alltag hinein!

Und der weihnachtliche Friede Gottes ...

Damenrede
auf dem Königsball der Schützengilde Oldenstadt
10. November 2007 (Martinstag)

Liebe Gildeleute,
womit fang ich heute
diese Damenrede an?

Klar, die schöne Eva fällt mir ein
(nicht die blonde aus dem Fernseh, nein).
An die erste Eva denk ich jetzt,
Urahn Adam hat sie sehr geschätzt.
Gott machte sie aus Adams Seite,
damit sie ihn fortan begleite.
Denn Adam war damals alleine
und dachte immer nur das Eine:
Hätt ich doch jemanden neben mir;
ich bin ärmer dran als jedes Tier!
Ohne Frau ist's auch im Paradies
- wie soll ich bloß sagen? - ziemlich mies.

Nun war Adam am Ziel der Träume,
doch Träume sind oft leider – Schäume.
So dauerte das Glück nicht lange,
da sah die Eva eine Schlange
und einen Apfel noch dazu,
der ließ ihr wirklich keine Ruh,
so, wie wir Männer das gut kennen,
wenn unsre Fraun zum Shoppen rennen.

Mit dem Paradies war's dann vorbei,
doch Adam blieb seiner Eva treu.
Unvollständig war er ohne sie,
das spürte er jetzt so klar wie nie,
denn sie war und blieb ein Teil von ihm.
Beide wurden nun ein starkes Team:
Er jagte, sie wusch die Wäsche flott
jenseits von Eden im Alltagstrott.
Wahrscheinlich hielt er das für gerecht;

denn für ihn war dieser Deal nicht schlecht.
Ganz klar, dass er sie heimlich lobte,
wenn er durch seine Wildnis tobte.
Doch lassen wir das Neandertal,
mehr darüber gibt's ein andermal.

Ich will noch von Käte erzählen,
ohn' euch mit Geschichte zu quälen.
Denn sie war eine moderne Frau,
diese Käte, ich weiß es genau,
auch wenn sie schon vor Jahren verblich.
Kate Hudson ist es also nich'!
Wer sonst? Komm, sag's holterdipolter,
Pastor, spann uns nicht auf die Folter!
Dann sagt mir, wer heut Geburtstag hat,
denkt nach, und seid nicht müde und matt.
Denn seine Frau habe ich im Sinn,
zu ihr geh'n die Gedanken hin.

Na klar, der Martinstag ist heute
und Luther hat Geburtstag, Leute.
Um seine Käte soll es gehen,
es lohnt sich, näher hinzusehen.
Sie hieß Katharina von Bora,
war Nonne und sang ihr „Ora,
ora pro nobis“ hinter den Mauern.
Doch dies sollte nicht länger dauern.
Denn sie hatte von Luther gehört,
und schon war ihre Ruhe gestört.
Sie hielt es im Kloster nicht mehr aus,
sie wollte Freiheit, wollte hinaus.
Ihre Flucht war ein Abenteuer,
ihr selbst vielleicht nicht ganz geheuer.
Denn damit man sie nicht entdeckt,
war sie auf einem Wagen versteckt.
Zwischen Fässern für Hering und Bier
duckte sie sich, flach wie ein Tier.

Draußen fing ein neues Leben an,
und man suchte für sie einen Mann.
Wie das so ist in unserm Leben:

Der eine wollt' kein Jawort geben,
den andern konnte sie nicht leiden;
sie wollte sich nicht ewig streiten.
Da wusste man nicht mehr aus noch ein,
denn sie sollte doch nicht ohne Ehe sein.
Schließlich machte ihr Luther ein Angebot.
Er sah nicht nur Katharinas Not,
sondern wollt' auch das Zeichen geben,
dass wir nicht gut alleine leben.
Nein, nach Liebe hört sich das nicht an,
kein Geknister zwischen Frau und Mann.

Doch was nicht war, konnte noch werden,
sie wurden glücklich hier auf Erden.
Wenn er morgens ihre Locke sah
neben sich, dann war das wunderbar.
Und auch sonst war es für Luther fein,
denn jetzt wurde seine Bude rein.
Ein Jahr lang war das Bett nicht gemacht,
der Professor gab auf so was nicht Acht.
Leben kam in die Klostermauern,
nur Feinde konnten das bedauern.

Doch Käte war kein Heimchen am Herd,
sie ging um mit Wagen und Pferd,
schuf einen großen Wirtschaftsbetrieb,
ihm war besonders ihr Bier sehr lieb.
Wenn Gäste oben zu Tische saßen,
dort recht mittelalterlich aßen,
dann trug sie nicht nur Essen herein,
sie griff auch in die Debatte ein.
Wo Männer theologisch stritten,
da war sie oft genug inmitten.
Ganz klar, dass Martin, der sie kannte,
sie die Doktorin Luther nannte.

Zum Abschluss will ich das Fazit ziehn,
denn darauf zielt diese Rede hin.
Das Beispiel der beiden Frauen zeigt:
Ohne sie wär's Leben glatt vergeigt,
denn sie sind unser besserer Teil

und gereichen uns zum Wohl und Heil.
Gott hat uns mit ihnen reich beschenkt
und unsere Wege gut gelenkt.

Also, Gildeleute,
womit schließ ich heute
diese Damenrede ab?

Mit einem Hoch, mit einem Vivat!
Darum soll jeder, der ein Glas hat,
seinen Humpen heben. Wie ein Mann
stoßen wir auf unsre Damen an.